DC
715
P37
Bd.10

753

Chronik

des

Oeil de Boeuf

der

innern Gemächer des Schlosses

und der Gesellschaftssäle von Paris.

Herausgegeben

durch die verwittwete Gräfin von B***.

Achtzehnter Band.

Leipzig, 1837.
Literarisches Museum.

Pariſer Nächte.

Eine

Gallerie galanter Abentheuer, geheimer Liebes- und anderer Geſchichten

der

Pariſer Großen.

Zehnter Band.

Leipzig, 1837.
Literariſches Muſeum.

Funfzig Jahre

der

geheimen Geschichte

Frankreichs

und des

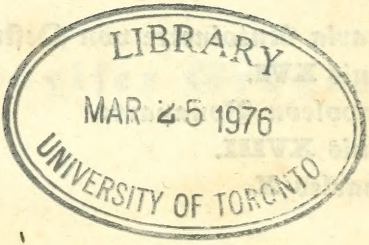
Hofes von Versailles.

Maria Antoinette von Oestreich.
Louis XVI.
Napoleon Bonaparte.
Louis XVIII.
Charles X.

Vierter Band.

Leipzig, 1837.
Literarisches Museum.

DC
715
P37
Bd. 10



III.

1793. (Fortsetzung.)

Lepelletier's Märtyrerthum. — Ein Despot vor den Leuten und heimlicher Sansculotte. — Pache. — Die Apostel der Republik. — Ursprung des Revolutionstribunals. — D'Orleans, Generallieutenant der Republik. — Cathelineau, Stofflet. — Die Flechte an der Wange. — Niederlage bei Nerwinden, Valence, Miranda. — „Ich sehe Brutus." — Abfall von Dumouriez. — Republikanische Taufe. — Der Wohlfahrtsausschuß. — Die Orgie bei verschloßnen Thüren. — Erinnerungen einer alten Schauspielerin. — „La belle Fermière et L'Ami des lois." — Grabt Kanäle. — Fantasmagorie. — „La papesse Jeanne", eine Oper. — Lebrun's patriotische Ode. — Marat's Triumph. — Die Propheten der Emigration. — Der „Negociantismus." — Die geschornen Republikaner. — Der 31. Mai. — Konstitution von 1793. — Ursprung des schwarzen Kabinets. — Die heilige Ampulla wird zerschlagen. — Santerre, Rossignol, Ronsin. — Der Schleich-

weg. — Ein Schauspieler-General. — Der Kamm und die Sterne. — Madame Roland zu St. Pélagie. — Ergebenheit einer Frau. — „Le ballet de Paris.“ — „Fénélon,“ Tragödie. — Dugazon's Leichtfertigkeiten. — Michor wird durch einen Hanswurst gerettet. — Die Föderalisten. — Charlotte Corday. — Marat's Apotheose. — Grotesker Enthusiasmus. — Die Wassertrinker. — Die Patrioten von Bourg-Régénéré. — Die Verdächtigen. — Militärische Ereignisse. — Ueberblick des Zustandes von Frankreich. — Damenkokarden. — Republikanische Zeitrechnung. — Die heiligen Gemüße. — Pluviôse und Ventôse. — Herr von Châteaubrillant als Lobredner der Jakobiner. — Prozeß der Königin. — Carrier's republikanische Hochzeiten. — Fouché als Hoherpriester der Natur. — Letzte Katastrophe der Girondisten. — Prozeß und Tod des Herzogs von Orleans. — Erscheinen von Madame Tallien. — Fouquier-Tinville und das Mädchen von Nantes. — Unglücksfälle zu Lyon. — Die Orgie und die Strafe. — Chalier. — Die Renegaten. — Bailly's Ermordung. — Linguet. — Das Veni creator. — Der Fall von Cotillon III. — Belagerung von Toulon. — Ein großer Stern geht auf. — Junot. — Militärischer Ueberblick. — Massena, Pichegru, Jourdan, Kleber, Marceau. — Der Schlag mit der flachen Klinge.

So eben war ein Märtyrer für die absolute Monarchie gestorben; Ludwig XVI. ruhte unter dem Rasen des Magdalenenkirchhofs, aber bald folgte ihm auch ein Märtyrer der Freiheit ins Grab nach. Am

20. Januar 1793 wurde Lepelletier de St. Fargeau bei einem Restaurateur des Palais-Royal, damals Palais-Egalité genannt, ermordet, welcher Name übrigens den seltsamsten Widerspruch enthielt.

Die Umstände dieses Mordes waren, nach den glaubwürdigsten Nachrichten, folgende:

Lepelletier de St. Fargeau, der Sohn eines ehemaligen Oberrichters und zur Zeit der Revolution selbst im Besitz dieses Amtes, war ein Mann von sanftem Charakter, Feind der Intrigue und ohne Ehrgeiz. Wozu hätte er ihm bei 500,000 Livres Rente auch genutzt? Kann diesem Manne demungeachtet einiger Mangel an Gewissenhaftigkeit und Neigung zu Extremen vorgeworfen werden, so ließ er sich vielleicht dazu verleiten, um sein Vermögen zu retten, oder er machte sich dessen aus Charakterschwäche schuldig. Doch sei dem, wie ihm wolle, Lepelletier hatte, wie man sagte, bei seiner Eidesleistung als Präsident geschworen, nie die Todesstrafe gegen Jemand auszusprechen. Da er dennoch für den Tod Ludwigs stimmte, so muß man denken, daß er einem fremden Einflusse, wenn nicht der Furcht nachgab. Folgendes Gerücht darüber war 1793 allgemein verbreitet, und ist von mehreren Verfassern von Memoiren wiederholt worden.

Am 13. Januar, nach einer Sitzung des Konvents, wo die Deputirten ihre Ansichten über die zu gebenden Vota ausgesprochen, gab Ludwig Philipp Egalité in seinem Palaste ein Gastmahl, wozu er

mehrere Repräsentanten eingeladen hatte, deren Gesinnung zweifelhaft schien. Lepelletier de St. Fargeau, Deputirter von der Yonne, gehörte mit dazu. Gegen Ende des Banketts, als der Champagner die Gäste gesprächig gemacht, nahm d'Orleans die Deputirten, deren Votum ungewiß war, nach einander bei Seite, um sie für seine Ansichten zu gewinnen, d. h. zu vermögen, die Todesstrafe auszusprechen.

„Ist's wahr, St. Fargeau," begann er zu dem Expräsidenten, „daß Sie ihn schonen wollen?"

„Bürger, ich habe geschworen," entgegnete der Gefragte, „nie für Jemands Tod zu stimmen, und am wenigsten für den Fall eines gekrönten Hauptes."

„Ein altes Vorurtheil, mein Bester! Geben Sie Acht, Sie bringen sich ins Verderben."

„Wie so?" fragte der schüchterne St. Fargeau mit furchtsamer Miene.

„Achten Sie so wenig auf das, was vorgeht, um nicht zu wissen, daß Ihr großes Vermögen morgen schon, ja vielleicht diesen Abend ein Grund Ihrer Anklage werden kann?"

„Ich verstehe Sie nicht; die Quelle meiner Reichthümer ist rein, wie der Ruf meiner Verfahren, von denen ich sie geerbt habe."

„Wer sagt das Gegentheil; allein bedenken Sie," fuhr d'Orleans fort, den Gast auf die Achsel klopfend, „daß jetzt kein Reicher unschuldig ist? — Verstehen Sie mich nun?"

„Ja, Bürger, nur zu gut," erwiederte Lepelletier ausnehmend bestürzt. — „Mittelst Kopfabschlagen und Konfisciren ist es allerdings leicht, über anderer Vermögen zu disponiren."

„Geht's jetzt anders zu? — Glauben Sie mir, um Ihr Leben und Ihre Reichthümer zu retten, müssen Sie für seinen Tod stimmen und Ihre Freunde auch dazu bereden."

„Ich will darüber nachdenken, mit meinem Gewissen zu Rathe gehen —"

„Das Gewissen, bester Kollege, ist bei politischen Krisen die Nothwendigkeit. — Versprechen Sie mir, in unsrem Sinne zu votiren."

Und D'Orleans soll noch hinzugefügt haben:

„Und ich verspreche Ihnen eine Verbindung mit meiner Familie."

Doch sei dem, wie ihm wolle, der schwache St. Fargeau, überzeugt, daß D'Orleans regieren würde, oder dies fürchtend, votirte den Tod des Königs, und veranlaßte auch fünfundzwanzig seiner Freunde dafür zu stimmen, gegen ihr früher sich wechselseitig gegebenes Wort, für Gefängniß, oder Verbannung zu votiren.

Am 20. Januar speiste Lepelletier allein bei dem Restaurateur Février im Palais-Royal, als plötzlich ein Mann von hohem Wuchs, und noch jung, nebst fünf Begleitern, mit zornigem Blick aus einem Kabi-

net hervortrat, und gerade auf den Deputirten losging.

„St. Fargeau," begann er, „Sie hatten Ihr Ehrenwort gegeben, nebst fünfundzwanzig Ihrer Freunde nicht für den Tod des Königs zu stimmen."

„Ich stimmte dafür, weil es mir mein Gewissen gebot; allein was geht das Sie an?" antwortete mit Festigkeit Lepelletier, dem es weniger an Muth, als an moralischer Kraft fehlte.

„Sie haben Ihr und Ihrer Freunde Votum verkauft."

„Bin ich Ihnen darüber Rechenschaft — —" Er konnte nicht vollenden.

„Empfange, Elender, den Lohn Deines Meineids," unterbrach ihn der Andere, zog unter seinem Kleide einen Säbel hervor, stieß ihn St. Fargeau in die linke Seite, und entfernte sich mit Hilfe seiner Genossen, ohne daß Jemand ihn zu verhaften suchte *).

---

*). Ich garantire diese Darstellung des Ereignisses; Garat's, des Justizministers, Bericht an die Repräsentanten lautete so: „Lepelletier hatte bei Fevrier gespeist, und befand sich im Comptoir, um zu bezahlen, als ein Mann, in einiger Entfernung von ihm, fragte, ob dies Lepelletier sei, und als man darauf mit Ja geantwortet, sich dem Deputirten näherte, und ihm zurief, ob er Lepelletier hieße. „Ja," antwortete dieser. „Welche Meinung hatten Sie in der Angelegenheit des Königs?" — „Ich stimmte, meinem Gewissen gemäß, für den Tod." — „So empfange Deinen Lohn," versetzte der Andere, zog seinen Säbel, und ver-

Man eilte St. Fargeau zu Hilfe, der am Boden lag und ihn mit seinem Blute bedeckte.

Ein Polizeikommissär, der augenblicklich herbeigerufen wurde, konnte noch die Aussagen des Verwundeten aufzeichnen. Wundärzte, die unterdessen herbeigekommen, legten den ersten Verband an, worauf man Lepelletier zu seinem Bruder, nach dem Platze Vendôme, brachte. Tags darauf, um ein Uhr, starb er mit den Worten: „Mich friert.“ *).

Ludwig XVI. kam also nur drei Stunden früher zu den Todten, als einer der Richter, die ihn dahin gesandt.

An demselben Tage, und fast zu derselben Stunde, wo Lepelletier ermordet wurde, hätten auch beinahe die Deputirten Bréard und Goupilleau ihren Tod gefunden. Es hieß damals, ein sehr ausgedehntes Komplot, nach Art der ehemaligen Freischöffen Deutschlands, sei zu dem Zwecke angezettelt worden, alle Deputirte, die für den Tod des Königs gestimmt, wo sie sich fänden, umzubringen. Ein einziger der Verschwornen

---

setzte ihm einen tödtlichen Streich.“ — Garat war über Meyreres falsch unterrichtet, und ich habe die Wahrheit nach zuverlässigen Zeugnissen wieder hergestellt.

*) Er sagte nicht: „Gern vergoß ich mein Blut für's Vaterland, und hoffe, es wird dazu dienen, die Freiheit zu befestigen, und ihre Feinde an den Tag zu bringen.“ — Dienstfertige Redner haben dies erst später erfunden.

zeigte Entschlossenheit genug zur Ausführung des Attentats. Es war dies derselbe Pâris, der sich einige Monate früher mit dem Patrioten Boyer auf Leben und Tod schlagen sollte.

Diese große Konspiration gegen das Leben der Hälfte des Nationalkonvents war, wie erwähnt, 1793 ein bloßes Gerücht, das mir aber einige Jahre später ein Verwandter von Pâris, der Näheres von der Sache wußte, bestätigte. Zur Zeit, wo dies mörderische Projekt gefaßt wurde, und unter dem Einflusse der damals herrschenden Meinungen hielt man Saint-Fargeau's Mörder und seine Mitschuldigen für schwarze Bösewichter. Die Nachwelt wird ihre Aufopferung für die königliche Sache verschieden betrachten. Bei Revolutionen können politische Handlungen weder für Verbrechen, noch für Tugenden gelten; erst die Geschichte vermag sie zu beurtheilen.

Auf Barrère's Bericht votirte der Nationalkonvent einstimmig, daß dem Märtyrer der Freiheit, Lepelletier Saint-Fargeau, die Ehre des Pantheon zu Theil werden und die ganze Nationalversammlung seinem Leichenbegängniß beiwohnen solle. — „Mirabeau starb wegen seiner Laster," rief der Redner, „Lepelletier wegen seiner Tugenden. Mirabeau's Genie wird Neid und Verleumdung überleben, Lepelletier's Opfertod aber die Jahrhunderte. Mirabeau's Genie kann nicht seine geheimen Angriffe auf das Vaterland rechtfertigen;

Lepelletier starb für dasselbe. Er verdient also die Ehre des Pantheons."

Am 11. Januar las man an allen Straßenecken der Hauptstadt: „Signalement von Pâris, ehemaligem Gardisten des Königs: Größe, fünf Fuß und fünf Zoll; Bart, blau; Haare, schwarz; Gesichtsfarbe, braun; vollständige Zähne; Kleidung, ein grauer Ueberrock mit grünen Aufschlägen und ein runder Hut."

Das Leichenbegängniß des Märtyrers der Freiheit wurde auf den 24. Januar festgesetzt, und ganz Paris wohnte ihm bei, trotz der ausnehmenden Strenge der Jahreszeit. Für die Pariser, deren Neugierde jedes Schauspiel rege macht, hat in diesem Falle:

Nicht Gluth der Sommer, Eis der Winter nicht.

Um 10 Uhr Morgens erblickte man das Paradebette St. Fargeau's auf demselben Piedestal des Platzes Vendôme, der jetzt Platz der Piken hieß, wo kürzlich noch die Reiterstatue Ludwigs XIV. gestanden. Zwölf Stufen führten zu dem Piedestal, an dessen vier Ecken sich antike Kandelaber befanden, worauf Wohlgerüche brannten. Der Todte war bis zum Gürtel nackt; man sah die tiefe, breite Wunde. Das Schwert, was sie verursacht, sowie die blutigen Kleidungsstücke waren zugleich mit diesem blassen Leichname ausgestellt und gewährten ein schreckliches und rührendes Schauspiel. Für das Auge des Dichters oder des begeister-

ten Patrioten fehlte aber hier der Mörder, der, mit Ketten belastet, seine Strafe mit dem Triumphe Saint-Fargeau's beginnen sah.

Eine Trauermusik, von Gossec komponirt, ließ sich während der Zeit hören, als sämmtliche Mitglieder des Nationalkonvents und der übrigen Behörden und Körperschaften auf dem Platze der Piken zusammenkamen. Um elf Uhr, als die Versammlung vollständig war, übergab der Ceremonienmeister dem Präsidenten des Konvents, Rabaud Saint-Etienne, eine Krone von Eichenlaub und Blumen. Der Präsident ging, unter Vorantritt der Huissiers der Nationalversammlung und der Musik, um das Piedestal herum, stieg dann gravitätisch die Stufen hinauf und setzte die Krone Lepelletier aufs Haupt.

Um Mittag setzte sich der Zug in Bewegung; unter andern Attributen sah man darin ein Banner, worauf das Dekret der Nationalversammlung geschrieben war, was die Ehre des Pantheons dem Verblichenen zuerkannte; ferner eine mit einem Flore umhüllte Göttin der Freiheit, sowie die blutigen Kleider Saint-Fargeau's, die an einer mit Eichen- und Cypressenlaub umwundnen Pike befestigt waren.

Diese seltsamen Insignien, der offengetragne Leichnam, die Tambours mit Flören, die Trauermusik, die das Opfer umgebenden Kanonen, ein beredtes Symbol der Rache, die 10,000 Piken auf einem Raume von etwa 1000 Klaftern, kurz Alles bei dieser Todten

feier war geeignet, ich weiß nicht welche heroische Melancholie zu erregen, der sich ein Bedürfniß der Rache beimischte. — Der überlegende Royalismus würde sich wohl gehütet haben, einen solchen Eindruck hervorzurufen.

Nachdem der Zug mehrmals Halt gemacht, kam er endlich im Pantheon an, wo der Todte auf eine Estrade gelegt und mehrere Reden gehalten wurden. Der Bruder Saint-Fargeau's sprach zuletzt: seine Beredtsamkeit, begleitet von Thränen und den Ergüssen eines gerechten Unwillens, brachte einen tiefen Eindruck hervor. Lange hallten noch unter dem majestätischen Tempelgewölbe die mit starker Stimme gesprochnen Schlußworte wieder:

„Ich stimme, wie mein Bruder, für den Tod der Tyrannen."

Tags darauf fand noch eine rührendere Szene in der Mitte des Nationalkonvents statt, dem die Witwe, die Tochter und die beiden Brüder des Ermordeten vorgestellt wurden. „Bürger!" rief der Redner des vorigen Tags, „erlauben Sie mir, Ihnen meine Nichte, die Tochter von Michel Lepelletier, vorzustellen, die Ihnen, wie dem französischen Volke, für den ewigen Ruhm danken will, den Sie ihrem Vater zuerkannt." — Lepelletier nahm nun das Kind auf den Arm und fuhr, auf den Präsidenten zeigend, fort:

„Das, meine Nichte, ist jetzt Dein Vater;"

dann aber, sich an die Versammlung und das Volk auf den Tribunen wendend, fügte er hinzu:

„Volk, das ist Dein Kind.“

Der Nationalkonvent erklärte nun durch seinen Präsidenten, daß er im Namen des französischen Volks die Tochter Saint-Fargeau's, des Märtyrers der Freiheit, adoptire.

Ich gehe jetzt zum letzten Akte dieses Drama's über, das Anfangs den Prolog und dann den Epilog der großen Tragödie vom 21. Januar bildete. Ein Brief von Forges-les-Eaux, im Departement der untern Seine, der am 29. Januar in der Nationalversammlung vorgelesen wurde, enthielt nämlich folgende Angaben. Am 27., gegen fünf Uhr Abends, kam ein Mann von großer Statur in ein Wirthshaus der Kommun. Sein Benehmen, seine Kleidung, der Stockdegen, welchen er trug, erregten bei dem Wirthe Verdacht, den er der Municipalität mittheilte. Als der von dieser abgeschickte Beamte in den Gasthof kam, war der Fremde schon zu Bette. Zwischen ihm und dem Kommissär entspann sich nun folgendes Gespräch:

„Ihren Paß, Bürger.“

„Ich habe ihn verloren.“

„Sind Sie Soldat?“

„Nein.“

„Beamter?“

„Ebensowenig.“

„So stehen Sie auf und folgen mir aufs Stadthaus.“

„Sogleich.“

Nach dieser Antwort wandte sich der Mann im Bette hastig nach der Wand, und den Augenblick nachher hörte man einen Schuß. Der Unbekannte hatte sich mit einer Pistole in den Mund geschossen und war todt.

Gleich Anfangs hatte der anwesende Brigadier der Gensd'armerie, trotz der Dunkelheit, das Signalement von Paris zu erkennen geglaubt. Die Untersuchung der Effekten und Papiere des Todten bestätigten diese Vermuthung. Sein Hemde war mit C. P. gezeichnet und in seiner Tasche fand man sein Taufzeugniß und sein Brevet als Gardist des Königs.

So endigte das am 20. Januar inmitten der Hauptstadt begonnene Drama sieben Tage nachher in einem Gasthofe auf dem Lande. Es gäbe hier noch genug Stoff für unser Theaterpublikum des neunzehnten Jahrhunderts; diese Stelle meiner Erinnerungen ist fast schon die Skizze zu einem jener Stücke, die unsre Dramatiker täglich vom Lesekabinet auf die Bühne versetzen, ohne das Geringste davon zu erwähnen, wo sie dieselben hergenommen. Ich, meines Theils, bin Mitautor (das Wort ist bescheiden) von einer Menge neuer Stücke, wovon die Anschlagezettel aber kein Wort sagen, und auf diese Art machen sich gar viele Schriftsteller zu Originalen und Dichtern.

Während die eben erzählte Katastrophe durch ihre verschiedenen Abstufungen ging, entwarf der Deputirte Syeyes in seinem Kopfe, wo sich alle vergangne und zukünftige Konstitutionen in Gährung befanden, ein kleines soziales Provisorium, bis sich seinem Genie eine größre Kombination offenbarte, die Frankreich als die Basis eines dauernden republikanischen Zustandes geboten werden könne. Diesmal hatte unser Konstitutionenfabrikant nicht das Glück, sein Werk angenommen zu sehen; das gegenwärtige Provisorium schien nämlich weniger bizarr, als das von Syeyes vorgeschlagne. Es war dies jenes unverdaute Durcheinander von legislativer und exekutiver Gewalt, jenes in seinen Theilen so wenig streng begrenzte und übereinstimmende System, was den Intriken der Parteien überall zugänglich war. Im Geiste dieses Provisoriums wurde vom 31. Januar bis zum 4. Februar die Vereinigung der Grafschaft Nizza mit Frankreich, die Ausgabe von 800 Millionen Assignaten und die Erklärung des Kriegs an Holland und England ausgesprochen. Ebenso hielt man für ein heilsames Ereigniß den Bruch des Handelstraktats, den 1787 der Graf von Segur zwischen Rußland und Frankreich abgeschlossen, und zwar hauptsächlich mit Hülfe hübscher Liederchen, galanter Madrigals, Inschriften auf einem Bande oder Stückchen Zeug und dergleichen, welche dieser süße Diplomat der Toilette Katharinens spendete.

Der Befehl an Dumouriez, in Holland einzurücken, die am 24. Februar dekretirte Aushebung von 300,000 Mann, und die am 28. Februar vom Exkapuziner Chabot unbedenklich auf acht Milliarden und dreißig Millionen angegebene öffentliche Schuld waren lauter Folgen des republikanischen Provisoriums der ersten Monate von 1793.

Im Augenblicke, wo die nordische Semiramis, wie die damaligen Royalisten sagten, mit der französischen Republik brach, erließ sie einen heftigen Ukas gegen die Revolution, worin sie die in ihren Staaten befindlichen Franzosen aufforderte, Alles abzuschwören, was in ihrem Vaterlande geschah. Die Eidesformel schloß so: „Und sollte ich diesen Schwur brechen, so unterwerfe ich mich der ganzen Strenge der Gesetze in diesem, und dem schrecklichen Gerichte Gottes in jenem Leben. Ich küsse, zur Versicherung dessen, das heilige Evangelium und das Kreuz meines Erlösers.“ — Die hungrigen Emigrirten, deren Mehrzahl es nicht einfiel, in Deutschland zu kämpfen, schwuren und küßten, was die Zaarin wollte, um die wohlthätige Gastfreundschaft an den Ufern der Newa nicht zu verscherzen. Was ich aber jetzt mittheilen will, wird gewiß Jeden überraschen, und wüßte er auch noch so gut die Verschiedenheit der Politik der Kaiserin von den Launen des Weibes Katharine zu beurtheilen. Während man jenen schrecklichen Eid mit unbeugsamer Strenge von den französischen Royalisten forderte,

spielten die Musiker der Garde jeden Morgen, unter den Fenstern des kaiserlichen Palastes, die demokratische Marseillaise und das sanskulottische „Ça ira“, worein ihre Majestät ganz vernarrt war. Abends aber, in der Zurückgezogenheit des Kabinets, das nur noch selten ein Heiligthum der Liebe wurde, ließ Katharine von ihren Frauen und Höflingen die Carmagnole tanzen und singen, bei deren Klange Ludwigs XVI. Thron zusammengestürzt war, und die Kaiserin, auf einem Divan sitzend, lachte darüber, daß ihr sehr ansehnlicher Bauch schütterte.

Sobald die militärischen Operationen ausgedehnter wurden, ersetzte der Konvent den Minister Pache, in der Meinung, daß er seinem Amte nicht mehr gewachsen sei, durch den General Beurnonville, dem Dumouriez, wie er selbst sagte, in die Höhe geholfen, so mittelmäßig er war, der aber, trotz dieser Mittelmäßigkeit, sich selbst bald noch viel mehr aufhalf.

Pache wurde, als er aus dem Ministerium trat, zum Maire von Paris gewählt. Ich will jetzt die Gelegenheit benutzen, seinen ziemlich allgemein verkannten Charakter zu schildern. Er war der Sohn eines schweizerischen Portiers, der ihn studiren ließ, und übrigens ein Mann von einfachen Sitten. Patriarch inmitten der allgemeinen Verderbniß, glaubte er noch an die Tugend, liebte die Freiheit und meinte, sie sei keinem Mißbrauch ausgesetzt. Natürlich konnte ein solcher Mann nicht in Frankreich bleiben; wirklich

kehrte er auch kurz vor der Revolution nach der Schweiz zurück und gab ein einträgliches Amt auf, was er der Protektion des Marschalls von Castries verdankte. Letzterer, mit seinen Diensten zufrieden, setzte ihm eine Pension aus. Unser Landsmann bereuete aber bald in der Schweiz Frankreichs schönen Himmel, indem er dort unter demokratischen Formen den ärgsten Despotismus fand. Der Verlust seiner Frau, und die Revolution, von der er jene Freiheit hoffte, die er vergebens am Fuße der Alpen gesucht, bestimmten ihn daher, wieder nach Frankreich zurückzukehren.

Pache, der für seine in der Schweiz verkauften Grundstücke einige Nationalgüter an sich gebracht, war ziemlich reich, und schickte daher Herrn von Castries das empfangene Pensionsbrevet zurück. Letztern Umstand bitte ich zu merken.

Pache war eifriger Beförderer der Freiheit und glaubte, daß alle Franzosen in dieser Beziehung so aufrichtig zu Werke gingen, wie er. Er gründete im Quartier des Luxemburg eine Volksgesellschaft, und weil er einiges politische Talent in sich fühlte, bot er Roland seine Dienste als Volontär an. „Ich werde um neun Uhr kommen," sprach er, „mein Brotchen zum Frühstücke mitbringen, aus dem gemeinschaftlichen Kruge trinken und so fleißig arbeiten, wie ein Ueberzähliger, der bald Besoldung haben will, und das Alles ohne Gratifikation oder sonstige Vergütung. —

Gefallen Ihnen diese Bedingungen?“ Roland hatte Pache's Verdienst unter seiner bescheidnen Hülle zu wohl bemerkt, um seine Dienste abzuweisen; mehrere Monate setzte dieser unscheinbare Hebel die ungeheure Maschine des Bureauwesens in Bewegung. Servan, damals Kriegsminister, bat Roland, ihm Pache zu leihen, und dieser ging nun in derselben Eigenschaft, d. h. ohne allen Titel und mit demselben Gehalte, nämlich umsonst, ins Ministerium der Straße Saint-Dominique über.

Während aber unser aufrichtiger Patriot schrieb und wieder schrieb, verband er sich zugleich mit den Koryphäen des Bergs: Fabre d'Eglantine, Chabot und Tallien. Servan brach damals offen mit den Jakobinern, und diese suchten ihn zu verdrängen. Ein patriarchalischer Minister, der nicht, wie Roland, eine gewandte Frau hatte, die seine Bonhomie etwas verfeinerte, mußte aber der linken Seite des Konvents sehr zusagen. Pache erhielt also Servan's Stelle.

Der neue Kriegsminister war aber nicht in seiner Sphäre; seine Talente bezogen sich mehr auf das Einzelne des Geschäftsganges, und eine Verwaltung im Großen zu leiten, das brachte ihn aus der Fassung. Zu hoch gestellt, um Alles übersehen zu können, vertraute er sich untreuen Händen an. Verschleuderungen, Diebstahl, kurz volle Desorganisation verbreitete sich allmählig in den verschiedenen Abtheilungen des Kriegsdepartements; man bezahlte, verali-

mentirte und kleidete ein Personal als vollzählig, das nur halb verhanden war. Eine Summe von 130 Millionen wurde ein nicht zu entwirrendes Chaos. — Die Kreaturen, nicht Pache's, denn er hatte keine, aber seiner Freunde, Verwandten und Kommis bemächtigten sich aller Stellen. Sein Schwiegersohn, der ehemalige Vikar von Saint-Thomas d'Aquin, wurde sogleich Zahlmeister. Eine Dame, die durch ihren Liebhaber, einen General, und ein Paar Kasimirhosen Bureauchef geworden, machte einen artigen Perrückenmacher, der sie intressirte, zum Kriegskommissär. Dieser improvisirte Beamte, der in seinem neunzehnten Jahre den Kamm mit der Feder vertauschte, mußte sich täglich von denen, die seinen Ursprung kannten, sagen lassen, daß er die Geschäfte des Kriegs nicht zu „entwirren" verstehe.

Pache war hierbei, wie gesagt, völlig passiv; vielleicht wußte er nicht einmal, daß sein Ministerium bei den Armeen allgemein verschrieen war, und um die Wette verwünscht wurde.

Der General Biron, ein Mann von Geist und Takt, vermuthete etwas von der Wahrheit, und kam gegen Ende dieses deforganisirten Ministeriums nach Paris, um Pache selbst von den Schlechtigkeiten in Kenntniß zu setzen, die in seinem Namen begangen wurden. Der Minister dankte ihm, versprach für die Zukunft das Beste, und sandte ihn zur Armee nach Italien. Durch die Klagen des Generals aufmerksam

gemacht, untersuchte Pache offenbar das Uebel, und tadelte dessen Urheber. Letztere, die nicht im Geringsten Lust hatten, so gewinnreichen Unordnungen ein Ende zu machen, schworen Biron den Untergang und begannen, den schon schwankenden Kredit dieses durch seinen Adel und die frühere Gunst von Kleintrianon doppelt compromittirten Offiziers vollends zu Grunde zu richten.

Biron trug einige Vortheile davon, die verschwiegen wurden; man verbrannte seine Briefe und Berichte, und ließ ihn absichtlich an Allem Mangel leiden. Die Soldaten beschwerten sich nun über ihren General, den sie nicht liebten. Birons Forderungen, obgleich funfzigmal wiederholt, waren nicht beachtet worden; allein man hörte die Klagen der Truppen, noch ehe sie diese förmlich vorgebracht hatten. Der General wurde nach Paris verlangt, eilte von seiner Unschuld überzeugt, dahin, und die Kerker von Sainte-Pelagie erstickten seine Stimme.

Von dieser ganzen scheußlichen Intrigue wußte Pache, wie ich aus guter Quelle habe, kein einziges Wort; aber ein fast allgemeiner Irrthum gab ihm die ganze Schuld von Birons später erfolgter Hinrichtung.

Pache war als Maire, wie als Minister ein wahrer Sündenbock; hier hatten sich seiner Ehrgeiz und Habsucht bedient, und dort benutzten ihn Parteien, welche Patriotismus und Popularität heuchel-

ten. Hébert und Chaumette unterdrückten und despotisirten in seinem Namen, so wie man im Kriegsdepartement auf seine Rechnung geplündert hatte. Doch genug davon.

Die Siege unsrer Armeen verdeckten indeß mit einem glänzenden Firniß die Schändlichkeiten, welche im Innern vorgingen, und das daraus folgende Unglück. Der General D'Arcon nahm Breda; trotz der starken Garnison dieser Festung und ihrer 200 Feuerschlünde. Derselbe Offizier eroberte auch Gertrudenburg, und bereitete trefflich die Eroberung des übrigen Hollands vor, wußte nur Dumouriez den Erfolg seiner tapfern Avantgarde auf diesem Punkte zu benutzen.

Zu derselben Zeit beschloß der Konvent, Kommissäre aus seiner Mitte in alle Departements zu schicken, um dort den Civismus zu unterhalten, und die Aushebung der Truppen zu beschleunigen. „Morgen," rief Danton, „müssen unsre Kommissäre nach allen Seiten abgehen; ganz Frankreich muß sich erheben, zu den Waffen greifen, gegen den Feind marschiren; Holland wird erobert werden, und Belgien die Freiheit erlangen; Englands Handel werden wir vernichten, und allen Völkern durch unsre siegreichen Waffen Glück und Freiheit bringen. So werde die Welt gerächt!"

Die, welche in Danton's Benehmen nur Verbrechen und blutige Attentate sahen, werden diese Ideen offenbar zu kühn finden. Dieser Mann und

oft er allein, unterhielt den Aufschwung der Nation zu einer Zeit, wo ohne seine donnernde Beredtsamkeit Muthlosigkeit die Bürger ergriffen, und den Verlust des Landes zur Folge gehabt hätte. Danton, und ich fordre unsre ängstlichen Annalisten auf, es zu leugnen, war lange der Felsen, an dem die Anstrengungen der Feinde des Vaterlandes scheiterten. Mag man jetzt auch die gewaltsamen Mittel, die er anwandte, verdammen, und durch ein weichliches Raisonnement ein milderes Verfahren angeben, das der Diktator hätte befolgen sollen; die Erfahrung wird darauf nur mit einem mitleidigen Lächeln antworten. — Wem wird es einfallen, wenn der Sturm tobt, auf der Flöte zu spielen.

Auf den Antrag von Danton und Cambaceres beschloß der Konvent die Errichtung eines Revolutionstribunals in Paris, was über jedes Attentat auf Freiheit, Gleichheit und die Untheilbarkeit der Republik, so wie über jede Verschwörung gegen die innere und äußere Sicherheit, oder um das Königthum wiederherzustellen, erkennen sollte.

Dies war der Ursprung des nur zu berüchtigten Revolutionstribunals, das Frankreich mit Schaffoten bedeckte, aber, wie ich keck behaupte, bei der damaligen Bedrängniß des Landes von Nutzen war. Cambaceres, keineswegs ein blutdürstiger, überspannter Mann, und zugleich ein trefflicher Jurist, hatte mehr noch, wie Danton die Nothwendigkeit gefühlt, dem

Verrathe durch die Drohung eines furchtbaren Gerichts vorzubeugen. Der Mißbrauch, der hieraus entstand, hatte seinen Grund in der übeln Wahl der Richter. Auszuarten, wird stets Schicksal menschlicher Institutionen sein. Nach den Worten eines großen Rechtsgelehrten giebt es keine schlechten Gesetze und Konstitutionen, sondern nur üble Anwendungen beider. Indem man ihren Sinn verdreht, werden sie für die Menschheit verhängnißvoll. — Der Zucker wird, ich weiß nicht gleich durch welches chemische Verfahren, ein heftiges Gift.

Ich sprach von der Nothwendigkeit eines außerordentlichen Tribunals; und den Beweis dazu mögen folgende Thatsachen liefern. Seit Anfange des März bemerkte man zu Paris Zeichen, die eine Volkskrisis vermuthen ließen. Welche Ursachen waren dazu vorhanden? Welche Hebel wurden dazu verwendet?... Bei Laclos und Genlis waren jede Nacht die Fenster glänzend erleuchtet, und zahlreiche Schatten zeigten sich an den Vorhängen. In der Nacht des 10. erfüllten Bewaffnete die Galerien des Palais-Egalité, und Tags darauf hieß es, bei dem Exprinzen habe in dieser Nacht eine sehr stürmische Versammlung stattgefunden.

Nach mehreren Memoiren fürchtete damals Robespierre die Uebermacht Danton's, und fühlte, daß er der Hilfe der Partei d'Orleans bedürfe. Er überredete also deren Chef, daß die Zeit für ihn da sei,

den Thron zu besteigen. Er müsse sich aber deshalb, fügte der politische Heuchler hinzu, von der rechten Seite des Konvents losmachen, die allein zu fürchten sei, weil nur sie in offner Fehde mit den Jakobinern wäre. Egalité zählte die zu dem Unternehmen nöthigen Summen ab, und die Ausführung wurde auf die Nacht vom 9. zum 10. März festgesetzt.

Dies wäre nach der einen Lesart der Grund jener Versammlung im Palais-Royal; nun wollen wir aber auch sagen, warum sie stürmisch war.

Philipp sollte sich nämlich unmittelbar nach der Kommun begeben, und zunächst zum Generallieutenant der Republik ernennen lassen. Die Verschwornen waren bereit, und erfüllten die Zugänge des Palastes. Indeß konnte man Egalité nicht verschweigen, daß die Ausführung des entworfenen Plans mit Gefahr verbunden sei, indem es, trotz aller Bemühungen nicht möglich gewesen, das Volk in Masse aufzuwiegeln, und daß auch von dem Konvente selbst ein gewisser Widerstand zu erwarten sei.

Der künftige Generallieutenant der Republik zögerte, als er von Gefahr hörte, begann zu zittern, erblaßte, und fiel am Ende in Ohnmacht.

Der schlaue Robespierre hatte diesen Ausgang erwartet; das Geld war gewonnen, die Verschwornen entfernten sich, und Alles war vorbei. Laclos und Genlis bemerkten nun die Schlinge zu spät, in die sie gefallen waren.

Unter diesen Umständen beschlossen Danton und Cambaceres die Errichtung eines außerordentlichen Tribunals. Aber auch von einer andern Seite drohte dem Vaterlande Gefahr.

Am 15. März waren vier Kuriere von Nantes ausgeblieben, ohne daß die Postverwaltung das Ministerium des Innern, den Departementsrath oder die Kommun davon benachrichtigt hatte. Auf indirektem Wege erfuhr man Folgendes:

Im Departement der Maine und Loire hatte bei Gelegenheit oder vielmehr unter dem Vorwande einer Rekrutirung ein Aufstand stattgefunden. Ein Handwerker, Namens Cathelineau, nahm mit 300 Mann die Posten von Jolais und Chemillé, wo Stofflet, der Jäger von dem Schlosse Maulevrier, ein Mann, der bald eine Stelle neben unsern größten Feldherren einnehmen sollte, mit einer Bande von etwa 200 Köpfen zu ihm stieß.

Auf diese Art wurde im Westen Frankreichs die Fahne der Lilien entfaltet; vergebens hatten schon einige Edelleute dies Banner aufzupflanzen versucht; aber zwei Männer aus dem Volke erhoben es und hielten es aufrecht. In wenig Tagen machten diese Abentheurer wunderbare Fortschritte; vom 10. bis 15. März besetzten sie Chollet, Chantonnay, Clisson, Beaupréau, Montaigu, Mortagne, La Roche-sur-Yon, Châtillon, Lachâtaigneraye und Bressuire. Noch läßt sich kaum begreifen, wie die Rebellen mit so we-

nigen Hülfsmitteln und in so kurzer Zeit ihre Operationen auf drei Departements ausdehnen konnten.

Diese Schnelligkeit der Insurrection, dies fast magische Wachsen des Bürgerkriegs setzte den Konvent und die Minister so in Erstaunen, daß die ersten Maßregeln dagegen sehr langsam waren. Der General Berruyer, den man mit einem kleinen Armeekorps, das die Nationalgarde verstärken sollte, gegen die Rebellen bestimmte, verließ Paris erst am 25. März. Als er im Westen ankam, waren vier Departements in Aufruhr, und er mußte sich auf die Defensive beschränken. Die ersten Nachrichten, die er nach Paris sandte, waren daher beunruhigend; die Rebellen hatten sich aller Kanonen in den Städten bemächtigt und fast sämmtliche Landleute sich ihnen angeschlossen, indem alle Priester die Werber machten. Zu derselben Zeit kam auch das Manifest der ersten Koalition gegen Frankreich nach der Hauptstadt. Diese Koalition bildeten Oestreich, Preußen, das deutsche Reich, England, Holland, Spanien, Portugal, beide Sicilien, der Kirchenstaat und Sardinien. Am 9. März war der Traktat zwischen diesen Mächten unterzeichnet worden, und den 25. sollte sich Rußland anschließen.

So vielen äußern Feinden gegenüber, die der Verrath im Innern unterstützen konnte, waren, wie ich immer wiederholen muß, revolutionäre Maßregeln nothwendig. Dabei schlichen sich natürlich Mißbräuche

ein, die theils verhängnißvoll, theils auch nur lächerlich waren. In letztrer Beziehung verdient Folgendes erwähnt zu werden.

Die Tochter Ludwigs XVI. bekam eine Flechte am Backen, und Marie Antoinette sandte deshalb zum Doktor Leclerc. Eine der Gefangnen des Tempels ärztlich zu behandeln, war aber nichts, was so ohne Weiteres geschehen konnte; man mußte sich deshalb erst an die Kommun wenden. Leider wollte der gute Arzt bei dieser Gelegenheit seine Beredtsamkeit zeigen und verfehlte dadurch gerade seinen Zweck.

„Bürger," begann er, „man muß stets das Unglück achten, auch kann die Tochter nicht für die Verbrechen ihres Vaters verantwortlich sein."

„Genug des Geschwätzes," unterbrach der längst ungeduldige Chaumette den Doktor. „Wozu soll das führen?"

„Es handelt sich um eine Flechte, Bürger..."

„Was, zum Teufel! red'st Du da von Unglück, das ist ein Uebel."

„Allerdings," begann Leclerc wieder, „und zwar eins, was die Tochter der Königin getroffen."

„Es giebt keine Königin mehr, Bürger; suche Dich auf dem rechten Wege zu erhalten," rief Chaumette.

„Ich wollte sagen, die Tochter der Bürgerin Capet."

„Das ist was Andres. Also die Tochter der Bürgerin Capet hat eine Flechte.“

„Ja, und zwar im Gesicht, was sehr Schade ist, da sie ausnehmend hübsch aussieht. Sie ist ein Meisterstück der Natur.“

„Still! unverbesserlicher Höfling,“ rief der wilde Hebert, der Journalist der Hallen, der sich Père Duchêne nannte. — „Die Haut einer Schlange ist auch ein Meisterstück der Natur. Die Capet mag ihre Flechte behalten.“

Der arme Leclerc mußte sich mit dieser negativen Entscheidung entfernen; allein die Flechte der Prinzessin wurde mit Hausmitteln behandelt und geheilt.

Am 22. März kam zu dem Unglücke des Vaterlandes noch die völlige Niederlage von Dumouriez bei Neerwinden, unfern Tirlemont. Sie kostete der Republik 4000 Todte oder Verwundete und eine Menge Material. Außerdem war der Verlust Belgiens die unmittelbare Folge dieses traurigen Ereignisses. Die in dieser Schlacht kommandirenden Generale waren: Egalité, im Centrum, Valence, auf dem rechten Flügel, und Miranda auf dem linken. Die Oestreicher standen unter den Befehlen des Prinzen von Koburg, unter dem der Erzherzog Karl und Clairfait kommandirten.

Entging uns auch der Sieg an diesem Unglückstage auf allen Punkten, so wußte wenigstens der tapfre General Valence die Palme des Ruhms zu

bewahren. Er drang mit der Kavalerie durch die feindlichen Reihen, sah sich aber plötzlich von seinen Leuten getrennt und mit seinen Adjutanten unter den Oestreichern allein. In einem Augenblicke empfing er drei Säbelhiebe über den Kopf. Ohne Hut und vom herabrinnenden Blute geblendet, aber nicht entmuthigt, suchte er sich mit dem Degen durch die Feinde Bahn zu machen, als eine starke Kontusion am rechten Arme ihn entwaffnete. Sofort ergriff er mit der linken Hand ein Pistol und entkam am Ende noch glücklich den Feinden. Drei seiner Adjutanten waren verwundet und zwei andre im Gefecht verschwunden.

So benahm sich 1793 dieser General, der später am Busen des Fräulens V..., in seinem köstlichen Eldorado des Gehölzes von Romainville, ein sybaritisches Leben führte. Valence war tapfer und wollüstig wie Alcibiades. Frau von Montesson, empfindsam für die glänzenden, wie für die liebenswürdigen Eigenschaften dieses Generals, den sie zur Welt kommen sah, liebte ihn, wie ihren Sohn.

Dumouriez, der den Fehler begangen, das Lager von Neerwinden mit einer Truppenzahl anzugreifen, die der des Feindes zu weit nachstand, versuchte, seine Schuld Miranda aufzubürden, worin ihn Valence unterstützte; allein Miranda, so kaltblütig und besonnen in seiner Rechtfertigung wie auf dem Schlachtfelde, zeigte ohne Mühe, daß er mit dem von ihm kommandirten Flügel seine Pflicht gethan, und daß der üble

Ausgang der Schlacht nur in dem unklugen Angriffe seinen Grund gehabt habe.

Miranda, den ich hier zum ersten Mal erwähne, war aus Peru gebürtig und hatte seine ganze Jugend damit zugebracht, die Welt zu durchreisen. Im zweiundvierzigsten Jahre kannte er sie vollkommen, sprach fast alle lebende Sprachen und besaß sehr ausgebreitete Kenntnisse. Mit dem Plane, seinem Vaterlande die Freiheit und den alten Glanz wiederzugeben, kam er 1790 nach Europa, wo er Unterstützung seines Plans zu finden hoffte, und wandte sich zunächst an die Kaiserin von Rußland, hierauf aber an Pitt. Bald fühlte er jedoch, daß von dem eben freigewordnen Frankreich eher etwas für seine edeln Absichten zu hoffen sei.

Als Miranda nach Paris kam, beherrschten die Girondisten die legislative Versammlung. Sie versprachen ihm Beistand und ernannten ihn einstweilen zum Divisionsgeneral in den französischen Armeen.

Miranda trug viel dazu bei, die Preußen aus der Champagne zu vertreiben, und kommandirte dann den linken Flügel der Armee von Dumouriez.

Das Gesicht dieses Amerikaners, obgleich sehr braun, war doch edel und sehr ausdrucksvoll. Seine Unterhaltung war voller Interesse und außerordentlich mannigfaltig. Angeblich bekannte er sich zu einer strengen Tugend. Die ihn näher kannten, waren immer der Meinung, daß er mehr die Wiederherstellung der

Herrschaft des Montezuma, als eine Republik in seinem Vaterlande im Sinne gehabt habe, wo seiner Familie unermeßliche Besitzungen gehörten.

In der Rechtfertigung seines Benehmens bei Neerwinden hatte Miranda nur von der unklugen Richtung der Operationen dieses Tags gesprochen, indem er noch nicht vermuthete, daß Dumouriez treulos sein könne. Indeß ist wahrscheinlich, daß dieser Feldherr vom 18. März an mit verrätherischen Plänen umging, die vor Ende desselben Monats zur Ausführung kommen konnten. Wirklich erfuhr man am 20., daß Dumouriez seit mehrern Tagen mit dem Prinzen von Koburg unterhandle, um in Gemeinschaft mit den Oestreichern nach Paris zu marschiren, den Nationalkonvent aufzulösen und die Monarchie wiederherzustellen. Als dies zu Paris bekannt wurde, rief Barbaroux auf der Tribune der Jakobiner aus: „Seid Ihr nun überzeugt, daß es eine Partei d'Orleans giebt? Was will Dumouriez? — Die alte Konstitution. — Wen wird er auf den Thron setzen? — D'Orleans oder Jemand aus seiner Familie." — Die Thatsachen sprachen so mächtig, daß Niemand etwas erwidern konnte. Sillery-Genlis, der Schwager des Generals Valence, befand sich bei dieser Sitzung. Seine Blässe und Verlegenheit zogen Aller Blicke auf ihn. Trotz seiner ausnehmenden Bestürzung fühlte er doch, daß er sprechen müsse. Demnach bestieg er die Tribune, und starr auf das vor

ihm befindliche Portrait des Brutus blickend, begann er: „Ich sehe Brutus.“ — Eine blutige Anspielung eines politischen Gauners, der, auf dem Verrathe ertappt, das Haupt seines eignen Schwiegersohns dem Tode weihte. D'Orleans, nicht minder erschrocken, als sein Hauptagent, folgte ihm auf der Tribune der Jakobiner, und wußte nichts Besseres zu sagen, als: „Auch ich sehe Brutus.“ — Seine Stimme war indeß etwas bewegter, als die seines Vorgängers, was von einem bittern Gefühle herrührte, weil der Exprinz wußte, daß sein Sohn und nicht er von Dumouriez für den Thron bestimmt war.

„Das ist schrecklich!“ rief ihm ein Deputirter von seinem Platze zu; „allein es ist nicht das erste Opfer von Deiner Familie, das Du der Revolution bringst.“

Der Nationalkonvent sandte nun die Deputirten Camus, Quinette, Lamarque und Bancal nebst dem Kriegsminister Beurnonville zu Dumouriez, um diesen General aufzufordern, sich vor den Schranken der Nationalversammlung zu stellen. Die Kommissäre trafen Dumouriez zu Saint-Amant-les-Bains und machten ihm das Dekret bekannt, dessen Ueberbringer sie waren. Gleich bei den ersten Worten weigerte er sich, zu gehorchen, und bot seine Entlassung an.

„Wir sind nicht ermächtigt, sie anzunehmen,“ versetzte Camus; „allein wenn wir es wären, was

würden Sie thun, nachdem Sie Ihr Kommando aufgegeben?"

„Was mir gefiele, und ich erkläre Ihnen geradezu, daß ich mich nicht nach Paris begebe, um von dem wüthenden Pöbel verspottet und von dem Revolutionstribunale verurtheilt zu werden."

„Dies Tribunal verurtheilt nur die Verräther, General, und ohne Zweifel gehören Sie nicht zu diesen," fuhr das Konventsmitglied fort, Dumouriez fest ansehend.

„Wer kann vor einem solchen Gericht seine Unschuld geltend machen! — — So lange ich noch einen Degen in dieser Hand habe, werde ich mich ihm nicht unterwerfen, und erkläre sogar, daß ich es abschaffen würde, wenn ich könnte, indem es die Schmach einer freien Nation ist."

„Also wollen Sie dem Dekrete des Konvents nicht gehorchen?" meinte Quinette.

„Durchaus nicht," entgegnete Dumouriez.

„Bedenken Sie, General," fuhr derselbe Deputirte fort, „daß Ihr Ungehorsam die Republik zu Grunde richtet."

„Cambon," erwiderte Dumouriez mit bitterem Lächeln, „hat ja auf der Tribune inmitten eines unsinnigen Beifalls gesagt, das Schicksal der Republik hänge nicht von einem Einzigen ab."

„Cambon hatte Unrecht," begann Camus in einem feierlichen Tone; „denn die Republik war vertrauensvoll genug, ihr Geschick in die Hände eines Generals zu legen."

„Verdammen Sie diesen General nicht zu schnell," antwortete Dumouriez lebhaft. „Vielleicht kommt noch das Wohl des Staats aus seinen Händen; denn ich sage Ihnen, die Republik ist nur ein leeres Wort — — — die Sache selbst existirt nicht; der gegenwärtige Zustand Frankreichs ist Anarchie. Beweisen Sie mir das Gegentheil, und ich eile nach Paris, mich dem Urtheil meiner Mitbürger zu unterwerfen. Außerdem würde mein Vertrauen eine Tollheit sein."

Die vier Kommissäre entfernten sich, um zu überlegen, was zu thun sei; nur Beurnonville blieb bei Dumouriez.

„General," begann Letzterer, „ich glaubte einiges Recht auf Ihre Freundschaft, selbst auf Ihre Dankbarkeit zu haben. Warum haben Sie mich nicht von dem Schicksale unterrichtet, das mir der Konvent bereitete?"

„Um dies zu können, hätte ich die Ursachen wissen müssen, die Ihnen dies Geschick zugezogen, und hätte ich sie gewußt — —"

„Vollenden Sie."

„Würde ich eher ans Wohl des Vaterlandes gedacht haben, als an das Ihrige."

„Das ist hart."

„Aber, wie Sie zugeben müssen, der wahren Ehre gemäß. Ich kann den Anstrengungen meiner Feinde unterliegen; allein ich werde wenigstens in Ausübung meiner Pflicht sterben. — Wie ich sehe, sind Sie zu gewaltsamen Maßregeln geneigt," fuhr Beurnonville fort, auf ein Detachement von Berchigny zeigend, das im Hofe zum Aufsitzen bereit stand. „Ich ersuche Sie, das Geschick der Deputirten theilen zu dürfen."

„Zweifeln Sie nicht daran, und ich glaube Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten."

Dumouriez ging jetzt in ein benachbartes Zimmer, wo sich sein ganzer Generalstab befand, und Beurnonville folgte ihm. Ersterer näherte sich einem Militärarzte, klopfte ihn lachend auf die Schulter und begann:

„Sie sehen, Doktor, was vorgeht. Welches Mittel rathen Sie mir wohl für diese Wunde?"

„Dasselbe, was Lafayette im Lager von Maulde anwandte; einen Gran Ungehorsam."

„Ich werde der Vorschrift folgen."

Bald kamen die vier Kommissäre des Konvents zurück. Camus ging gerade auf den General los und fragte ihn mit fester Stimme, ob er dem Dekrete der Nationalversammlung gehorchen und sich nach Paris begeben wolle.

„Für jetzt nicht," antwortete Dumouriez halb scherzhaft.

„So erkläre ich Sie für suspendirt," entgegnete der Deputirte, die Stimme erhebend, „und befehle, daß Ihnen nicht mehr gehorcht werde, befehle, Sie zu verhaften und Ihre Papiere zu versiegeln."

Ein Gemurmel des Unwillens ließ sich unter den anwesenden Offizieren hören. Camus, ohne sich im Geringsten einschüchtern zu lassen, rief ihnen zu:

„Die Kommissäre des Konvents erwarteten diese Zeichen der Widersetzlichkeit; allein sie ließen sich dadurch nicht hindern, ihre Pflicht zu thun. Die Welt wird Sie und uns beurtheilen, und die Geschichte hat zu entscheiden, auf welcher Seite die Schande ist."

„Es ist Zeit," rief Dumouriez, „solcher Unverschämtheit ein Ende zu machen. — Oberst Nerdmann," begann er deutsch zu einem Husarenoffizier in seiner Nähe, „haben Sie Ihr Regiment aufsitzen lassen?"

„Es wartet vor diesem Hause."

„Verhaften Sie diese vier Männer," fuhr der General fort, auf die Kommissäre zeigend; „lassen Sie ihnen aber nichts zu Leide thun. Den Kriegsminister verhaften Sie auch, lassen ihm aber seinen Degen."

„General Dumouriez," rief Camus mehr mit dem Ausdrucke der Würde als des Zorns, „Sie verderben die Republik."

„Das thun Sie vielmehr, unsinniger Alter,“ versetzte der General.

Nachdem man die fünf Gefangnen hatte speisen lassen, mußten sie in eine Berline steigen, und wurden nach Tournay abgeführt. Der Befehlshaber der Eskorte hatte einen Brief von Dumouriez für den östreichischen General Clairfait. — „Ich sende Ihnen Geißeln,“ schrieb er, „welche für die Verbrechen einstehen werden, die man sich zu Paris erlauben könnte. — Den Kriegsminister, Herrn Beurnonville, bitte ich Sie, mit Achtung zu behandeln.“

Dies ist, frei von parteiischen Uebertreibungen, der wahre Hergang der Verhaftung der im Anfange Aprils 1793 zu Dumouriez geschickten Konventsmitglieder.

Nach diesem kühnen Gewaltstreich reiste Dumouriez ab, um sich mit den östreichischen Generalen wegen der Verhaftung der Deputirten und über das Benehmen, was die Armee nun zu beobachten habe, zu verständigen. Die Armee kannte aber schon den Ungehorsam ihres Generals und nannte ihn, sehr verschieden von dem Generalstabe, laut einen Verräther. Vierzehn Tage früher wäre es schwierig gewesen, Dumouriez seine Popularität zu rauben; der Sieg bei Jemappes lieh ihm noch seinen Glanz; allein bei Neerwinden war dieser verschwunden. Der Verdacht, den die Armee unter dem Einflusse des Siegs zurückgewie-

sen, wurde nach der Niederlage willig aufgenommen, und übrigens war das Gerücht vom Einverständnisse des Obergenerals mit den Oestreichern so allgemein im Lager verbreitet, daß die Verhaftung der Kommissäre nur die Bestätigung davon war. Die Entrüstung der Soldaten hatte daher den höchsten Grad erreicht, als Dumouriez, der wieder unterwegs war, um sich mit den Feinden zu besprechen, in einiger Entfernung von Condé auf eine starke Abtheilung französischer Infanterie stieß, die nach dieser Stadt marschirte.

Dumouriez hatte damals den General Egalité, einige Offiziere und nur eine schwache Eskorte bei sich. Sobald ihn die französischen Freiwilligen erblickten, eilten sie im Laufe mit tumultuarischem Geschrei ihm nach. Die Sache schien gefährlich, und der Obergeneral und seine Begleiter entfernten sich im schnellen Trabe und suchten das andre Ufer eines kleinen Kanals zu ihrer Linken zu gewinnen. Bei diesem Rückzuge wurden sie von dem Geschrei, den Schmähungen und Vorwürfen der Soldaten begleitet, worunter sich der Zuruf mischte: „Halt, halt!“

Sobald die Offiziere über den Kanal waren, äußerte sich der Zorn der Soldaten nicht mehr blos durch Worte, sondern durch Gewehrfeuer, indem sie zugleich den Flüchtlingen den Rückweg nach dem Hauptquartiere abzuschneiden suchten. General Egalité, Dumouriez und sein Neffe, der Baron Schomberg, sowie seine ganze Begleitung, liefen die größte Gefahr;

zehntausend Schüsse fielen, und zwei Husaren nebst zwei Bedienten des Obergenerals kamen um. Dumouriez verzichtete nun auf die Rückkehr ins Lager und nahm, immer noch verfolgt, seinen Weg längs der Schelde, setzte bei dem Dorfe Wihiers, auf einer Fähre, über diesen Fluß und begab sich nach Bury zum östreichischen Obersten Mack.

Dumouriez brachte einen Theil der Nacht damit zu, sich mit diesem Offizier über eine gemeinschaftliche Bewegung der Oestreicher und Franzosen gegen Paris zu besprechen. Auch die Erlassung von Proklamationen wurde beschlossen, und in der des Prinzen Koburg sollte es heißen, daß der Kaiser keineswegs an Eroberungen denke, sondern nur in Gemeinschaft mit dem General Dumouriez, dessen Grundsätze er billige, Ruhe und Ordnung in Frankreich wiederherstellen wolle.

Nach Festsetzung dieser Bestimmungen mit dem Feinde stellte sich Dumouriez unerschrocken bei den französischen Vorposten, um wieder an die Spitze seiner Armee zu treten; allein sie stieß ihn von sich, und als er sah, daß ihm eine Fusillade, wie am vorigen Tage, drohte, stieg er wieder zu Pferde und begab sich mit den Generalen Egalité und Valence, dem Obersten Montjoie, drei andern Offizieren und einigen Adjutanten zum General Clairfait nach Tournay.

Hier fand Dumouriez die Schwester des Generals Egalité, Mademoiselle von Orleans. Diese Prin-

zessin, welche Frau von Genlis hierher gebracht, war damals funfzehn Jahre alt und von außerordentlicher Schönheit. Beide Damen hatten Frankreich im vergangnen Jahre verlassen. Schwer ist die Sorglosigkeit zu begreifen, mit der man Mademoiselle von Orleans in den Händen der Gräfin Genlis gelassen, trotz des sehr übeln Rufs dieser wenig moralischen Romanschreiberin. Das ihr geschenkte Vertrauen änderte übrigens nichts im Privatleben der edeln Gouvernante. Zu London im vertrauten Umgange mit Péthion, verbarg sie nicht immer sorgfältig genug die Beweise davon vor ihrer Schülerin, und während der Reisen, die sie mit ihr hierauf unternahm, konnte man sich überzeugen, daß die Verfasserin der „Mères rivales“ und der „Chevaliers du Cygne“ eine sehr schlechte Gesellschaft für eine Prinzessin von funfzehn Jahren sei.

Zu erklären, warum sich die Prinzessin von Orleans zu Tournay befand, als ihr Bruder und Dumouriez sich dahin flüchteten, würde nicht viel Mühe kosten; allein die Ereignisse scheinen mir an sich so unzweideutig, daß jede weitere Erörterung Luxus wäre. Indeß will ich noch sagen, daß die beiden Damen mit dem abtrünnigen Generale in demselben Hause wohnten. Hier empfing er auch die Abgesandten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, die Bürger Praly, Dubuisson und Peyrera. Der erste führte Anfangs allein das Wort.

Dumouriez ließ wider seinem Unwillen gegen den Konvent und die Jakobiner freien Lauf, mit denen er im Januar fraternisirt hatte.

„Müssen Sie aber nicht zugeben, Bürger," erwiderte Praly, „daß Ihr Benehmen den Verdacht des Konvents rechtfertigt?"

„Er ist ungerecht und verleumderisch; ich bin kein Verräther, und würde, wenn es sein muß, mich gegen die Oestreicher und Anarchisten zugleich zu vertheidigen wissen."

„Aber Ihr Einverständniß mit den Feinden..."

„Das ist falsch beurtheilt worden, sehr falsch. Mag man mich Cäsar, Monck oder Cromwell heißen; ich werde Frankreich trotz des Konvents retten."

Dumouriez weigerte sich, in dem Hause, was Fräulein von Orleans und die Gräfin Genlis bewohnten, eine deutlichere Erklärung zu geben; allein er versprach den französischen Abgeordneten ein Rendezvous nach dem Abendessen in der Abtei Sant-Martin.

Sie fanden sich daselbst ein, und der General ließ sich hier, inmitten tausend widersprechender Ideen, die bestimmte Absicht einer Gegenrevolution abmerken, ohne aber einen eigentlichen Plan dazu zu haben, und schimpfte dann wieder auf den Konvent, die Freiwilligen, die er Feiglinge nannte, und hauptsächlich auf das Revolutionstribunal, das wie ein kolossales Schreckbild vor ihm zu stehen schien. Schließlich lobte

ze die Rebellen der Vendée, und äußerte ganz offen, gegen Paris marschiren zu wollen.

„Sie mögen also keine Konstitution?" meinte Peyrera.

„Nein; die neue ist zu dumm, und Condorcet, der sich damit beschäftigt, versteht nichts davon."

„Was wollen Sie denn an deren Stelle?"

„Die alte Konstitution, so fehlerhaft sie sein mag."

„So; allein doch gewiß ohne König."

„Mit einem Könige, denn der ist unentbehrlich; mag er Ludwig oder Jakob heißen — gleichviel."

„Oder Philipp," unterbrach ihn Praly lachend.

„Abscheulich!" rief Dumouriez mit einer Heftigkeit, die ohne Zweifel ihren Grund in seinem Aerger hatte, völlig durchschaut zu sein. „Die Jakobiner beschuldigen mich seit lange, zur Partei Orleans zu gehören, weil ich seit dem Tage bei Jemappes das muthige Benehmen Egalité's gelobt, den ich für den Stand bilde."

„Für welchen?" murmelte ganz leise Dubuisson, und fügte dann laut hinzu: „Sie sprachen von der alten Konstitution; durch wen wollen Sie diese annehmen lassen, da Sie den Konvent vorher aufgelöst wissen wollen, und keine andre Behörde sofort an dessen Stelle treten wird?"

„Bürger Dubuisson," antwortete Dumouriez, dem Abgeordneten auf den Arm klopfend, „offen ge-

sprochen, handelt es sich jetzt weder um die Republik, noch um die Freiheit. Ich habe drei Tage an diese Thorheiten geglaubt, und seit der Schlacht bei Jemappes habe ich jeden Vortheil beklagt, den ich für eine so schlechte Sache davontrug. Das Vaterland muß durch ungesäumte Wahl eines Königs und Abschluß des Friedens gerettet werden; denn es wäre viel schlimmer, besetzten die Feinde Frankreich, was, wenn ich wollte, in drei Wochen geschehen könnte."

„Möglich," versetzte Dubuisson; „allein sagen Sie mir doch deutlicher, wie Sie das Vaterland retten wollen. Wer soll denn zuerst Wiederherstellung der Konstitution von 1791 mit einem Könige verlangen?"

„Meine Armee!"

Dieser Aeußerung folgte ein ziemlich langes Schweigen. So war also in der That schon vor Napoleon Bonaparte ein französischer General auf den Gedanken gekommen, daß die Armee Frankreich einen König geben könne. Vielleicht nahm später der Beherrscher Europa's diese Idee einer militärischen Diktatur wieder auf, die aber sein weit kühnerer Geist ganz anders zu benutzen wußte.

„Meine Armee!" wiederholte der General. „Eine Armee von Mameluken, wenn Sie wollen. Von ihrem Lager oder von den Wällen einer Festung aus wird sie einen König verlangen."

Benutzte Napoleon einen Theil dieses Plans, so

mußte er nothwendig über die letztre Ansicht die Achseln zucken. Einem Lande, wie Frankreich, von einem Lager oder festen Platze aus Gesetze diktiren zu wollen, war ein völlig unsinniges Projekt. Um einer Nation Gesetze vorzuschreiben, muß man sich in ihre Mitte begeben, sich Bahn machen durch die Meuterer mit einer Kraft, die keine Furcht kennt und die gewissermaßen für übernatürlich gilt. So that Bonaparte.

Dubuisson begnügte sich, dem Generale zu erwidern, daß sein Plan nicht ausführbar sei.

„Er ist vortrefflich!" rief Dumouriez, „und ich habe seine Ausführung nur aus Besorgniß für die unglücklichen Gefangenen im Tempel aufgeschoben."

Von jetzt an war Dubuisson nur noch darauf bedacht, sich und seine Kollegen aus den Händen eines Mannes zu retten, dessen Verrath keinen Zweifel übrig ließ. Er stellte sich daher, als gehe er in die Ansichten des Generals ein.

„Der Jakobinerklub," begann er daher von Neuem, „jetzt so mächtig, als der Konvent selbst und sein Feind; ich kenne alle seine Mitglieder, und er wird gern jede Hülfe gegen den Konvent annehmen. Wenn wir uns nun der Jakobiner gegen ihn bedienten, und dann — — —"

„Ich verstehe Sie, Bürger Dubuisson," fiel Dumouriez dem Abgeordneten ins Wort, die Schlinge nicht bemerkend, die man seiner Leichtgläubigkeit gelegt. „Ich hoffe, wir werden uns verständigen können,"

fuhr er fort, ihn mit ſich an ein Fenſter nehmend; „kehren Sie nach Paris zurück, um den Aufſtand der Jakobiner gegen den Konvent vorzubereiten, und kommen Sie in fünf bis ſechs Tagen allein zu mir zurück. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß Alles gut gehen wird.“

Dumouriez, der ſich von dem ſcheinbaren Vertrauen des Deputirten bis zum unklugen Selbſtvergeſſen hinreißen ließ, machte nun noch eine Menge Geſtändniſſe, z. B. daß er im Sinne gehabt, die Niederlande dem Hauſe Oeſtreich zu entreißen, und ſich zum Chef einer belgiſchen Republik, der Verbündeten und Freundin Frankreichs, zu machen. Der Haß der undankbaren Franzoſen habe ihn aber plötzlich an Ausführung dieſes Plans gehindert; „indeß,“ meinte der General mit einer ausdrucksvollen Bewegung des Kopfes, „kann man ſpäter darauf zurückkommen.“

Um Mitternacht verließen Praly, Dubuiſſon und Peyrera Dumouriez und ſtiegen auf der Stelle in den Wagen, ſehr erfreut, mit den Kommiſſären des Konvents nicht gleiches Geſchick zu haben.

Dumouriez hatte übrigens keineswegs über die Mittel zu verfügen, die er vor den Abgeordneten prahleriſch zur Schau geſtellt. Sobald er gewiß war, daß der Prinz von Koburg die mit ihm angeknüpften Unterhandlungen nicht fortſetzen wollte, was ohne Zweifel geſchah, weil der Prinz kein Vertrauen auf die Macht des Generals hatte, begab er ſich nach

Brüssel. Um gleich Alles zu sagen, was noch von diesem politischen Renommisten zu erwähnen ist, dessen Fähigkeiten die öffentliche Meinung übertrieben hatte, füge ich hinzu, daß er nach kurzem Aufenthalte zu Brüssel seinen Weg nach Köln nahm, und als ihn hier der Kurfürst nicht litt, sich nach England wandte. Dem englischen Volke, diesem oft so plumpen John Bull, fehlt es jedoch weder an Takt, noch an Verstand, die Menschen zu beurtheilen. Eines Tags sah ich in Oxford-Street einen Wagen, den der Pöbel mit faulen Aepfeln, Kohlstrünken und dergleichen bewarf, worunter sich auch einige Steine befanden, und man sagte mir, es sei dies die Equipage des Generals Dumouriez, der die Sache, die er vertheidigen gesollt, feig verlassen habe. Vor Freuden schlug ich meine kleinen Hände zusammen, und rief: „Die Engländer sind wackere Leute.“

So verschwand dieser Heros-Scapin von der Bühne der Revolution, die er zwei Jahre lang mit nutzlosem Lärme und mit Intriguen ohne erhebliches Resultat erfüllte. Abwechselnd Royalist, Girondist, Jakobiner und Orleanist, gehörte Dumouriez eigentlich gar keiner Partei an; Glück, Ehrgeiz und Eitelkeit bestimmten sein Benehmen. Ersteres erfüllte, wie ich glaube, seine Wünsche nicht, und die beiden andern verbreiteten seinen Ruf nach Art der Trommelschlägel, die stark schallende Töne hervorbringen, eben weil das, worauf sie schlagen, hohl ist. Als Minister gab Du-

mouriez weder Reglements, noch entwarf er irgend einen Plan zu Verbesserungen, und als General wohnte er dem Rückzuge der Preußen bei, und rief bei Jemmapes den Soldaten zu: „Vorwärts!“ Der Sieg dieses Tages war der Preis einer heroischen Tapferkeit; allein das Talent des Generals trug nichts dazu bei.

In zweiter Linie auf der politischen Szene wurde Dumouriez Rathgeber der Generale, und glich darin sehr den schlechten Advokaten, die noch keinen Prozeß gewinnen konnten, und sich durch Ränke dafür zu entschädigen suchen.

Wir kehren jetzt zur Familie Orleans zurück, deren Geschick bei dieser Gelegenheit mit dem des Generals Dumouriez eng verknüpft war. Der junge Prinz, den man bei der französischen Armee den General Egalité hieß, blieb nur kurze Zeit unter den Oestreichern, und ging mit seiner Schwester, deren nützlicher Führer bei den romanhaften Thorheiten der Genlis er wurde, nach der Schweiz. Als der fremde Adel den Herzog von Chartres tadelte, daß er den übel klingenden Namen Egalité angenommen, soll er geantwortet haben: „Ich machte es nur, um die Pariser Narren zufrieden zu stellen.“

Ich bin weit entfernt, diese Aeußerung für authentisch zu halten; denn der Herzog wußte ja, daß sein Vater ihn und seine Familie mit einer gewissen Feierlichkeit hatte umtaufen lassen. In einem jener

Augenblicke von Wahnsinn, der allein durch die Furcht zu erklären ist, schrieb nämlich Louis Philipp Joseph an die Municipalität von Paris, sein Großvater habe ihn bekanntlich nicht anerkennen wollen, und ebenso authentisch sei es, daß die Gesetze der Ehe von seiner Mutter nie respektirt worden wären. In Folge dieses ehrenvollen Geständnisses verlangte nun der Prinz von der Kommun einen Namen, der bewiese, daß das Blut Heinrichs IV. nicht in seinen Adern flösse. Auf dieses Gesuch hin faßte die betreffende Behörde sogleich folgenden Beschluß:

1. Louis Philipp Joseph und seine Verwandten führen von jetzt an den Familiennamen „Egalité."

2. Das bisher unter dem Namen Palais-Royal bekannte Grundstück heißt künftig „Jardin de la Révolution."

3. Louis Philipp Joseph Egalité ist ermächtigt, sowohl bei öffentlichen, als bei Privathandlungen sich auf gegenwärtigen Beschluß zu berufen.

Dies Dokument, das in Rücksicht des Unsinnes dem Gesuche des Herzogs von Orleans gleich kam, habe ich nur mitgetheilt, weil es mir zur Rechtfertigung des Herzogs von Chartres, in Bezug auf seine angebliche Aeußerung gegen die östreichischen Generale im Jahre 1793, nöthig schien. Der Prinz würde sich wohl gehütet haben, sich selbst lächerlich zu machen, um seinen Vater von einer größern Lächerlichkeit zu befreien, welche die Furcht wenigstens entschuldigen

konnte. Ueberlassen wir nun den Erben des Namens d'Orleans den Launen eines abentheuerlichen Geschicks, das selbst nicht frei von Elend und Dürftigkeit war, in dem aber dieser Prinz Züge von Resignation und Philosophie offenbarte, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen.

Ein Gesetz vom 6. April hatte so eben im Schooße des Konvents den Wohlfahrtsausschuß ins Dasein gerufen, der aus neun Mitgliedern bestand, deren Berathschlagungen aber geheim sein sollten, wie die des schrecklichen Raths der Zehn zu Venedig. Alle Monate sollten die Mitglieder erneuert werden. Bald wurde diese Behörde zur Regierung, und etwas später riß sie alle Gewalt an sich, und beherrschte selbst den Konvent.

Eine Folge der ersten Berathschlagungen des Wohlfahrtsausschusses war ein Dekret, welches die Verhaftung aller noch nicht im Gefängniß befindlichen Mitglieder der Familie der Bourbons verfügte. Dies Dekret wurde am 8. April gegeben.

Vergebens berief sich der Herzog von Orleans auf seine Umtaufung; vergebens suchte er seinen Civismus durch sein Votum für Ludwigs XVI. Tod zu beweisen, und vergebens hatte er seit sechs Monaten mit der rothen Mütze und bis auf den Rücken mit Koth bespritzt, um zu beweisen, daß er zu Fuß gekommen, fleißig den Jakobinerklub besucht. Die Konspiration von Dumouriez war zu neu, und die orlea-

nistische Tendenz derselben zu offenkundig, als daß man den Chef dieser Familie hätte schonen können. Gleichwohl ist es jetzt anerkannt, daß der abtrünnige General keineswegs daran dachte, den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen. Gleichwohl brachte dies Komplot Louis Philipp Joseph in eine ausnehmend kritische Lage. Das Dekret vom 8. April verordnete, die Deputirten Sillery und Egalité, die Frau und Kinder des Generals Valence, die Bürgerin Egalité und ihre Söhne und die Bürgerin Montesson zu verhaften. Guadet rieth Tags vorher Sillery und dem Herzoge von Orleans, Paris zu verlassen, was sie aber verweigerten. Ohne Zweifel dachten sie, daß die Ereignisse von Tournay, an denen sie nicht im Geringsten Theil genommen, keine Rückwirkung auf sie haben könnten. Robespierre wollte aber ihren Untergang, und hatte dazu geschickt seine eigne Gaunerei vom 10. März benutzt. Einige Memorialisten haben behauptet, als man sich nach dem Palais-Royal begeben, um den Herzog von Orleans zu verhaften, sei er beschäftigt gewesen, seine Leibwäsche zu verkaufen.

Zu gleicher Zeit wurde der kaum dreizehnjährige Herzog von Beaujolais verhaftet, und zuerst vor die Kommun gebracht, wo er folgendes Verhör bestand:

„Sind Sie Aristokrat?"

„Ja."

„Kennen Sie die Pläne Ihres Vaters?"

„Nein."

„Haben Sie mit Frau von Sillery-Genlis in Verbindung gestanden?“

„Pfui!“

Die Herzogin von Bourbon und der Prinz von Conti wurden ebenfalls zu Paris in Haft genommen, und dem Herzoge von Montpensier widerfuhr dasselbe bei Birons Armee. Die Herzogin von Orleans, eine tugendhafte Frau, deren englische Geduld bei ihrer so unglücklichen Ehe ganz Frankreich bewundert hatte, lag zu Vernon krank, und der Konvent achtete ihr Unglück und ihren Charakter, indem er ihr die Freiheit ließ.

Am 9. April reisten alle in dem Dekret begriffne Bourbons nach Marseille ab, wo sie „vorläufig“ verwahrt werden sollten. In diesem Worte lag Mord verborgen; Robespierre, schon Beherrscher des Bergs, hatte bei sich diese fürstlichen Häupter verurtheilt. Doch nur in Bezug auf den jungen Beaujolais brauchte er die höllische Aeußerung Chabot's über den Sohn Ludwigs XVI.: „Von dem muß der Apotheker Frankreich befreien.“

Der Memorialist darf bei Darstellung einer Epoche nicht blos seiner Ansicht folgen, sondern muß erwähnen, was er auf seinem Wege findet, selbst, wenn er es mißbilligt. Daher berichte ich auch Folgendes:

Kaum befand sich der Herzog von Orleans auf dem Wege nach Marseille, so verbreitete man folgendes beleidigende Kouplet auf ihn:

Stets auf dem feuchten Element
Thut Orleans manches Wunder,
Und geht, — der Sieger von Ouessant,
Zu rudern nach Marseille.
Laßt uns der Freiheit dafür danken,
Daß er auf die Galeeren geht.
Ein Freund der Freiheit findet wieder
Auch dorten ganz gewiß nur Brüder.

Die Haft der Bourbons zu Marseille war wenig streng, und der Herzog von Orleans, der, wie Frau von Langueville, keine unschuldigen Vergnügungen kannte, überließ sich zügellos der Befriedigung von Leidenschaften, die ihm seine Gefangenschaft erlaubte. Seine Wächter, die in jenen Tagen plötzlichen Wechsels denken mochten, wer weiß, wie bald er euer Herr sein kann, thaten ihm allen möglichen Vorschub. Das Theater von Marseille ließ es diesem Alcibiades im Kerker an keiner Lais fehlen, und er berauschte sich, wie es hieß, nach Art der alten Griechen, auf einem mit Blumen bestreuten Lager in den Armen seiner Konkubinen. Manchmal begegnet mir noch auf den Boulevards, in einem eleganten Wagen, der Eroberung ihrer Prostituirung in früherer Zeit, eine alte Schauspielerin, die in ihrer Jugend auch der Gegenstand einiger Schwachheiten des Gefangenen von Marseille war. Sie gefiel ihm sehr, sagte sie noch neuerlich, weil nämlich Niemand vom ganzen Theater so gut trinken und schwören konnte, wie sie.

Der Prinz von Conti und der Herzog von Mont-

penſier, ſeine Mitgefangenen, konnten den ſcheußlichen Cynismus Sereniſſimi nicht mehr ertragen, ſchloſſen ſich in ihre Zimmer ein, und hörten nicht auf, ſo lange ſie in Marſeille waren, ein anderes Gefängniß für ſich zu verlangen.

In einem Verhöre, das der Herzog von Orleans und der Prinz Conti zuſammen beſtanden, zeigte Letzterer eine Unterwürfigkeit und Selbſtverläugnung, die bewieſen, daß er Leben und Freiheit um jeden Preis erkaufen wolle. Louis Philipp Joſeph benahm ſich mit mehr Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart, und leugnete gerade zu Alles, was man ihm Schuld gab.

Die Gefangenen von Marſeille ſchienen einige Zeit ganz vergeſſen zu ſein; im Publikum waren ſie dies ſchon den Tag nach ihrer Abreiſe, ſowie die Urſache ihrer Verhaftung und die wichtigen Ereigniſſe von der Grenze. Die Pariſer, ich meine jene oft erwähnte Klaſſe außer der allgemeinen Bewegung, hatten ganz andere Dinge zu thun, als ſich mit politiſchen Angelegenheiten zu beſchäftigen. Seit den erſten Tagen des Januars theilte ſich ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Theater und der Fantasmagorie. Letztere hauptſächlich tröſtete unſere guten Landsleute durch ergötzliche Schattenſpiele für die Wirklichkeit, in der ſie ruinirt, eingekerkert und decimirt wurden.

Sähen wir jetzt auf unſern Theatern eine vornehme Dame, die, von ihrem treuloſen, undankbaren Gatten verlaſſen und unglücklich gemacht, ſich der

Landwirthschaft widmete, so würden wir dem Autor ins Gesicht lachen. Noch mehr würden wir lachen, aber aus Mitleid, wenn der Verlobte eines Mädchens von Stande seine reiche Braut aufgäbe, und einer Bäuerin huldigte. Noch spaßhafter fänden wir die Sache, wenn die ländliche Schönheit, nach Besorgung ihrer Wirthschaft, eine herrlich vergoldete Harfe hervorholte, und unter dem Strohdache mit dem Talent einer Virtuosin musicirte. Allein 1793 fand man das Alles charmant. Nichts gefiel mehr, als einen Grafen zu sehen, der sein gesticktes Kleid und seine Schuhe mit diamantnen Schnallen, mit der Bluse und der groben Fußbekleidung eines Bauers vertauscht hatte. Dergleichen hieß damals eine sinnreiche, zarte Situation, und es war durchaus wider den Gebrauch, den verkleideten Liebhaber zu erkennen. Ich wette, man erräth nach dieser interessanten Einleitung, daß an der Thüre der Meierei eine Chaise zerbricht, worin sich ein achtbarer Greis befindet, der von einer langen Reise eine Quantität Millionen mitbringt. Der Leser hat die Wahrheit getroffen; allein ich bitte, nicht zu sehr zu kritisiren. Die zerbrochenen Chaisen sind freilich aus der Mode; Millionen haben wir aber noch immer im Theater du Gymnase: die Millionen der Chaussée d'Antin; und ich glaube sogar, daß es Herr Scribe bis zu 1,500,000 Franken gebracht hat.

Alles, was ich eben erwähnt, war in der „Belle Fermière" zu finden, eine Komödie, die seit den er-

sten Tagen des Januars auf dem Theater der Republik gegeben wurde. Noch im April machte dies Stück ein volles Haus, Dank dem doppelten Talent als Verfasserin und Schauspielerin von Mademoiselle Candeille, aus der die Bewunderung der Zeitgenossen eine zehnte Muse gemacht hätte, wenn der Autor der „Lettres à Emilie sur la Mythologie“ nur im Geringsten dazu die Hand geboten.

Im Nationaltheater, daß etwas der Mäßigung verdächtig war, wurden ernstere Dinge aufgeführt. Herr Laya, der jetzt unter unsere vierzig Unsterblichen gehört, suchte in seinem „Ami des lois“ das Volk über seine wahren Interessen aufzuklären, ihm die Uebel der Zügellosigkeit und Anarchie zu zeigen, und alle Bürger zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte zurückzubringen, indem ohne Regierung, ohne Ordnung und Achtung für die Gesetze an keine öffentliche Wohlfahrt zu denken sei. Dies ist die Analyse dieses Werks, das meiner Meinung nach, im Ganzen weder ein gutes Stück, noch eine durchdachte Handlung bildet.

Forlis, der Freund der Gesetze und der Ordnung, worunter jedoch kein versteckter Despotismus zu verstehen, soll die Tochter des Herrn Deversac heirathen, eines Edelmannes, der einen König für die erste Bedingung jedes Staates hält, und sich offen für einen Aristokraten erklärt. Madame Deversac, die ehrgeizig ist, erklärt ihrem Gatten, daß Forlis mit seinen pa-

triotischen Gesinnungen nicht weit kommen werde, und daß sie also ihre Tochter mit einem gewissen Nemophag, einem Manne der Bewegung verheirathen wolle, den Laya, der Robespierre vor Augen hatte, als einen scheinheiligen Patrioten, Egoisten, Fälscher und Schmeichler des Volks geschildert, der nur moralisirt, um Geld zu gewinnen, obgleich in der Regel dies Metier nicht einträglich ist, und Gleichheit predigt, um sich höher zu stellen. Dieser Nemophag, nach Laya, der Griechisch versteht, ein Mann, der bereit ist, Alles zu verschlingen, wird von zwei Journalisten, Durierane und Plaude (Marat und Hébert) unterstützt. Ersterer ist ein unerschrockner Angeber:

..... der Schelm,
Hat uns beständig ein Komplot zu präsentiren."

Der Zweite will nichts Geringeres, als die Gleichheit der Güter, das agrarische Gesetz. Dann kommen die Föderalisten, jene kleinlichen Fabrikanten von Republiken, stets bereit, Frankreich stückweise zu theilen.

Alle diese Leute wollen Forlis verderben, und wählen dazu das wunderbar neue Mittel, ihn einer gegenrevolutionären Verschwörung anzuklagen. Er wird verhaftet, und in den dunkelsten Kerker geworfen; sein Haus wird in Brand gesteckt, und man verlangt seinen Kopf. Forlis erscheint vor den Richtern; allein zum Glück erkennt das Volk seinen Wohlthäter, den Mann, der täglich die Armen unterstützte, ohne

eine andere Bedingung damit zu verknüpfen, als die, das Geschenk zu verschweigen. — Gerade, wie in einer moralischen Erzählung von Marmontel! — Die Tugend triumphirt nach allen Regeln der Kunst; die Revolutionärs werden zu Schanden, das Publikum applaudirt aus Leibeskräften, und die Friedliebenden sagen zu einander, indem sie sich entfernen: „Dergleichen Stücke sind viel geeigneter, das Feuer des Parteigeistes anzufachen, als es zu löschen.“

Lequinio war ein echter Patriot; in einer Brochure, betitelt: „Richesse de la République“, konstituirte er 1793 einen Nationalwohlstand so leicht, als man eine Tasse Thee trinkt. Das Mittel dazu war ganz einfach und hieß: „Grabt Kanäle, und zwar viel; sie gehören nicht mit unter die Vorurtheile, deren Vertilgung ich Euch vor einigen Monaten anrieth. Frisch, ans Werk! kanalisirt Frankreich in jeder Richtung, was dem öffentlichen Schatze nichts kostet und auch kein Attentat auf die Volkssouveränität ist.“ — In der That scheinen die Kanäle mit der Souveränität des Volks nichts gemein zu haben. Im Vorbeigehen beseitigt der Verfasser die Bedenklichkeiten gegen seinen Vorschlag, und zeigt ex professo die Möglichkeit, die Auflagen, wenn nicht völlig zu beseitigen, doch wenigstens ganz unbedeutend zu machen.

Von Lequinio's Illusionen kostet der Uebergang zur Fantasmagorie keine Mühe. Sie wurde zuerst

durch Robertson, gegen Ende Januars 1793, in Frankreich bekannt, und ist, wie Jeder weiß, ein optisches Kunststück, das ich im jetzigen Jahrhundert nicht erst zu erklären brauche. Ich erwähne nur noch, daß dadurch sehr gegen Fanatismus und Leichtgläubigkeit gewirkt wurde. Die Fantasmagorie erklärte die Wunder schlauer Mönche des Mittelalters, sowie die der Theosophen und Martinisten, kurz, an Robertson's magischer Laterne entzündete sich ein Licht, was die Menschheit vor Schlingen dieser Art bewahrte.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren die Pariser keine Kunstfreunde; sie liehen ihr Ohr den Orgien der Barbarei und nahmen gern mit an Harmonie armen Operetten vorlieb, sobald sich nur ein dramatischer Gegenstand daran knüpfte. Alle Semilyrik der Epoche war beziehungsreich und oft zu sehr, wie z. B. „La papesse Jeanne", die 1793 im Theater der Straße Feydeau gegeben wurde.

Johanne, eine junge, sehr reizende Römerin, läßt sich von ihrem Geliebten entführen, um ihren Vater zu nöthigen, in ihre Verbindung zu willigen. Nach einigen Tagen begegnet der Liebhaber seinem Rival; ein Duell ist die Folge davon, worin der Geliebte seinen Gegner tödtet, sich durch die Flucht rettet und Johanne zurücklässt. Diese wird nun Priester, nicht etwa Priesterin, und der aus Johanne gewordene Johann bringt es durch Verschlagenheit bis zum Kardinal und Papst. Die Sache noch pikanter zu

machen, erfahren bei der Wahl die Kardinäle, daß Einer von ihnen ein Weib sei; allein gerade Johanne trifft kein Verdacht, und man freut sich daher, daß die Stimmenmehrheit für sie ist.

Als Papst befiehlt Johanne, um den Geistlichen einen Vorgeschmack von den Seligkeiten des Himmels zu geben, daß die Priester heirathen sollen, zum großen Aergerniß der römischen Monsignori, und um das Parterre noch mehr lachen zu machen, giebt sie selbst, ohne jedoch ihr Geschlecht entdeckt zu haben, ihrem Geliebten ihre Hand, und — „Welcher närrische Einfall Sr. Heiligkeit! welcher sonderbare Geschmack!" rufen dazu die Kardinäle.

Der Verfasser der Oper schließt mit dieser ausnehmend moralischen Situation, und sagt nichts davon, wie die artige Wirthschaft, welche im Besitz des Vikariats Christi war, die katholische Welt regiert habe.

Die Geschichte berichtet freilich, der Papst Johann sei bei einer Prozession in die Wochen gekommen, und auf der Stelle todt geblieben. Sei dem jedoch, wie ihm wolle; indessen glaub' ich, daß, seitdem sich die Päpste bei ihrer Erhebung auf den römischen Stuhl einer gewissen Förmlichkeit unterwerfen müssen, die darin besteht, sich auf einen Stuhl zu setzen, dessen Sitz in der Mitte eine Oeffnung hat, wie der kuruli'sche Sessel der Senatoren des alten Roms. Diese Aehnlichkeit ist sehr leicht zu erklären;

vielleicht wollte sich auch einmal eine Dame des Alterthums unter die Mitglieder des Senats einschmuggeln.

Um wieder auf die politischen Angelegenheiten zu kommen, will ich nur anführen, daß eine patriotische Ode Lebrun's damals in Aller Munde war, welche im Februar 1793 bekannt ward und dem Dichter den Namen eines Pindar eintrug; zugleich begann ein ernster Kampf, der entscheidend werden mußte, zwischen den beiden Hauptparteien des Konvents, nämlich den Girondisten und Jakobinern. Erstere, wozu ich die Faktion Brissot's rechne, die etwas verschieden von der war, an deren Spitze sich Vergniaud und Péthion befanden, verloren viel von ihrem Einflusse, seit Robespierre, Danton und der Jakobinerklub, die von Marat, Hébert und einigen Andern unterstützt wurden, gemeinschaftlich zu Werke gingen, um den Berg triumphiren zu machen.

Die Girondisten zeigten in den ersten Tagen des Aprils keinen Takt, indem sie sich weigerten, Danton aufzunehmen, der damals daran dachte, sein System von Gewaltthätigkeiten aufzugeben, um den Namen eines Retters des Vaterlandes, den ihm Niemand streitig machte, von einigen Blutflecken zu reinigen. Eine Konferenz zwischen den Kordeliers und Girondisten fand zu Sceaux statt, in der Absicht, eine wechselseitige Annäherung herbeizuführen. Danton wollte zur Grundlage eines Vergleichs das Versprechen, auf

jede Untersuchung wegen der Septembergräuel zu verzichten. Guadet und seine Kollegen verweigerten dies, worauf Danton mit Donnerstimme ausrief: „Guadet, Du kannst Deinen Groll nicht zum Opfer bringen, und wirst das Opfer Deiner Hartnäckigkeit werden.“ — Natürlich wurde die Konferenz sogleich abgebrochen.

Von jetzt an gab es zwischen den beiden Parteien Krieg auf Leben und Tod. Am 13. April ließ die Gironde die Anklage des hämischen Marat dekretiren, der alle Tage, schriftlich und mündlich, zur Zwietracht reizte. Marat war schon mehrmals angeklagt worden, aber das Idol der Tribunen, weil er den Namen des Volks fortwährend im Munde führte; er geberdete sich gegen seine Ankläger wie eine Schlange, die eine Wespe gestochen, zischte Verleumdungen und Spott, und bespritzte mit seinem Gifte Alles, was sich nicht unter dem blutigen Banner der Jakobiner befand. Er drehte und wendete sich konvulsivisch in der Sphäre seiner Diatriben, die seine Anhänger seine Beredtsamkeit nannten. Am 13. April wagte er es aber doch nicht, sich im Konvent zu zeigen und der von ihm erregten Indignation die Stirn zu bieten, sondern sandte nur einen drohenden Brief dahin. Diese Kühnheit trieb den Zorn seiner Feinde, d. h. der Feinde des Terrorismus, aufs Aeußerste; und das Anklagedekret gegen ihn erhielt eine Mehrheit von 220 Stimmen gegen 92. Hieraus läßt sich auf den Einfluß schließen, den die rechtschaffenen Leute, worunter natürlich die wenigen

Anhänger der Emigration und des Auslandes nicht gehören, im Konvent noch hatten; allein vermöge eines Verhängnisses, das bis zum 9. Thermidor in dieser Versammlung zu bemerken ist, schien die ganze Energie dieser repräsentativen Behörde sich zu dem überspannten Theile ihrer Mitglieder geflüchtet zu haben. Die Jakobiner zögerten nicht, der Anklage Marat's entgegenzuwirken. Am 15. April versammelten sich die Kommissäre der Sektionen, als Generalkonseil der Kommun, und denuncirten bei dem Konvent 22 Girondisten oder andre Deputirte; allein noch einmal scheiterte der Terrorismus, und ein Dekret vom 20. erklärte die Petition des Generalkonseils für verleumderisch.

Unterdessen war Marat vor das Revolutionstribunal gestellt worden, und zwar zu seiner großen Freude, weil er wußte, daß die Mitglieder desselben in ihren Meinungen mit ihm harmonirten. Am 25. sprach der Präsident des Konvents: „Ein Gensd'armes berichtete mir eben, daß sich ein Volkshaufe durch die Straße Saint-Honoré dem Orte unsrer Sitzungen nähere, ohne jedoch feindliche Absichten zu verrathen. Ich habe dem Wachtkommandanten befohlen, dafür zu sorgen, daß keine Unordnung stattfinde." — „Repräsentanten!" rief fast zu gleicher Zeit ein Individuum in der Uniform eines Sapeurs, das vor den Schranken erschien, „wir bringen den braven Marat, der vom außerordentlichen Tribunale freigesprochen

worden ist. Marat war stets der Freund des Volks, und das Volk wird stets für Marat sein. Man wollte mir zu Lyon ans Leben, weil ich ihn vertheidigte, und soll Marat's Kopf fallen, so muß erst der meinige herunter. — Wir bitten Sie, Präsident, um Erlaubniß, uns der Nationalversammlung vorstellen zu dürfen, und hoffen, Sie werden dies denen nicht versagen, welche den Freund des Volks begleiteten."

Der Sapeur sprach noch, als schon die Fenster des Saals vom Lärm der Trommeln, Pfeifen und dem Geschrei eines unermeßlichen Volkshaufens zitterten. Bald befanden sich eine Menge Männer und Frauen mit rothen Mützen vor den Schranken, und von ihren Armen getragen, erschien, mit Lorbeern bekränzt, der abscheulich-lustige Marat, und insultirte durch sein mokirendes Lachen die Repräsentanten. Richter des Bergs hatten den Tiger für unschuldig erklärt, der jetzt nicht wüthete, sondern den Triumph über seine erschrocknen Gegner mit hämischer Schadenfreude genoß. Endlich trug man ihn auf die Tribune, wo mehrere Deputirte und Mitglieder der Kommun ihm entgegeneilten und ihn umarmten. Leidenschaftlicher Beifall von den Gallerien und der linken Seite des Konvents begleitete diese Szene. Die Hüte wurden geschwenkt, eine Wolke rother Mützen flog in die Luft und fiel wieder herab, wie es der Zufall wollte. Nachdem Marat durch ein Zeichen mit der

Hand Ruhe geboten, begann er: „Gesetzgeber des französischen Volks, die schlagenden Beweise von Civismus, die Sie eben in Ihrer Mitte gesehen, haben dem Volke einen seiner Repräsentanten wiedergegeben, dessen Rechte in meiner Person verletzt waren. Sie sehen jetzt in mir einen Bürger, der angeklagt war, aber völlig freigesprochen wurde" — „von seinen Mitschuldigen," unterbrach eine Stimme aus der Menge den Redner. Ohne hierauf zu achten, fuhr Marat fort: „Dieser Bürger besitzt ein Herz ohne Falsch, und wird fortfahren, mit seiner ganzen Kraft die Menschenrechte, die Freiheit und die Rechte des Volks zu vertheidigen." — Um die letzteren Worte gehörig zu betonen, hatte Marat die Stimme erhoben und den gewöhnlichen Ton des Tigers des Bergs wieder angenommen. Er verließ die Tribune unter donnerndem Beifall und dem Geschrei: „Es lebe die Republik! Es lebe der Volksfreund!" — Marat, der Konvent, die Gallerien, kurz, Alles verschwand in einer Staubwolke, die sich durch das Getrampel des exaltirten Publikums erhob.

Marat's Triumph bezeichnete den Anfang eines Terrorismus, der Frankreich zwei lange Jahre mit Blut besudelte. Die einzige Partei, welche durch ihre Einsichten und ihre Energie diese Barbarei hätte hindern können, die Gironde, sah den augenblicklichen Vortheil, den sie erhalten, durch Marat's Befreiung sich wieder entrissen. Vergniaud, Guadet, Gensonné,

Buzot, Grangeneuve, Péthion und ihre Anhänger waren jetzt ihrem Verderben nahe.

Eine Episode, der ernstesten Aufmerksamkeit würdig, mag hier eine Stelle finden.

Ein Offizier, der bei Neerwinden in Gefangenschaft gerathen und dann ausgewechselt worden war, kam nach Paris zurück und begegnete am 3. Mai Guadet im Palais-Egalité.

„Sieh da, mein Freund!“ rief er diesem zu, „wie freue ich mich, Sie wieder zu sehn. Ich komme aus den feindlichen Gefängnissen, und wollte Sie morgen früh besuchen; denn ich habe etwas auf dem Herzen.“

„Wirklich, bester Kapitain,“ erwiederte lächelnd der Girondist, und gab seinem Freunde ein Zeichen mit der Hand, auf einer der grünen Bänke im Garten vor dem Café de Foy Platz zu nehmen.

„So erzählen Sie; Marqueur, Punsch!“

„Nicht doch,“ erwiederte leise der Offizier, „sehen Sie nicht, daß die Bäume hier Ohren für den Jakobiner haben?“

„Sie haben Recht; wir wollen in das Halbgeschoß des Kaffeehauses gehen.“

„Als Kriegsgefangner,“ begann der Kapitain, sobald er sich seinem Freunde gegenüber gesetzt, „machte ich Bekanntschaft mit einem Offiziere vom Generalstabe des Prinzen Koburg, dessen edles Benehmen meinen Dank verdient hatte.“

„Ich glaube es," fiel Guadet dem Offizier in's Wort; „die Feindschaft des Schlachtfeldes hört auf, so wie die Kanonen schweigen. Wollte Gott, es verhielte sich eben so mit jener angeblichen repräsentativen Brüderschaft, die bei der geringsten Veranlassung die Deputirten der Republik einander erwürgen läßt."

„Grade von dieser grausamen Zwietracht will ich sprechen," fuhr der Militär mit Wärme fort. „Ein östreichischer Offizier hat mir gesagt, daß in Kurzem zweiundzwanzig Köpfe des Konvents fallen würden."

„Jener Fremde hat Ihnen das gesagt, und wenn?"

„Am 8. April."

„Und den 13. verlangten die Kommissäre der Sectionen die Aechtung von einer gleichen Zahl Deputirten. — Zweiundzwanzig! — Sollte es ein geheimes Einverständniß zwischen den Jakobinern und dem Auslande geben?"

„Sie zweifeln noch daran? Ich habe die Oestreicher, die Emigrirten und die Creaturen der französischen Prinzen sich aussprechen hören. Sie verabscheuen die Gironde, Brissot und seine Freunde, und dürsten nach Danton's Blute. Aber Robespierre, Marat, sind die Hoffnung unsrer äußern Feinde!"

„Sobald sie zur Partei d'Orleans gehören; ja, das läßt sich denken."

„Nein, nein, von dieser Partei ist nicht die

Rede; mit den Uebrigen vielmehr correspondiren Ihre Gegner."

„Die Uebrigen!" rief Guadet ungeduldig. „Welche?"

„Die emigrirten Bourbons."

„Mein Leben gäbe ich für einen Beweis — — von ganzem Herzen gäbe ich es; denn die Republik würde dadurch gerettet."

In diesem Augenblicke traten einige bekannte Jakobiner in das Kabinet, wo dies Gespräch eben stattgefunden, und machten dessen Fortsetzung unmöglich. Der Offizier und Guadet trennten sich und fanden seitdem keine Gelegenheit, sich wieder zu sprechen.

Der Mai war einer von den an Ereignissen reichsten Monaten des Jahres 1793. Den 4. bestimmte der Convent durch ein Gesetz den höchsten Preis des Getraides und Mehles, was später mit allen Consumtionsartikeln geschah. Bei Gelegenheit dieses Gesetzes deuteten die Redner der Versammlung zuerst die Entstehung einer Aristokratie aus der Revolution selbst an, einer Aristokratie, die später, als jede reelle Superiorität durch Krieg im Innern, oder mit dem Auslande abgenutzt war, zur Schande einer sonst großen Nation, die einzige anerkannte Macht, die einzige Gottheit, die man verehrte, werden sollte. Man wird an diesen Kennzeichen die Aristokratie des Handels, die Feudalität des Goldes, den Despotismus des Vermögens leicht erkennen, der 1793 Negociantismus

hieß. Bei der alten Regierung galt der Erbadel, der sich auf Verdienste gründete, die, mochten sie in Bezug auf die Familien wahr, oder trügerisch sein, wenigstens ihrer innern Geltung nach reell waren. Das Kaiserreich gab uns später den Adel, der durch persönliche Auszeichnung erworben wurde, den einzigen, welchen der gesunde Verstand zu begreifen vermag. Die Restauration folgte, und, man sollte es kaum glauben, ermuthigte und legitimirte jene ganz materielle Aristokratie, deren Geschäft seit 25 Jahren betrügliche Lieferungen, der schmähliche Verkehr des Perron und der mit dem Namen „Bank" gezierte Wucher gewesen war. Unter der Restauration erhielten Metall, Erde und Waare einen Platz unter den intellectuellen Verdiensten, und am Ende traten sie ganz an deren Stelle. 45 Jahre blutiger Revolutionen haben den alten Adel, und den Adel des Schlachtfeldes, der Tribune und des Kabinets getilgt, und auf dem geschlossenen Vulkan, der dies Alles verschlang, herrscht die Aristokratie des Geldes, gebieterisch, wie der alte Adel, aber ohne seine Freigebigkeit und Leutseligkeit, stolz, wie der Adel Napoleons, aber ohne seine Tapferkeit und sein Talent, und brutal, wie der englische Adel, aber ohne dessen Bildung und Großmuth. — Ist das nicht ein bewundernswerthes Gut, was durch das Blut von zwei Millionen Franzosen errungen worden?

Doch, der Unwille, den meine klugen Leser be-

greifen werden, hat mich weit von 1793 entfernt, und ich eile, jetzt dahin zurückzukehren.

Ein Gesetz vom 11. Mai prorogirte die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses in ihren Funktionen. Die monatliche Dauer ihres Amtes war schon gefährlich, und die Verlängerung dieser Zeit wurde verhängnißvoll. Die Reichen traf eine gezwungne Auflage von einer Milliarde. Damals wurde auch ein Dekret vom 9. Mai mit aller Strenge von den Kommissären des Konvents durchgeführt, welches befahl, alle mit Lebensmitteln, Munition oder Waaren nach feindlichen Häfen segelnde Schiffe aufzubringen, selbst wenn sie neutrale Flagge führten.

Der Krieg in der Vendée wurde inzwischen mit abwechselndem Glück fortgesetzt. Nach Cathelineau's und Stofflet's Beispiel erhoben sich aus Nacheiferung, der etwas Scham beigemischt war, mehrere Edelleute. Unter diesen royalistischen Anführern hielt später Charette allein dem Jäger Stofflet die Wage. Zu Ende Aprils waren fünf Departements insurgirt. Larochejacquelin, d'Autichamp, Bonchamp, Domagé, Cathelineau und Stofflet kommandirten in Anjou und Oberpoitou; Lescure, Talmont, Duhout und d'Autrive hielten das Centrum besetzt; Charette, Savin und Joli führten die sogenannten Insurgenten von Bocage in Niederpoitou. Sämmtliche Streitkräfte führten den Namen einer katholischen und königlichen Armee. Generalissimus war damals d'Elbée.

Zu Anfange der Feindseligkeiten im Westen hatten die Rebellen den Vortheil für sich, indem die Republikaner entweder zu schwach oder schlecht geführt waren. Die Insurgenten behandelten die Gefangenen, die sie machten, gut; sie beschränkten sich darauf, ihnen den Kopf kahl zu scheeren und entließen sie dann in ihre Heimath, nachdem sie ihnen angedeutet, sie würden ohne Gnade erschossen werden, würden sie mit diesem Zeichen einer ersten Gefangenschaft wieder gefangen. Diese Maßregel war wirklich eine glückliche zu nennen, und setzte die jungen Republikaner von den Ufern der Loire so lange außer Kampf, bis ihre Haare wieder gewachsen waren. Konnte diese Garantie auch nicht für sichrer gelten, als das Ehrenwort, so war sie doch wenigstens demonstrativer.

Den 10. Mai verließ der Nationalkonvent die Reitbahn, und verlegte seine Sitzungen, der größern Sicherheit wegen, in die Tuilerien. Hier erfuhren die Repräsentanten drei Ereignisse, deren Einfluß unter den obwaltenden kritischen Umständen verhängnißvoll werden konnte. Nachdem nämlich Charette bei Fontenay geschlagen worden, und seine ganze Artillerie verloren hatte, vereinigte er sich mit Bonchamp, Larochejacquelin und Lescure, und erfocht am 25. einen Sieg vor den Thoren desselben Fontenay, das neun Tage früher seine Niederlage sah. Zweitausend Republikaner waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Zu derselben Zeit insurgirte Paoli die Corsen, die sich

unabhängig von der französischen Republik erklärten. Die Geistlichen hatten ihre frühern Rechte wieder erhalten, und die Emigrirten waren zurückgerufen worden. Pascal Paoli strebte offenbar nach souveräner Macht; allein er sollte seine ehrgeizigen Hoffnungen schmählich getäuscht und die Verachtung Englands seinen Verrath gegen Frankreich rächen sehen. Endlich erhielt der Konvent auch am 29. Mai die Nachricht, daß zu Lyon ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen sei.

Allein, nichts vermag der aus Ehrgeiz und Eifersucht entstandenen Zwietracht Einhalt zu thun; Flammen und Blut reizen sie nur noch mehr. Grade in dem Augenblicke, wo Bürgerkrieg unser unglückliches Vaterland zerfleischte, machten es die zu seinem Schutze berufenen und in Paris versammelten Repräsentanten zum Zeugen eines Kampfes unter sich auf Leben und Tod.

Die Jakobiner hatten geschworen, Alles, was ihnen im Wege wäre, Royalisten, Girondisten und Gemäßigte jeder Art, zu vertilgen. — „Was nützt eitles Wortspiel," sprach Marat; „die verdorbne Majorität wird unsre Mühe hier stets vereiteln. Wollen wir die Stimmen ersticken, müssen die Köpfe herunter; der Klang hört auf, wenn die Glocke zerbrochen ist." — Diese Beredtsamkeit schien den Terroristen erhaben und mehrere Versammlungen fanden in den Sektionen statt, um die Art der Ausführung und den passenden Augenblick zu bestimmen. Allein der Kon-

vent, von diesem Complot unterrichtet, ernannte eine Kommission, um dessen Urheber ausfindig zu machen, und zu verhaften. Hebert, Substitut des Prokurators der Kommun, wurde arretirt, und die Kommission trug in ihrem Bericht auf die Anklage dieses Jakobiners an. Nun aber erlebte der Konvent, was er noch nicht gesehn hatte; ein Pöbelhaufen drängte sich nämlich in ihre Mitte, nahm auf ihren Bänken Platz und theilte die Berathschlagungen. Wollte sich ein Deputirter entfernen, hielten ihn kräftige Arme, wie Klammern, fest, während der Präsident genöthigt wurde, die Auflösung der Kommission in Antrag zu bringen. Das Resultat war unfehlbar; die Verschwornen selbst hatten ja das Dekret gegeben.

Dies geschah am 27. Mai; aber den 28. annullirte der wieder freie Konvent das Dekret des vorigen Tages. Die Wuth der Verschwornen kannte nun keine Grenzen mehr. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai ließen die Kommissäre der Sektionen, die gewöhnlichen Agenten von Mord und Aufruhr, in allen Quartieren von Paris Sturm lauten, wie sie sagten, wegen einer drohenden Gefahr. Während der unheilvolle Klang der Glocken durch die Finsterniß hallte, bildete sich eine revolutionäre Centralbehörde. Der Generalconseil der Kommun wurde purificirt, d. h. man entfernte daraus alle Freunde der Ordnung und Ruhe, und während eines gräulichen Tumultes, beim Scheine der Fackeln, die den großen

Saal des erzbischöflichen Palastes erhellten, und auf die scheußlich gespannten Züge der Verschwornen ein röthliches Licht warfen, wurde die Acht über die unter dem Namen der Gemäßigten, Girondisten, Brissotisten und Föderalisten bekannten Deputirten ausgesprochen. Lanjuinais und Henri Larivière standen an der Spitze der Liste. Diese nächtliche Sitzung endigte sich mit Abfassung einer Petition, welche vom Konvent verlangte, daß 27 seiner Mitglieder in Anklagestand versetzt werden sollten.

Robespierre's Jakobiner und Danton's Cordeliers hatten sich vereinigt, um ihre Gegner zu vernichten; allein mit dem stillschweigenden Vorbehalte, hinterher einander selbst zu erwürgen. Stets war es die Taktik der Parteien, sich erst ihrer Gegenfüßler zu entledigen und dann einander selbst zu Leibe zu gehen, bis das Banner der einen siegenden Faktion allein wehte.

Am 31. Mai, mit Tagesanbruch, näherten sich 15,000 buchstäbliche Sanskulotten aus den Vorstädten Saint-Antoine und Saint-Marceau dem Quartier des Palais-Royal; eine Abtheilung Nationalgarde schickte sich an, sie zurückzutreiben; da öffnete sich die dichte Masse, und Redner traten hervor, die ihre Tigerwuth durch schmeichelnde Worte zu verbergen wußten. „Wir haben die besten Absichten, theuere Mitbürger," begannen sie, „trauet unserm Patriotismus. Wir wollen das gute Einverständniß da drin wieder herstellen," und sie zeigten dabei auf die Tuilerien.

Die Krämer der Sektionen des Centrums, mehr Freunde der Nachtmütze, als des Feldbettes, und übrigens leicht von denen zu täuschen, die von Versöhnung sprachen, wie wir am 10. August sahen, und bei tausend andern Gelegenheiten sehen werden; diese guten Leute, sage ich, legten die Waffen zutrauensvoll nieder, und ihr kriegerisches Feuer erlosch vollends, theils bei einer Tasse Kaffee, theils bei einer Partie Billard, während Andere mit ihrer kürzlich noch so drohenden Muskete im Fiacre nach Hause fuhren.

Nachdem die Stützen der Ordnung sich also hatten hinweg persuadiren lassen, drang die Bande der Verschwornen in die Tuilerien; ein Theil dieser wüthenden Menge besetzte die Zugänge zum Saale der Repräsentanten, und eine andere Abtheilung stürmte in deren Mitte, um mit dem Säbel und der Pike die unbedingte Auflösung der Kommission zu verlangen, die gegen Hébert und seine Mitschuldigen verfahren sollte. Der energische Guadet rief vergebens den Wortführern zu, die ihn persönlich anklagten: „Der Freund von Paris bin ich, seine Feinde seid Ihr. Ich kenne den Urheber jener Kette von Verschwörungen, die uns seit sechs Monaten umgiebt, und weiß, welcher Mittel man sich bediente, die Bürger von Paris zum Aufruhr zu reizen. Ein Dekret besagt, die Versammlungen der Sektionen sollen um zehn Uhr geschlossen sein; allein um diese Zeit haben sich nur die guten Bürger entfernt, und die Intriguanten sind zu-

rückgeblieben. Diese Intriguans, diese Rädelsführer sind es, welche den Kommissären die Vollmacht gegeben; Urheber aller dieser Ränke sind nur wenige Parteimänner." — Diese Wahrheiten, welche die damalige Lage der Dinge genau schilderten, erbitterten die Meuterer nur noch mehr. Chuillier, ein Redner der Kommun, deklamirte lange über das angebliche Heil der Republik, was er und seine bewaffneten Horden, Drohungen im Munde, Blut in Gedanken, Feuer und Schwert in der Hand herbeiführen wollten. Endlich erhob er folgende direkte Anklage: „Man bemerkt hauptsächlich unter den Feinden des Vaterlandes Isnard, Vergniaud, Brissot, Guadet, Gensonné, Barbaroux, Roland, Lebrun, Clavières und ihre Freunde, nebst allen Anhängern des Royalismus."

Robespierre unterstützte den Redner der Kommun. Seine Worte waren republikanische Gemeinplätze, leer, unzusammenhängend und ohne vernünftige Basis, indem er sich ohne Unterlaß um ein verhängnißvolles Ziel bewegte, das er nicht zu nennen wagte.

„Zum Schlusse denn!" rief ihm Vergniaud zu.

Der jakobinische Chef erinnerte sich hierbei plötzlich seines Vorhabens. Die Wildheit seiner Seele sprach jetzt in Worten durch seinen Mund, und er rief mit heiserer, stotternder Stimme: „Ja, ich will abschließen mit Euch; die ihr nach der Revolution vom 10. August nur daran dachtet, die Urheber derselben

aufs Schaffot zu bringen; mit Euch, die ihr nie aufgehört habt, den Untergang von Paris zu verlangen. Den Tyrannen wolltet Ihr retten; mit Dumouriez habt Ihr konspirirt, und die Patrioten mit Erbitterung verfolgt, deren Köpfe jener General verlangte; Eure verbrecherische Rache hat eben diese Klagen der Entrüstung veranlaßt, die Ihr denen zur Last legen wollt, die Eure Opfer sind. Ich schließe also mit Beantragung der Anklage sämmtlicher Mitschuldigen von Dumouriez, sowie aller derjenigen, welche die Bittsteller der Sektionen bezeichnet haben."

Die Taktik der Parteien jener Zeit bestand darin, die Missethaten der verschiedenen Faktionen der einzigen aufzubürden, die sie gerade vernichten wollten. Demnach machte der jakobinische Redner aus der Gironde den Sündenbock von ganz Israel, und bürdete ihr Alles auf, was neuerdings seinen ehrgeizigen Absichten zuwider geschehen. Sämmtliche Anklagepunkte ließen sich in den einen zusammenfassen: „Ihr wollt mir den Weg zur Diktatur verschließen."

Die in den Saal gedrungenen Meuterer berathschlagten nun mit der linken Seite. Barrère trug darauf an, die sogenannte Kommission der Zwölf, welche die Untersuchung der Unruhen über sich hatte, aufzulösen. Diesen Antrag, der, angenommen, eine Anklage der Girondisten und Gemäßigten wurde, dekretirte das mit den Deputirten vermischte Volk.

Noch denselben Abend begaben sich die Sektionärs

eigenmächtig nach Roland's Wohnung, um ihn zu verhaften, und da sie ihn nicht fanden, führten sie seine Gattin nach der Abtei. Diese eben so steifsche als muthige Frau ließ sich einkerkern, ohne daß ihre edlen Züge die geringste Aufregung zeigten, und ohne daß ihr Busen die geringste Bewegung ihres Herzens verrieth. Der Konvent, am 1. Juni durch Defermond von dieser Verletzung des Menschenrechts unterrichtet, ging zur Tagesordnung über.

Der Generalkonseil der Kommun, wo Marat einen Ehrenplatz einnahm, fuhr unterdessen fort, die Insurrektion zu organisiren. Man beschloß, von den 48 Sektionen Listen der sanskulottischen Arbeiter ihrer Bezirke fertigen zu lassen, und diese Verzeichnisse sogleich dem Konseil zuzuschicken, damit dieser jedem Arbeiter sechs Livres wegen Versäumniß könne einhändigen lassen. Ein Mitglied verlangte, in allen Quartieren solle Generalmarsch geschlagen werden, man solle die Sturmglocke ziehen und die Lärmkanone abfeuern. Sogenannte sanskulottische Weiber, die sich diesen Namen mit einer Wahrheit gaben, die physisch so erwiesen war, als ein Axiom von La Palice, boten sich an, Lebensmittel nach den Plätzen zu tragen, wo die bewaffneten Bürger zum Heile des Vaterlandes permanent Wache halten sollten. Ihr Erbieten wurde angenommen, und der Präsident umarmte sie im Namen der Versammlung.

Den 2. Juni, früh um vier Uhr, hob der Ge-

neralkonseil die Sitzung auf; allein der Präsident versicherte, da das Volk einmal aufgestanden sei, werde er nicht eher ruhen, bis alle Verräther verhaftet wären.

Die Verschwornen bivouakirten die ganze Nacht auf dem Karroussselplatz, im Garten der Tuilerien, auf dem Platze Vendôme und den Kais, und hielten so den Konvent blokirt. Sie hatten Kanonen, und machten mit großem Aufsehen Kugeln glühend. Von der Sitzung des zweiten Juni waren die Girondisten weggeblieben; aber Lanjuinais, der an diesem Tage den erhabensten Heroismus zeigte, Isnard, Barbaroux und Lanthenas waren auf ihren Posten. Lanjuinais eilte auf die Tribune und begann: „Ich will jetzt von den Mitteln sprechen, der Bewegung Einhalt zu thun, welche in diesem Augenblicke in Paris stattfindet, und die eben so gefährlich für die Freiheit ist, als die, welche wir seit zwei Tagen sahen. So lange es erlaubt ist, hier seine Stimme hören zu lassen, werde ich den Repräsentanten des Volks in meiner Person nicht herabwürdigen lassen, und werde nicht aufhören, Wahrheiten zu sagen; aber keine von denen, welche die Wahrheit selbst und die Freiheit tödten. Seit drei Tagen ist es nur zu gewiß, daß wir fast gar nicht mehr berathschlagen, und von innen und außen bedroht sind. Eine aufrührerische Gewalt hält uns im Innern durch ihre Söldner, und von Außen durch ihre Kanonen belagert. Ich weiß sehr

wohl, das Volk haßt die Anarchie und ihre Beförderer, und ist nur ein gezwungenes Werkzeug derselben. Verbrechen, die das Gesetz mit dem Tode bedroht, sind begangen worden; eine usurpirte Gewalt hat die Sturmglocke läuten und die Lärmkanone abfeuern lassen — —" hier übertäubten das wüthende Geschrei von den Gallerien und die Drohungen der siegenden Partei den Redner. Er schlug die Arme über einander und blieb regungslos inmitten des allgemeinen Tumultes, wie die Statue eines Heros, bis ihm die wiederhergestellte Ruhe erlaubte, fortzufahren. — „Was haben Sie inmitten dieses allgemeinen Ruins gethan? Nichts, um die Integrität der Nationalrepräsentation aufrecht zu erhalten — —" Hier stürzten Robespierre der Jüngere, Julien, Legendre und Drouet nach der Tribune, um Lanjuinais herabzureißen. Mehrere haben versichert, Legendre habe ihm sogar ein Pistol auf die Brust gesetzt. Der Redner behauptete sich aber an seinem Platze, und fast wäre die Tribune ein Altar geworden, wo ein menschliches Opfer geblutet hätte.

Endlich kam der erwartete Bericht des Wohlfahrtsausschusses wegen der 27 angeklagten Deputirten. Barrère verlas im Namen jener Behörde eine Art von Dekret, worin die fraglichen Siebenundzwanzig aufgefordert wurden, um größere Uebel zu vermeiden, sich selbst von ihren Funktionen zu suspendiren. Isnard erwiderte hierauf in einem bewegten Tone: „Habe

ich die Wahl zwischen meiner Person und dem Vaterlande, so werde ich stets diesem den Vorzug geben, das ich anbete, und ist mein Blut nöthig, um es zu retten, will ich ohne Henker das Schaffot besteigen und selbst das tödtliche Eisen auf mich herabfallen lassen. Die Suspension ist uns als ein Mittel vorgeschlagen worden, größere Uebel zu vermeiden, also suspendire ich mich von meinen Funktionen, und verlange keine andere Garantie zu meiner Sicherheit, als das Volk, für das ich mich stets aufgeopfert habe." — Lanthenas, Dussaulx und Fauchet ahmten diese edle Resignation nach. Nicht so verstanden aber Lanjuinais und Barbaroux die Mission eines loyalen Abgeordneten. Ersterer bestieg von Neuem die Tribune, und folgende Worte ertönten wie eine erhabene Harmonie aus des heroischen Redners Munde in der Versammlung: „Von mir erwarte Niemand Suspension oder Niederlegung meines Amtes; das bekränzte Opfer entehrt der Priester nicht, der es tödtet. Man spricht von Aufopferung meiner Vollmachten — — welcher Mißbrauch der Worte! Die Opfer müssen frei sein, und wir sind dies nicht. Für den Augenblick kann ich gar nichts bestimmen, keine Meinung haben, und schweige."

Im April verlangte das englische Kabinet von meiner Mutter, sich entweder für emigrirt zu erklären oder England in 24 Stunden zu verlassen, was ihren fast gänzlichen Ruin zur Folge haben mußte. Meine

Mutter zögerte indeß keine Minute mit ihrem Entschlusse, und wir kehrten nach Frankreich zurück. Als neugieriger Knabe, oder weil ich vielleicht schon nach Aufregung lüsterte, hatte ich mich am 2. Juni auf die Gallerien des Konvents gedrängt. Jetzt, nachdem 42 Jahre seit jener so dramatischen Sitzung verflossen sind, sehe ich noch immer Lanjuinais mit seinem edlen Gesicht vor mir, wie er durch den Einfluß seiner Großherzigkeit seine Feinde aus der Fassung brachte, und noch höre ich seine herrliche Rede tönen. Nach dem 2. Juni 1793 traf ich öfters mit Lanjuinais zusammen, und sein Benehmen an jenem Tage beherrschte im ersten Augenblicke so alle meine Gedanken, daß ich mich wunderte, warum man nicht mit Lorbeern und Blumen seinen Weg bestreute. Dann erinnerte ich mich an den 18. Fruktidor, und meine Gottheit verschwand.

Barbaroux rief nicht weniger edel und dichterisch: „Wäre mein Blut zur Begründung der Freiheit nöthig, würde ich selbst verlangen, man solle es vergießen, und nützte die Aufopferung meiner Ehre derselben Sache, so würde ich sagen: Nehmt sie hin, die Nachwelt wird mich richten. Hält endlich der Konvent die Suspension meiner Vollmacht für nothwendig, so werde ich seinem Beschlusse gehorchen; allein nie werde ich freiwillig ein Amt aufgeben, das ich vom Volke erhielt. Nein, erwarten Sie keine Abdankung von mir; ich habe geschworen, auf meinem

Posten zu sterben, und werde meinen Schwur halten." — Sterben war kein eitles Wort; denn die schlagfertigen Verschwornen drängten sich um die ihnen bezeichneten Opfer. Indeß folgte ein ziemlich langes Schweigen auf diese Ergüsse patriotischer Beredtsamkeit, und die Bewunderung triumphirte einige Augenblicke über die Wuth der Aufrührer. Marat begriff zuerst, daß es Zeit sei, diese wieder von Neuem anzufeuern; er rief also, oder brüllte vielmehr: „Ich mißbillige die vom Ausschuß vorgeschlagene Maßregel, die den Angeklagten noch die Ehre der Entsagung läßt; um Opfer zu bringen, muß man rein sein. Ich verlange, Fermond und Valazé der Liste hinzuzufügen, und Lanthenas, Ducos und Dussaulx darauf auszustreichen. Ich habe schon gegen die Antragsteller meine Verwunderung geäußert, Dussaulx auf der Liste zu sehen, einen närrischen Alten, der unfähig ist, Chef einer Partei zu sein. Der geistlose Lanthenas verdient ebenfalls nicht, daß an ihn gedacht wird, und Ducos kann wegen einiger irriger Meinungen nicht für einen Gegner der Revolution gelten."

So brutal war Marat selbst bei der Aeußerung seiner wohlwollenden Meinungen; allein er zeigte sich fast leutselig, wenn er sich auf Injurien beschränkte.

Mehrere Deputirte, die den Saal verlassen wollten, wurden durch einen bewaffneten Volkshaufen zurückgewiesen, der an die Stelle der Wache getreten war, die den Konvent zu beschützen hatte. Boissy

d'Anglas wurde von den Insurgenten wörtlich beim Kragen genommen, und zeigte seinen Kollegen sein zerrissenes Kleid. Bei diesem Anblick eilte Barrère auf die Tribune und begann: „Bürger, wir wollen beweisen, daß wir frei sind; ich verlange, daß der Konvent sich entferne, um in der Mitte der bewaffneten Macht zu berathschlagen, die uns ohne Zweifel schützen wird." — Nachdem dieser Antrag in ein Dekret verwandelt worden, erhob sich die ganze Versammlung, um ihren Weg über den Karroussselplatz und durch den Garten der Tuilerien zu nehmen.

Im Moniteur jener Zeit heißt es, die Repräsentanten wären mit dem Rufe: „Es lebe die Republik! Es lebe der Konvent!" empfangen worden; allein diese offizielle Lüge muß ein gewissenhafter Schriftsteller zurückweisen.

Der Präsident Hérault de Sechelles fand überall die Ausgänge versperrt, und befahl dem Kommandanten der bewaffneten Macht, sie zu öffnen; allein Henriot, schon zum Chef der Janitscharen des Terrorismus ernannt, rief zu den Waffen und zog den Säbel; die Kavallerie stellte sich zum Angriffe; die Kanoniere eilten zu ihren Stücken und ergriffen die Lunten. Demnach waren die Deputirten, die sich bisher für souverän hielten, bedroht, niedergeschmettert zu werden, wenn sie nicht gehorchten und als Gefangene in den Sitzungssaal zurückkehrten. Nachdem Letztres geschehn, wurde die Diskussion wieder vorgenommen; allein viele

Repräsentanten erklärten, in diesem Zustande der Belagerung nicht votiren zu wollen. Dessen ungeachtet dekretirte die meuterische Minderzahl, daß Vergniaud, Gensonné, Brissot, Guadet, Gorsas, Péthion, Salles, Chambon, Barbaroux, Buzot, Biroteau, Roland, Lasource, Lanjuinais, Grangeneuve, Lesage, Louvet, Valazé, Doulcet, Lidon und Lehardi Hausarrest erhalten sollten. Die Minister Lebrun und Clavières waren schon auf Befehl des Generalkonseils der Sektionen festgenommen worden. Dasselbe Dekret verordnete auch die Verhaftung der Mitglieder der sogenannten Kommission der Zwölf, mit Ausnahme von Fonfrede und Saint-Martin.

So unterlagen die Girondisten, diese um so furchtbarern Widersacher der Jakobiner, weil sie diesen an Energie und Kenntnissen überlegen waren. Schon am 10. März hatten diese einflußreichen Männer in der Mitte des Konvents selbst ermordet werden sollen. Die Jakobiner leugneten dies erste Komplot keineswegs; allein sie gestanden nicht die ganze Schändlichkeit desselben, und meinten, es habe sich nur um eine Insurrection gegen den Girondismus gehandelt. Diese Verschwörung scheiterte, weil die bedrohten Deputirten, heimlich von einigen ihrer Feinde selbst gewarnt, sich bei jener Sitzung nicht einfanden, und weil der damalige Kriegsminister, der General Beurnonville, an der Spitze eines Bataillons von Finistère die Ruhe in Paris wiederherstellte. Eine der Geschichte

nicht unwürdige Bemerkung ist die, daß eine regnerische Nacht die Verschwornen zerstreute.

Der zweite Versuch war günstiger, indem die vereinten Faktionen Danton's und Robespierre's einen entschiedenen Sieg über die Anhänger Brissot's und Vergniaud's erhielten; vom 2. Juni datirte die Herrschaft des Bergs und jene mit Recht unter dem Namen „Terrorismus" bekannte schreckliche Periode. Vom 2. Juni an folgten die revolutionären Maßregeln einander sehr schnell. Am 8. erschien ein Gesetz, was Alle mit der Deportation bedrohte, deren Verweilen, ihres Incivismus wegen, auf dem französischen Gebiete zu Besorgnissen Veranlassung gäbe. Ein Dekret vom 23. schaffte das Kriegsgesetz ab, welches bei Insurrektionen der Regierung ein legales Mittel zur Unterdrückung geben konnte. Ein Gesetz vom 26. befahl den Richtern des Revolutionstribunals, laut und öffentlich zu verfahren, was in solchen Zeiten ein unfehlbares Mittel war, die Stimme des Gewissens durch eine beständige Furcht zu ersticken.

Inmitten dieser Handlungen einer eben so furchtbaren als willkührlichen Gesetzgebung erschien auch die Konstitution von 1793. Diese Verfassung, welche während bürgerlicher Uneinigkeiten und Verschwörungen ausgearbeitet war, mußte natürlich alle Merkmale der Leidenschaften an sich tragen, die im Augenblicke ihr Abfassung das Forum bewegten; gleichwohl fanden sich darin einige gute Bestimmungen. Man verdankte diese

Konstitution hauptsächlich Condorcet, der den Plan dazu dem Konvente schon im Februar vorgelegt hatte. Die Grundlagen derselben waren folgende:

Die französische Republik ist einzig und untheilbar. Zur Ausübung seiner Souveränität kommt das französische Volk in Primär- und Kantonversammlungen zusammen. Jeder Franzose von 21 Jahren ist Bürger. Der Inbegriff sämmtlicher Bürger macht die Souveränität des Volks aus. Das Volk wählt seine Deputirten unmittelbar, und bestimmt Wähler zur Ernennung der Verwaltungsbehörden und Richter. Auf 40,000 Individuen kommt ein Deputirter. Das Volk versammelt sich alle Jahre am ersten Mai zu den Wahlen. Die Ernennungen finden nach Stimmenmehrheit statt. Die gesetzgebende Versammlung ist eins, untheilbar und permanent; sie versammelt sich am 1. Juli, und ihre Sitzung dauert ein Jahr. Die Gesetzvorschläge werden an alle Kommunen geschickt. Es besteht eine exekutive Behörde von 24 Mitgliedern. Die Wähler jedes Departements ernennen einen Kandidaten hierzu, und die gesetzgebende Versammlung trifft eine Auswahl unter den von sämmtlichen Departements Gewählten. Im letzten Monate jeder Session wird die exekutive Behörde zur Hälfte erneuert.

Diese Konstitution begründete ohne Zweifel die Souveränität des Volks, trug aber auch alle Keime der Anarchie in sich, wenn diese überhaupt ursprüng-

lich vom Volke herkommen kann, was ich nicht glaube. Allein während dieser, dem Buchstaben nach so sehr populären Regierung war das souveraine Volk ein Sklav, und wurde unterdrückt, ruinirt und decimirt von denen, welche in seinem Namen regierten. Das Volk, ein Ludwig XIII. mit 25 Millionen Köpfen, hatte zweihundert Richelieus zu Ministern.

Während die Konstitution von 1793 dem souveränen Volke zur Annahme vorgelegt wurde, trug Robespierre kein Bedenken, sich in die Geheimnisse der neuen königlichen Familie zu mischen, indem er das Briefgeheimniß verletzen ließ. Dies schändliche Verfahren bestand schon vor dem 2. Juni und Lanjuinais hatte es in der merkwürdigen Sitzung dieses Tages angezeigt, und sich erboten, es zu beweisen. Der Diktator von 1793 begründete also das beklagenswerthe, schwarze Kabinet, welches unter der Restauration so berüchtigt wurde. Ursprünglich übte man aber diese Verletzung mit wirklich aufrichtiger Unverschämtheit; man bediente sich nämlich, um die auf der Post geöffneten Briefe wieder zu schließen, zweier Petschafte, deren Anwendung der Willkühr der Beamten überlassen blieb. Die Briefe bekamen nun Siegel mit der Inschrift: Sicherheitsbehörde, oder Revolution vom 31. Mai. Das erstere mußte hauptsächlich den zärtlichen Schönen viel Freude machen, die einen verliebten Briefwechsel unterhielten.

Gegen Ende des Juni verließ eine Wolke von

Deputirten den Berg, und verbreitete sich über die Departements. Die Geschichte ihrer Sendung würde sehr unterhaltend sein, und gewiß von keiner der bis jetzt bekannten Geschichten an Reichthum von Episoden übertroffen werden; Lächerlichkeiten, Barbareien, Libertinage, Habsucht, Intrigue, Verrath, das Groteske, Schreckliche, Heitere und Düstere würde sich jeden Augenblick zu einem Gemälde von unbeschreiblicher Seltsamkeit vereinen. Bis irgend ein thätiger Schriftsteller dies wirklich romantische Werk unternimmt, will ich von Zeit zu Zeit die Anekdoten, die mir über den fraglichen Gegenstand einfallen, mittheilen. Eine Probe dieser Art stehe gleich hier.

Der Deputirte Rhul begab sich nach seiner Ankunft zu Rheims sogleich in die Kathedrale, um sie, wie er sagte, von den aristokratischen Ueberflüssigkeiten zu säubern, die der Fanatismus der Jahrhunderte dort aufgehäuft habe. Der Repräsentant bemächtigte sich demnach der goldenen und silbernen Gefäße, und sandte sie, mehr oder weniger vollständig, nach Paris in die Münze. Darauf ließ sich Rhul in die Abtei Saint-Remi führen, wo die heilige Ampulla zur Salbung der Könige aufbewahrt wurde. Dieses kleine, unscheinbare Fläschchen, welches mit dem Oele ohne allen Zweifel durch eine Taube vom Himmel gebracht worden war, befand sich in einer goldenen Kapsel, welche im fünften Jahrhunderte von den himmlischen Künstlern ganz so vortrefflich ciselirt war, als man

es im sechzehnten Jahrhunderte in Florenz haben konnte. Auf Befehl des Repräsentanten holte man die wunderbare Ampulla aus der Gruft von Saint-Remi; Rhul nahm das göttliche Geschenk mit einem skeptischen Lächeln in die Hand, zog den Pfropf heraus, und roch an die Phiole.

„Bürger," begann er, „die heilige Ampulla riecht sehr ranzig; der Himmel hätte das Oel öfter erneuern sollen."

Die guten Rheimser Bürger, welche dem Akte beiwohnten, sahen bei diesen ketzerischen Reden ängstlich nach dem Gewölbe der Kirche, ob es nicht etwa auf den Heiligthumsschänder herabstürzen wolle, aber kein Sandkorn rührte sich. Rhul fuhr also fort:

„Jetzt, da das Volk souverän ist, enthält diese Phiole nicht mehr Oel genug, um es zu salben, und ist also unnütz, ja sogar gefährlich, weil sie dazu dient, eine ebenso unglückselige, als absurde Idee von der Herrschaft der Könige durch Gottes Gnade zu unterhalten. Eine Idee, die jederzeit die Tyrannen zur Unterdrückung der Nationen ermuthigte, und Frankreich unter ein unerträgliches Joch beugte, das es ertrug, weil es dasselbe für heilig hielt. Es ist eine wirklich patriotische Handlung, würdig des souveränen Volks, diesen lächerlichen Talisman seiner alten Knechtschaft zu vernichten."

Bei diesen Worten zerbrach der Deputirte die heilige Ampulla, zum unglaublichen Schrecken der Um-

ſtehenden, auf dem Pflaſter der Abtei. Indeß faßten die Bürger wieder etwas Muth, als ſie ſahen, daß das verſchüttete Oel keine wunderbare Flamme erzeugte, und daß die Stücken der Phiole ſich nicht von ſelbſt wieder vereinigten.

Geſchah dies doppelte Wunder nicht 1793 vor profanen Blicken, ſo fand wahrſcheinlich bei der Salbung Carls X., 1825, ein noch größeres ſtatt; denn eine neue heilige Ampulla war zu Rheims, um ſeine königliche Perſon zu ſalben. Kein menſchliches Auge ſah damals die himmliſche Botin, die Taube; allein zuverläſſig war ſie erſchienen, weil das geweihte Oel ſich wieder vorfand.

Während die Volksrepräſentanten die Departements durcheilten, um die Souveränität des Volkes daſelbſt zu gründen, dem Muth, dem Alter, dem Unglück, Achtung und Beiſtand zu ſichern, und die Konſtitution unter den Schutz aller Tugenden zu ſtellen, wie man in den Volksgeſellſchaften von den Tribunen verkündete, triumphirten die republikaniſchen Armeen keineswegs. Die Spanier waren im April in Rouſſillon eingefallen, und gegen Ende des Juni hatte der General Ricardos das Fort Bellegarde genommen. Die Royaliſten der Vendée, gegen 30,000 Mann ſtark, unter Cathelineau, Larochejacquelin und Stoffelet, hatten Saumur beſetzt, nachdem der ungeſchickte Menou und der noch unfähigere Santerre von ihnen geſchlagen worden war. Im Norden war Condé von

den Oestreichern erobert worden, und Valenciennes bombardirten die Engländer in Verbindung mit den kaiserlichen Truppen.

Santerre kommandirte, wie erwähnt, im Westen, und war nicht der einzige General seiner Art, den der Konvent dahin gesandt. Rossignol, der Mörder des unglücklichen Mandat, und Ronsin, dessen Namen wir bald mit Blut befleckt sehen werden, hatten auch Kommando's in der Vendée. Die Jakobiner schützten diese unfähigen Generale, weil sie ihre Kreaturen bei der Armee waren, kannten aber deren Unfähigkeit recht gut; allein was galten diesen Parteimännern die Tapfern, welche von jenen bloßgestellt wurden! Das Folgende wird von den strategischen Kenntnissen des ehemaligen Kommandanten der Nationalgarde einen Begriff geben.

Eines Tages hielt Santerre einen Kriegsrath, wobei sich auch der durch seine Tapferkeit und Talente schon bekannte Kleber befand. Während Letzterer von einem Manöver sprach, das er als entscheidend betrachtete, schlief der Obergeneral, mit den Ellbogen auf die Tafel gestützt, um welche sich sein Generalstab reihte, ohne Umstände ein, und bald mischte sich sein Schnarchen in die Diskussion. Die Debatten und hauptsächlich Kleber's Stimme, die kräftig war, wie seine Person, ermunterten am Ende den Schläfer, dessen Ohr noch das Wort „Umweg" vernahm, was der künftige Sieger am Berge Thabor gerade aussprach.

„Was heißt das, ein Umweg?“ rief Santerre mit Donnerstimme.

„Ich sagte,“ fuhr Kleber fort, mit dem Finger auf eine Karte zeigend, „wenn wir hier diesen Umweg nähmen, würden wir unfehlbar die Rebellen in diesem Gehölz überraschen.“

„Still!“ rief Santerre so gewaltig, als er nur konnte; „Ihr seid alle heillose Aristokraten mit Euren Umwegen; ich bin hier Herr, und kommandire im Namen des Konvents, unseres gemeinschaftlichen Gebieters. Nie lasse ich meine Armee einen Umweg nehmen.“

„Aber, General —“ wollte Kleber entgegnen.

„Still! ich mag nichts hören; die Republik muß immer offen und gerade zu Werke gehen.“

„Indessen, General, eine Kriegslist —“

„Ist gut für die Räuber, die wir bekämpfen; allein die Soldaten des souveränen Volks bedürfen deren nicht. Sie müssen offen und am hellen Tage ihre Feinde angreifen.“

„General!“ rief Kleber, „wir werden sammt und sonders dabei den Tod finden.“

„Desto besser, alle Wetter! es ist schön, für die Freiheit zu sterben! — Ruhmvoll ist es, heroisch!“ — und Santerre fing an zu singen:

„Der Tod für's Vaterland,
Ist ja beneidenswerth, das schönste Loos auf Erden.“

Tags darauf, am frühen Morgen, marschirte die Armee gutes Muths auf der Landstraße, stieß auf den Feind, und wurde geschlagen.

Ronsin, ein anderer General, den die Jakobiner in die Vendée geschickt, war aus Soissons gebürtig, und hatte früher ein wenig den Schriftsteller gemacht. Es müssen noch in irgend einem Winkel zwei oder drei seiner todtgebornen Tragödien existiren. Später wurde Ronsin aus einem geschmacklosen Schriftsteller ein halber Kriegsmann; man schickte ihn nämlich als Zahlmeister zur Armee von Dumouriez. Dies Amt brachte ihn in Verbindung mit dem Kriegsminister Pache, zu dem er eines Tages sagte: „Mache mich zum General: ich will ganz und gar Militär sein." — Pache war bekanntlich bei seinen Wahlen nicht ängstlich, und gab seinem Freunde Ronsin die Auszeichnungen eines Maréchal de camp, die das Einzige in und an ihm waren, was seinen Beruf zu dieser Stelle bewies. Er kommandirte nun in der Vendée Santerre's Avantgarde.

Was Rossignol betrifft, so kann folgende Thatsache zum Maßstabe für seine Talente dienen. Er kommandirte am Fuße der Alpen, und empfing vom Kriegsrathe Befehl, über den Gebirgspaß, die „Leitern" vorzudringen, der Frankreich von Savoien trennt. Diese Ordre überstieg völlig sein strategisches Genie; allein er wollte es den ihn umgebenden Offizieren nicht merken lassen, aus Furcht, dem Respekte

Eintrag zu thun, den sie ihm schuldig waren, und verlangte daher lieber vom Kriegsrathe neue Instruktionen. — „Ich begreife sehr wohl," schrieb er, „daß meine Infanterie mit Sack und Pack Leitern erklimmen kann; aber zum Teufel! meine Kavallerie und Artillerie werden das nimmermehr können."

Da ich einmal von den improvisirten Generalen von 1793 spreche, will ich noch zwei andere erwähnen.

Beim Theater des Fräuleins Montansier befand sich ein Schauspieler, Namens Grammont, von nur mittelmäßigem Talent, der früher Mitglied der französischen Komödie war. Hier konnte er sich aber nicht halten, beglückte daher die Provinz mit seinen Talenten, und obgleich er sich im ersten Range nicht behaupten konnte, glänzte er doch im zweiten, was ihn so übermüthig machte, daß er sich gegen seine Kameraden gebieterisch und stolz benahm. Als nun eines Tages der Flüchtling unserer ersten komischen Bühne den Orosman in „Zaire" und Verteuil, ein anderer Acteur, den Corasmin gab, versetzte der zornige Sultan bei den Worten: „Stirb Treuloser!" seinem Vertrauten einen solchen Stoß, daß dieser Perrücke und Mantel verlor, und Kopfüber zur Erde stürzte; das Publikum brach darüber in lautes Gelächter aus, und rief dacapo. Der eingebildete Grammont aber, welchen dieser von ihm veranlaßte Ausbruch allgemeiner Heiterkeit außer sich brachte, sprach

auf der Stelle mit Donnerstimme zu dem armen Verteuil:

„Du Tölpel, steh' doch fest!"

Diese ziemlich wenig epische Improvisation erhielt großen Beifall, und was der Leser gewiß am Wenigsten erwartet, der unglückliche Vertraute, der beschuldigt wurde, absichtlich unter dem tragischen Dolche Orosman's gefallen zu sein, mußte die Nacht im Gefängnisse zubringen. Nach dieser Episode, welche zur Beurtheilung von Grammont's kriegerischem Charakter nothwendig war, komme ich wieder auf die Zeit zurück, wo er bei der Montansier die Tyrannen spielte. Hier fand ihn eines Tags einer von seinen Söhnen in französischer Generalsuniform.

„Wie gefalle ich Dir so?" fragte er den jungen Mann, sich vor dem Spiegel musternd.

„Ganz schön; Abends, zumal bei Lichte, muß Ihnen dies Kostume trefflich stehen."

„Mein Sohn," erwiderte Grammont, seinen roßen Säbel schleppen lassend, um die Wirkung zu ersuchen, „es ist hier weder vom Abende, noch vom Lichte, noch vom Schauspiele die Rede. Ich will meinen Stand verändern, und es wird nur auf Dich ankommen, dasselbe zu thun."

„Wie so?"

„Sieh', ich mag nicht mehr König, Prinz und Feldherr blos zum Spaße sein, sondern bin entschlossen, mich in der Wirklichkeit damit zu befassen."

„Bester Papa, die republikanischen Zeiten scheinen mir aber nicht günstig für solche aristokratische Würden; die Zeit ist vorüber, wo der kluge Schauspieler sich ohne Umstände zum Marquis machen konnte, indem er mit seiner Theatertracht in der Welt erschien, aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Edelleute des Hofs erst von den Edelleuten der Komödie gebildet wurden. Jetzt würde diese Rolle, öffentlich gespielt, unfehlbar auf's Schaffot führen."

„Die werde ich auch nicht wählen; General will ich werden in den Heeren der Republik."

„General! — Dazu sind aber Dienstjahre nöthig."

„Keineswegs; ich habe mächtige Freunde im Konvent und bei den Jakobinern. Robespierre hat mir versprochen, mich zum Maréchal de camp zu machen, und das ist meine Uniform. Willst Du mein Adjutant werden, so will ich für Dich morgen ein Brevet als Kapitain auswirken."

„Ich werde Adjutant," rief der junge Grammont, hüpfend vor Freuden.

Acht Tage nachher kam ein alter Schauspieler und Freund von Grammont in dessen Loge, um ihn zu besuchen, und erhielt von einem neuen Tyrannen, der sich dort ankleidete, zur Antwort: „Der Bürger Grammont ist in seinem Hauptquartiere."

Der General Grammont kommandirte die revolutionäre Armee, ein Posten, der zwar hinsichtlich der

Gefahren des Schlachtfeldes wenig Drohendes hatte, allein zu einer Zeit sehr gefährlich war, wo so viele politische Reaktionen einander folgen mußten. Der Exkomödiant und sein Sohn fanden ihren Tod im Februar 1794.

Ich gehe jetzt zu der letzten Improvisation über, von der ich für den Augenblick meine Leser zu unterhalten habe. Zu Meaux sprach einer von jenen ausgesandten Volksrepräsentanten, vom Tische eines Käsehändlers herab, zu der versammelten Menge. Sein Hut à la Henri IV., das Bild der Freiheit an seinem Halse, die ungeheure dreifarbige Schärpe von achtzehn Zoll Breite um seinen Leib, der Hussarensäbel, seine gelben Stolpenstiefeln, welche eine Hand breit die Strümpfe sehen ließen, kurz dieses bunte Kostume, das nur zu treue Abbild der Attribute des Konvents machte die Neugierde der guten Bürger von Meaux sehr rege, und sie drängten sich um den Deputirten. Letzterer suchte sie hauptsächlich durch die Kraft seiner Rede zu bewegen, nach den Grenzen zu eilen. Während der feurigsten Ergüsse seiner Beredsamkeit erblickte der Repräsentant einen jungen Mann, dessen regelmäßig schöner Kopf die andern seiner ganzen Länge nach überragte. In dem braunen Haar dieses herrlichen Hauptes war ein Kamm befestigt, das charakteristische Merkmal der Profession des jungen Bürgers. Sobald ihn der Deputirte bemerkte, rief er ihm zu:

„Du, z. B. mit dem Ansehen und dem Wuchse

des Mars, solltest nach der Grenze fliegen. Würde nicht der Säbel besser Deine kräftige Faust zieren, als der elende Kamm?"

„Bürgerrepräsentant," erwiderte ruhig und in sehr guten Ausdrücken der Gefragte, „ich habe meine Schuld dem Vaterlande bezahlt. Bei Jemappes schwer verwundet, nahm ich vor drei Monaten meinen Abschied, nachdem ich meine acht Dienstjahre völlig ausgehalten hatte."

„Bist Du des Dienstes überdrüssig?"

„Nein; aber der Ungerechtigkeit meiner Obern. Seit vier Jahren Korporal, glaubte ich so gut Epauletten zu verdienen, als viele Andre."

„Nur deshalb hast Du Dich von den republikanischen Fahnen entfernt?"

„Aus keinem andern Grunde."

„Deine Obern waren ohne Zweifel aristokratische Hunde. Ich will Dich an ihnen rächen. Wo steht jetzt Dein Bataillon oder Regiment?"

„Bei der Armee des Generals Kellermann."

„Gut. — Ich ernenne Dich zum General; ja, ich mache mich anheischig, zu bewirken, daß Du die kommandiren sollst, welche Deine Treue und Deinen Patriotismus so übel belohnt haben."

„Was, Bürgerrepräsentant! Sie machen mich zum General?" rief der ehemalige Sergeant, und drängte sich durch die Menge zu seinem Wohlthäter.

„Im Namen des souveränen Volks ernenne ich Dich zum General. In einer Stunde sollst Du Dein Brevet haben.“

Bei diesen Worten riß der neue Würdenträger seinen Kamm aus den Haaren und rief, ihn über die Menge hinschleudernd:

„Zum Teufel mit den Bärten und Perrücken! jetzt gilt es dem Ruhme.“

Noch denselben Abend speiste der improvisirte General mit dem Repräsentanten bei dem Kriegskommissäre. Seine Ernennung wurde Tags darauf von der exekutiven Behörde bestätigt, und zehn Tage später kommandirte er eine Brigade, zu der sein ehemaliges Regiment gehörte.

Diese völlig wahre Anekdote habe ich von dem verstorbenen Zahlmeister der Armee, Bonnemain, meinem Schwager, der sich 1793 als Kriegskommissär zu Meaux befand und den fraglichen General bei sich zu Tische hatte. Dieser General, den ich aus wichtigen Gründen nicht nennen mag, wurde einer der besten Feldherren der kaiserlichen Armee und war 1814 dem Marschallstabe nahe. Allein dieser Held, der auf eine eben so unerwartete als seltsame Art sein Glück machte, starb wie Ludwig XII. ..... er hatte vergessen, daß für einen großen Kriegsmann im 58. Jahre ein Alkoven ein Schlachtfeld ist, wo die Lorbeern zu theuer erworben werden.

Wir wollen jetzt etwas in den Kreis der Perſön-

lichkeiten oder, wie man jetzt sagt, des intimen Lebens eindringen, was unsre Leser des neunzehnten Jahrhunderts so gern haben, zumal, denke ich, wenn das Erzählte dem gleicht, was eben in der Welt vorgeht. Denn für die aus glänzenden, unverständlichen Phrasen, welche die Herren vom Fach Poesie nennen, gewebte Darstellung des intimen Lebens habe ich keinen Sinn, und ich ahme nur das Vernünftige nach, so sehr ich auch Valentine und Lélie bewundre.

Gewiß hat man Ihnen, wenn Sie nämlich in Paris waren, in einem der Höfe von Saint-Pélagie ein kleines, stark vergittertes Fenster in einem häßlichen Gebäude gezeigt. Hier war in der Revolution Madame Roland eingekerkert, und das ist an dem. Wer die kleine, zwölf Fuß lange und sechs Fuß breite Zelle besuchte, welche jenes Fenster erhellt, wird tief geseufzt haben, bei dem Gedanken, daß eine schöne, geistreiche und gefühlvolle Frau in diesem traurigen Aufenthalte sich mehrere Monate langweilte, und daß diese Gefangenschaft die lange Agonie eines gewaltsamen Todes war.

Im Juni 1793 war das nur genannte Fenster mit großen Blumensträußen geschmückt, womit die Natur die Gitter der Madame Roland verbergen zu wollen schien. Hinter diesem kleinen Parterre, was ein Tag welken sah, der andre aber stets wieder verjüngte, befand sich ein weißer Vorhang, der immer sorgfältig zugezogen war, und nicht ohne Grund. Ich

will die edle Gefangene selbst von ihrem Innern sprechen lassen. — „Die Gefängnisse für die Frauen," sagt Madame Roland in ihren Memoiren, „werden von langen, sehr engen Korridoren durchschnitten, auf deren einer Seite sich kleine Zellen befinden, wovon ich eine bewohne. Hier befinden sich unter demselben Dache, auf demselben Gange, und von mir nur durch eine dünne Mauer geschieden, Freudenmädchen und Mörderinnen. Jedes Gemach ist durch ein starkes Riegelschloß verwahrt und wird jeden Morgen von einem Manne geöffnet, der unverschämt nachsieht, ob die Gefangene aufgestanden ist oder nicht. Meine Nachbarinnen versammeln sich dann in dem Korridor, auf den Treppen, in einem kleinen Hofe oder in einem feuchten, ungesunden Saale, der dieses Abschaums der Menschheit würdig ist."

„Die Entfernung der einen Zelle von der andern ist nicht groß genug, um die Reden, die man bei solchen Frauen voraussetzen kann, unvernehmlich zu machen, ohne daß man jedoch im Stande ist, sie völlig zu verstehen, wenn man sie nicht schon einmal gehört hat."

„Außerdem befinden sich die Fenster der Gefängnisse für die Männer den unsrigen ziemlich nahe gegenüber. Gleichgesinnte Individuen lassen sich daher mit einander in Gespräche ein, die um so zügelloser sind, da die, welche sie führen, keine Furcht kennen. Geberden ergänzen hier bestimmtere Handlungen, und

die Fenster werden der Schauplatz von den ärgsten Schamlosigkeiten."

„Meine Gitter," sagt Madame Roland an einer andern Stelle, „verberge ich durch einen Jasminstrauch, dessen Aeste ich darüber ziehe, und die obscönen Klänge, die an mein Ohr dringen, suche ich zu überhören, indem ich Tacitus und Plutarch lese."

Die Exegerie der Gironde las aber nicht immer Tacitus und Plutarch, und betäubte nicht immer ihre lebendige und glühende Einbildungskraft, was ihre Briefe an zwei Girondisten beweisen, worin sie sich sehr zärtlich und vertrauensvoll über eine Liebe andrer Art ausspricht, als die zum Vaterlande und zum Ruhme. Bedenkt man nun, mit welcher Fertigkeit, mit welchem hinreißenden Ausdruck Madame Roland gewisse Portraits zeichnete, z. B. das von Barbaroux, so wird man geneigt, zu glauben, daß die schöne Gefangene auch Tibull, Ovid und Gentil-Bernard las.

Diese Frau, welche das zarteste Gemüth mit einer fast eben so ätherischen Sinnlichkeit verband, so daß selbst die Begierde bei ihr nur mild und anständig erschien, mußte sich mit Abscheu vor dem entwürdigenden Benehmen zu bewahren suchen, wodurch andre Gefangene Gefühle äußerten, welche rein und lauter in ihr glühten. Ihre scheußlichen Nachbarinnen schrieen Liebe; allein sie, das anbetungswürdige Geschöpf, seufzte nur darnach.

Madame Roland also schilderte uns eben die zügel-

losen Leidenschaften ihrer Nachbarinnen; allein da sie keine andre Gelegenheit hatte, letztere kennen zu lernen, als die Gespräche, worin sie ihre verdorbenen Sitten äußerten, so konnte sie die Juwelen der Seele nicht erkennen, die vielleicht unter diesem Schmutz der Sinnlichkeit verborgen waren. Gewisse löbliche Eigenschaften sind mit der ausschweifendsten Lebensart nicht unverträglich, manchmal findet man sie sogar bei den wildesten Naturen, wie freundliche Gestirne in einer stürmischen Nacht. Hier ist ein Beweis davon, auf den man gewiß am wenigsten gefaßt ist; denn ich habe ihn aus Marat's Leben genommen.

Ein junges Mädchen aus Toulouse, dessen Namen ich nicht nennen will, sah gegen Ende des Mai 1793 ihren Geliebten einkerkern. Ihre Verzweiflung darüber war übermäßig, wie ihre Liebe; täglich belagerte sie die Thüren der Deputirten aus dem Süden, um die Freiheit ihres Freundes zu erhalten, und kein Opfer schien ihr zu groß, um das gewünschte Resultat zu erlangen, das ihr gleichwohl immer wieder entwischte. Die gute Gascognerin, die sich so vielfach getäuscht sah, beschloß endlich, sich an Marat zu wenden. Sie dachte so: „Dieser Böswicht, ein noch ärgeres Ungeheuer, wie Azor, weil er es zugleich moralisch und physisch ist, kann nicht der Günstling meines Geschlechts sein. Ein Mädchen, die er weder alt noch häßlich findet, und die ihm merken läßt, daß sie kein Opfer scheut, kann also bei ihm nicht fehlgehen,

wenn sie ihn um Freilassung dessen ersucht, den sie, des Anstandes wegen, ihren Vetter nennt.“

Gleich Tags darauf begab sie sich zu Marat, der in der Straße der Ecole de Médecine Nr. 18. wohnte. Anfangs hieß es, er sei nicht zu Hause; als aber der Deputirte die Stimme eines Frauenzimmers hörte, kam er selbst herbei, nahm das Mädchen mit einem schrecklich-höflichen Lächeln bei der Hand und führte sie in seinen Salon.

Wer ein Portrait von Marat wünscht, der findet eins hier. Sein Gesicht war in allen seinen Theilen abschreckend, der Blick schielend und stechend, seine Haare waren in Unordnung und voller Federn; die Kleidung bestand in einem blumichten Schlafrocke, Stiefeln ohne Strümpfe, alten Lederhosen, einer weißseidnen, schmutzigen Weste und einem nicht sauberern Hemde. Letztres war etwas offen und ließ eine fleckweise behaarte, überall gelbe Brust sehen. An den Fingern hatte er lange, schwarze Nägel, und die Hände mochte er wenigstens seit einer Woche vor jeder Reinigung bewahrt haben. — So zeigte sich der Volksfreund vor der allerliebsten Bittstellerin, die eben seinen Beistand verlangen wollte.

Das Opfer, was sie zu bringen dachte, schien ihr jetzt eine Art Heroismus; indeß blieb sie doch ihrem Entschlusse treu.

Die weit weniger als bescheidne Tracht Marat's erweckte eine traurige Idee von dem Gemache, wohin

er ſeinen Morgenbeſuch führte; allein dies ungünſtige Vorurtheil wurde durch den Anblick des Salons beſeitigt. Sopha und Stühle waren hier mit himmelblauem und weißem Damaſt überzogen und die Vorhänge ſehr geſchmackvoll geſteckt. Auch ein glänzender Luſtre und Porzellanvaſen voll natürlicher Blumen mangelten nicht.

Marat führte die junge Gascognerin nach einer weichen Ottomane, ſetzte ſich neben ſie und fragte nach der Veranlaſſung, die ihm das Glück ihres Beſuchs verſchaffe. Sie brachte ihr Geſuch vor, und während ſie ſprach, machte ſich auf dem Geſicht ihres Zuhörers der Ausdruck der Theilnahme bemerklich; er wiederholte mehrmals: „Arme Kleine!“ küßte öfters die Hand der intereſſanten Erzählerin, drückte ihr wiederholt das Knie, und als ſie geendigt, ſprach der Mund, der ſich gewöhnlich nur öffnete, um zu inſultiren, anzuklagen oder zu proſkribiren:

„Sie lieben alſo den jungen Mann wohl recht ſehr?“

„Er iſt mein Vetter, Bürger-Repräſentant.“

„Wohl verſtanden,“ erwiderte Marat mit einem Lächeln, das kaum für boshaft gelten konnte. „Sie ſollen Ihren Vetter wiederhaben, noch dieſen Abend, verſichere ich Sie.“

„Wie ſehr wäre ich Ihnen verbunden!“

Die Hand des Mädchens wurde von Neuem geküßt und ihr Knie fühlte wieder einen leichten Druck;

allein das war auch Alles. Marat stand auf, was der Gascognerin andeuten hieß, dasselbe zu thun. Sie zögerte einen Augenblick, da sie ohne Zweifel nicht glaubte, daß sie mit dem Volksfreunde schon fertig sei. Ihre südliche Koketterie fühlte sich fast beleidigt, den Mann so bescheiden zu finden, der ihr eben noch so widerwärtig vorkam, und fast hätte ihre Eigenliebe diesen Mangel an Brutalität insolent gefunden. — Ueber die Frauen!

„Ich hätte ihm gern Alles bewilligt," äußerte später das Mädchen gegen eine Freundin, „und es nachher abgewaschen, wenn nur mein Vetter frei wurde."

Wahrscheinlich führte die Schöne nicht dieselbe Sprache gegen den Vetter, als er noch denselben Abend zu ihr kam und sich in ihre Arme stürzte. Er wußte nicht, daß er die Freiheit dem wilden Marat verdankte, indem dieser durch eine dritte Person sein Gefängniß hatte öffnen lassen. Die artige Gascognerin war gewiß sehr glücklich, Abends als freiwilliges Geschenk ihrem Geliebten überlassen zu können, was sie früh nicht unter dem Namen eines Opfers hingegeben gebraucht. Ihre Eigenliebe konnte sich indeß nie ganz darüber beruhigen, und öfters sprach sie zu sich selbst: „Der Bürger Marat ist doch ein besonderer Mann!"

Nach dem 31. Mai kehrte das einen Augenblick beunruhigte Paris wieder zu der schon öfters bezeich-

neten Ruhe der Sorglosigkeit zurück. Vergebens stand St. Domingo in Flammen und litt an den schrecklichen Folgen einer zu schnellen Befreiung der Farbigen; vergebens tönte der Kanonendonner von Valenciennes bis auf einige Stunden von der Hauptstadt; vergebens endlich war der Konvent selbst durch die erlittene Gewaltthätigkeit noch immer fieberhaft bewegt, das „Ballet de Pâris“ in der Oper und „Fénélon“ im Theater der Republik machten allen Besorgnissen des Tags ein Ende.

Natürlich kenne ich den guten Geschmack meiner Zeit hinlänglich genug, um hier eine mythologische Pantomime zu analysiren; ich bezeichne nur die Zeit ihrer Erscheinung; denn der klassische Sohn des Priamus, jener alterthümliche Paris, dessen Apfel gewiß keine unserer schönen Zeitgenossinnen annehmen würde, wenn er ihr jetzt in Gestalt des alten Vestris begegnete, erhielt 1793 die allgemeine Ehre der Lorgnette, und begeisterte mehr wie ein volles Haus durch seine sublimen Ronds-de-jambs, seine künstlichen Pirouetten und heroischen Entrechats. Jene alterschwachen Tänzerinnen, die ehrwürdigen Trümmer der Saulnier, Chevigny, der Clotilden und Aubry, die man noch vor einigen Jahren auf den Boulevards herumwanken sah, waren zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts Junonen, Minerven, Venus und reizende Floren. Aller dieser tänzerische Glanz ist verschwunden; Mehul, von dem die Musik zu dem „Ballet des Pa-

ris" herrührte, befindet sich bei Orpheus, wenn es überhaupt einen Orpheus gab; Gardel und Vestris allein, die Patriarchen der alten Oper, weilen vielleicht noch auf der Erde, um uns bei dem Anblick ihrer sonst so leichten, jetzt gichtischen Füße an das: Sic transit gloria mundi zu erinnern. — Das fragliche Ballet wurde zuerst am 5. März 1793 gegeben.

„Fénélon, ou les réligieuses de Cambray," Trägödie von Chénier, war am 16. Februar auf die Bühne gebracht worden. Ein barbarischer Vater widersetzt sich darin der Verbindung seiner Tochter mit dem Manne ihres Herzens, und die Liebenden heirathen sich heimlich. Der unerschütterliche Vater führt nun aus Rache die junge Gattin aus der Provence nach Cambray, um sie dort in ein Kloster zu thun, was auch wirklich geschieht. Cambray liegt zwar ein wenig weit von Marseille, allein wo sollte Chénier sonst Fenelon's habhaft werden, als in dessen Diöcese? Die unglückliche Heloise, denn dies andere Opfer der Tyrannei eines gehässigen Alten ist auch eine Heloise, kommt hier mit einem Mädchen nieder, und wird sogleich in einen tiefen Kerker geworfen. Ein moderner Autor hätte diesen unterirdischen Aufenthalt mit giftigen Gewürmen bevölkert, mit denen die arme Nonne beständig zu kämpfen gehabt, was dann eine ergreifende Situation geheißen hätte. Im Jahre 1793 wurden aber die kriechenden Geschöpfe nicht begünstigt, und Chénier hatte sich begnügt, der Gefangenen die

wenig stärkende Kost von Wasser und Brot anzuweisen. Heloisens Tochter ward im Kloster erzogen, wo für so unvorhergesehene Fälle wohl eine Amme bereit gehalten werden mochte, und soll, wie zu erwarten, dereinst den Schleier nehmen.

Heut zu Tage hätte man das Alles, selbst die Entbindung nicht ausgenommen, vielleicht mit dem Zusatz der kriechenden Ungethüme in die Szene gesetzt; nicht so 1793. Denn alles eben Mitgetheilte macht Chenier dem Publikum durch eine etwas lange Reihe von Erzählungen bekannt, und die Handlung beginnt, als Heloisens Tochter sechzehn Jahr alt ist, und ihr Gelübde ablegen soll. Die dramatische Vorsehung will aber, daß Fénélon gerade an diesem Tage Besitz von seinem Bisthume Cambray nimmt, und daß der Gouverneur der Stadt d'Elmence ist, Heloisens Gatte und der Vater ihrer Tochter, der jugendlichen Braut des Himmels.

So weit sind die Sachen gediehen, als die künftige Nonne ihrer Freundin Isaura erzählt, sie glaube öfters aus einem dunkeln Gewölbe des Klosters menschliche Klagen zu vernehmen. Diese Isaura, man bewundere die Güte der Theatervorsehung, ist aber gerade die nämliche, welche von der abscheulichen Aebtissin beauftragt worden ist, der unglücklichen Gefangenen die elende Nahrung zu bringen, welche ihren Todeskampf verlängert. Trotz ihres Amtes als Kerkermeisterin ist Isaura jedoch mitleidig, und entdeckt

ihrer Freundin das schreckliche Geheimniß. Amelie, so heißt die Novize, erfährt, daß ihre Mutter seit sechzehn Jahren das Opfer der unnatürlichen Grausamkeit des Klosters ist. Man denke sich ihre Ueberraschung und Entrüstung!

Amelie entflieht aus dem Kloster, eilt nach dem erzbischöflichen Palaste und dringt athemlos, mit aufgelöstem Haar bis in das Zimmer des guten Prälaten, der eben in dem Gouverneur seinen Jugendfreund wieder erkannt hatte. Amelie's Ankunft unterbricht ihre Herzensergießungen; der Verfasser des Telemach schaudert, als er die Barbarei der Aebtissin erfährt, während d'Elmence trunken vor Freude ist, seine Frau und Tochter wiederzufinden. Man eilt nach dem Kloster; der verehrungswürdige Erzbischof erscheint in der Mitte der schuldigen Nonnen, wie ein rächender Jupiter am Schlusse einer Oper; indeß schleudert er nur die Donner seiner Beredsamkeit auf ihre Häupter, und schildert ihnen den Gott der Christen als gut, mitleidig, ja sogar philosophisch, wie es alle Revolutionsgötter sind, indem er mit der ganzen deklamatorischen Kraft des pathetischen Monvel ruft:

„Sprach dieser Gott zu euch, ich will gerächet sein?
Was straft ihr noch bevor er selbst gerichtet hat?
Wie wappenet ihr euch, mit unheiliger Strenge,
Die seine Lehre und sein Leben nirgends kennt?"

Die verbrecherischen Nonnen hängen das Maul und schweigen. Fenelon befreit Heloisen, Amelie und

Isaura, und verzeiht dann seinen Untergebenen, um die eben gepredigten Lehren praktisch zu beweisen.

Das Stück erhielt sechs Monate lang leidenschaftlichen Beifall, und schmückte die poetische Krone Chénier's mit einem neuen Lorbeer. Man hatte wohl viele Unwahrscheinlichkeiten darin bemerkt, auch war die Handlung öfters zu gedehnt; aber eine pompöse und glühende Versifikation ließ diese Mängel vergessen.

Vor einigen Jahren, als 1793 wieder Mode wurde, nahm man diese Tragödie auch wieder vor, und gab dadurch unsern Journalisten eine gute Gelegenheit zur Satyre. Ohne Zweifel würden sie sich weniger mokirt haben, hätte Chénier nicht vergessen, die Gewürme nebst der Niederkunft mit in Szene zu bringen, was jedoch nicht das einzige Mangelhafte an diesem Stücke ist. Sein Hauptfehler bleibt nämlich, daß es jener Zeit angehört, wo man bekanntlich nichts Gutes hervorbrachte.

Als Fenelon auf dem Theater der Republik gegeben wurde, hatte es die höchste Stufe seines Glanzes erreicht. Es besaß seit einigen Monaten die Gebrüder Baptiste, zwei für die Unterhaltung des Publikums und die Einkünfte des Theaters gleich vortheilhafte Subjekte. Der ältere Baptist, so wahr in „Le Glorieux", als Kapitän in „Les deux Frères", so originell in der undankbaren Rolle von Arons in Brutus, wurde sehr von den Freunden des höhern Komischen der Tragödie geschätzt. Der jüngere Baptist, lang,

hager, und mit einem Gesicht begabt, wo starre, kaltblütige Ruhe den lustigsten Ausdruck hervorbrachten, erschien nie auf der Bühne, ohne ein allgemeines Gelächter hervorzubringen. Ich habe an einer andern Stelle von dem originellen Talente dieses Schauspielers schon gesprochen, der allen spätern Komikern seiner Art zum Muster diente, und nenne daher nur die Rollen, in denen der jüngere Baptist sich am meisten auszeichnete. Diese waren: Der Alberne in „Les Héretiers", Bridoison in der Hochzeit des Figaro, Géronte in „Les Fourberies de Scapin", Thales im „Democrite", und hauptsächlich der „Malade imaginaire". Dieser unübertreffliche Mime wußte jeder dieser Rollen einen besondern Charakter zu geben, und war keineswegs überall Dannière, wie eine boshafte Kritik behauptet hat.

Um den Monat April von 1793 starb Desessarts, ein ausgezeichneter Schauspieler der französischen Komödie, im Bade von Barrèges. Sein Auftreten datirte von 1773. Früher war er Prokurator gewesen, und man rühmte seine Uneigennützigkeit, die damals etwas Seltenes war. Als Mitglied der französischen Komödie spielte er die armen Schlucker von Molière und die Mantelrollen mit vieler Einsicht, es wäre nur ein schlechter Witz, zu sagen, mit Rundung; denn mehr noch, als durch sein Talent, zeichnete sich Desessarts durch seine Korpulenz aus. Es kostete ihm allemal viele Mühe, einen Miethwagen zu finden,

durch deſſen Schlag er ein- und ausſteigen konnte. Sein Duell mit Dugazon iſt bekannt; weil ich aber dies Abentheuer von dem luſtigen Schauſpieler ſelbſt mit beſonderer komiſcher Laune erzählen hörte, will ich es hier wiederholen, und dabei möglichſt den Ton des erſten Erzählers beibehalten.

Dugazon hatte Deſeſſarts immer zum Beſten, obgleich er ihn im Ernſt, der jedoch bei dieſem beſtändigen Spaßmacher ſelten war, kameradſchaftlich gut war.

Als nun eines Morgens Dugazon in der Zeitung las, daß der einzige Elephant der königlichen Menagerie geſtorben ſei, eilte er zu Deſeſſarts und erſuchte ihn, mit zum Miniſter des Innern zu kommen.

„Warum das?“ fragte der dicke Deſeſſarts.

„Es handelt ſich darum, nach dem Frühſtücke vor einer zahlreichen Geſellſchaft bei Sr. Excellenz ein Sprichwort darzuſtellen. Du begreifſt, daß hierbei einige Louisd'ors zu verdienen ſind; ich dachte an Dich, und wir theilen brüderlich.“

„Alſo wir Beide ſpielen allein?“

„Ja, Dicker,“ verſetzte Dugazon, ſeinen Freund auf den übermäßigen Bauch klopfend.

„Großen Dank; aber wie muß ich mich kleiden?“

„Du legſt große Trauer an, weil Du einen Erben vorzuſtellen haſt.“

Deſeſſarts kleidete ſich nun von Kopf bis Fuß ſchwarz, ohne den Flor zu vergeſſen. Er ſchwitzte da-

bei große Tropfen und feuchte, wie der Blasebalg einer Schmiede. Als er fertig war, begab er sich mit Dugazon zum Minister, wo sie allerdings eine zahlreiche Gesellschaft fanden.

„Gnäd'ger Herr," begann Dugazon feierlich zum Minister, „die Mitglieder der französischen Komödie sind außer sich über den Tod des schönen Elephanten, dieser Zierde der Menagerie des Königs."

Der Staatsmann errieth, daß Dugazon ihn belustigen wolle, und erwiderte, darauf eingehend:

„Sehr wohl, und ich werde nicht ermangeln, höchsten Orts davon Bericht zu erstatten."

„Ach! gnäd'ger Herr," begann Dugazon wieder, „könnte uns etwas trösten, so wäre es die Gelegenheit, die langen Dienste unsres Kameraden Desessarts zu belohnen."

„Du bist zu gütig," murmelte der arme Schlucker, der so in die Intrike des Sprichwortes seines Freundes einzugehen glaubte.

„Laß mich nur ausreden," gab Dugazon zur Antwort; „ich verlange von ihrer Excellenz nur eine Gunst, die Dir mit vollem Rechte zukommt."

„Sprechen Sie, Dugazon," äußerte der Minister freundlich.

„Im Namen der französischen Komödie," fuhr der Redner mit verdoppeltem Ernste fort, „ersuche ich denn Eure Excellenz für unsern Kameraden Desessarts um die Anwartschaft auf die Stelle des Elephanten."

Bei dieſen Worten erſcholl ein Gelächter im Saale, das gewiß zehn Minuten dauerte, und während dieſes Ausbruchs der allgemeinen Heiterkeit beobachteten Dugazon und Deſeſſarts, der Eine gemäß ſeiner Rolle und der Andre aus Zorn, den drolligſten Ernſt. Endlich ging der gefoppte Schauſpieler wüthend davon, und noch denſelben Abend empfing Dugazon eine Herausforderung.

Tags darauf trafen ſich Beide mit ihren Sekundanten im Gehölz von Boulogne.

„Ja Kamerad," begann unſer Spaßmacher ganz ernſt, „ich bin Dir Genugthuung ſchuldig und Du ſollſt ſie haben."

„Sehr wohl," erwiderte Deſeſſarts düſter.

„Aber höre, Freund, ich mache mir ein Bedenken, mich mit Dir zu meſſen. — Unſre Waffen ſind allerdings gleich; aber unſer Umfang! bedenke doch, daß Du zweimal dicker biſt, wie ich. — Erlaube mir, die Partie gleich zu machen."

Sofort brachte Dugazon ein Stück weißer Kreide aus der Taſche, und zeichnete auf den enormen Bauch Deſeſſarts einen Kreis von etwa 15 Zoll im Durchmeſſer.

„Nun können wir anfangen," fuhr der unermüdliche Spaßmacher fort; „was außerhalb des Kreiſes kommt, gilt nicht."

Natürlich war nach dieſem Scherz an kein Duell mehr zu denken. Deſeſſarts warf ſeinen Degen zur

Erde, und beide Freunde vergossen an diesem Tage nur Champagner.

Da ich einmal im Zuge bin, mag hier gleich noch eine Anekdote Platz finden. Nachdem Dugazon sorgfältig mit den Augen den Bauch Desessarts gemessen hatte, lud er ihn eines Tags für den nächsten Morgen zu frischen Austern in die Straße Montorgueuil ein. Der dicke Schauspieler, der Feinschmecker war, nahm die Einladung mit Dank an. Dugazon brauchte nun noch andre Gäste zu Lachern, und begab sich mit diesen zu dem seinem Kameraden genannten Restaurateur eine halbe Stunde früher, als er Desessarts bestellt hatte. Die Freunde begriffen anfangs nicht, warum ihr Amphitryon die enge Hausthüre maß, welche zu dem Salon führte, wo das Frühstück genossen werden sollte; indeß vermutheten sie, es würde bald auf Unkosten irgend jemands etwas zu lachen geben.

Ohne auf den armen Schelm von der französischen Komödie zu warten, setzte man sich zur Tafel; aber einer der Gäste stand öfters auf, um Desessarts kommen zu sehen. Endlich erschien dieser, und sofort eilten unsre Gastronomen an die Fenster des Salons.

„Du hast lange auf Dich warten lassen," rief Dugazon dem Ankommenden entgegen; „wir haben eben angefangen!"

„Was Du sagst, zum Teufel!" erwiderte De-

seſſarts an der Thüre, die ihm sein boshafter Kamerad mit dem Finger zeigte.

„So komm doch! — — Was machst Du denn da?"

„Je, zum Henker...."

„Mach doch geschwind! Du findest doch überall Schwierigkeiten."

„Hier ist aber eine nur zu reelle," antwortete der dicke Komödiant, „indem er bald gerade, bald seitwärts, bald schief den Eintritt zu erzwingen suchte. Während dem genossen die Gäste an den Fenstern delikate Speisen, oder tranken duftenden Chambertin, und Dugazon rief immer: „Geschwind, Zauderer! Die Freunde glühen vor Verlangen, Dir zuzutrinken."

Deseſſarts, wüthend darüber, sich gefoppt zu sehen, war ohne Zweifel im Begriff, wieder zu gehen und den ewigen Spötter abermals herauszufordern, als dieser herbeikam und ihn in ein benachbartes Haus führte, was einen Thorweg hatte, und wohin das Frühstück verlegt wurde. Der Gefoppte that hier gehörig Bescheid, und wurde reichlich getröstet.

Einige Jahre vor Deseſſarts Tode wurde ein sehr ähnliches Porträt von diesem ehemaligen Prokurator, der Schauspieler geworden war, mit der Unterschrift in Kupfer gestochen: „Ich mache lieber die Leute zu lachen, als daß ich sie ruinire."

Während Deseſſarts zu Barrèges beerdigt wurde, war man zu Paris auf dem Punkte, den guten,

harmlosen Michot, der gewiß ein so guter Bürger, als trefflicher Schauspieler war, wegen seines vermeinten Incivismus aufzuhängen.

Michot begab sich nämlich nach Apport-Paris, als er einem jener meuterischen Haufen begegnete, die 1793, auf die geringste Veranlassung, täglich die Stadt durchzogen. Diese Bande wollte, Michot sollte sich ihr anschließen; allein der berühmte Schauspieler bat die Sanskulotten, ihm seinen Weg fortsetzen zu lassen, ohne jedoch dies bewilligt zu erhalten.

„Bürger," sprach er in einem bewegten Tone, „wißt Ihr, daß wir in einer Zeit der Freiheit leben?"

„Ja, mein Engelchen," antworteten mit heiserer Stimme sieben bis acht Fischweiber auf einmal.

„Nun, so verlange ich im Namen der Freiheit, daß man mich an meine Geschäfte gehen läßt."

„Die Geschäfte der Republik sind nothwendiger, wie die Deinen; also komm mit uns, oder — —"

„Diese Freiheit," rief Michot zornig, „deren Namen Ihr fortwährend im Munde führt, ist demnach nur ein leeres Wort."

„Heda!" rief ein rusiger Schmied, und ergriff den Schauspieler beim Kragen, „Du scheinst mir ein heilloser Aristokrat zu sein, ein Anhänger von Pitt und Koburg. Wir haben ohnedies die Laternen lange ruhen lassen; da ist gerade eine, um ihm den Prozeß zu machen. — An die Laterne mit dem Aristokraten, dem Föderalisten!" und fünfhundert Stimmen wieder-

holten: „An die Laterne! An die Laterne!“ — Der arme Schauspieler wurde umringt, sein Hut über die Köpfe hin geschleudert, ihm die Halsbinde abgerissen — — und noch einige Augenblicke, so hatte die französische Komödie ihren besten Komiker verloren. Plötzlich drängte sich aber ein dicker Mann mit muntrer Gesichtsfarbe und bis über die Ellbogen aufgestreiften Hemdsärmeln, kurz ein Fleischer, durch die Menge zu Michot.

„Was macht Ihr denn,“ rief er. „Erkennt Ihr denn unsern Pourichinelle vom Theater der Republik nicht, der uns so viel zu lachen macht, wenn unentgeldlich gespielt wird?“

„Ja, das ist er wirklich!“ antwortete eine wohlbeleibte Hökerin. „Wo hatten wir doch die Köpfe, den wackern Pourichinelle hängen zu wollen. Da seid Ihr doch mit dran Schuld, Jerome und Javotte, und Ihr andern Maulaffen ebenfalls, die Ihr nichts mehr zu thun habt, als die Assignaten des Pater Duchêne und des Bürgers Chaumette zu nehmen und dafür auf den Gassen herum zu brüllen. Heda! Platz für unsern guten Pourichinelle vom Theater der Republik!“

Und dieselben Leute, welche im Begriff waren, Michot's Henker zu werden, brachten seine Kleider wieder in Ordnung, baten ihn jetzt um Verzeihung, etwa wie man sich bei jemand entschuldigt, den man aus Versehen auf den Fuß getreten. Der redliche

Bürger hätte hängen müssen, aber der Pourichinelle ward gerettet.

Ich habe dies Abentheuer von Michot selbst, der es während des Waffenstillstandes von 1813 eines Morgens beim Frühstücke des Herzogs von Bassano zu Dresden erzählte.

Hätten die durch ein Verbrechen der Freiheit beraubten Girondisten ihren Arrest respektiren sollen? — Ich glaube, es wäre dies eine übel angewendete Großherzigkeit gewesen. Fast alle im Dekret von 2. Juni begriffene Deputirte verließen Paris zu Ende desselben Monats und flüchteten nach der Normandie, wo seit einiger Zeit ein Projekt gegen die Jakobiner im Werke war. Unter den Deputirten, welche die blutige Bahn des Terrorismus auf diese Art zu versperren suchten, befanden sich: Buzot, Barbaroux, Louvet, Henri Larivière und Gorsas; mittelbar waren bei diesem Projekt Péthion und Roland betheiligt, welche dieselben Absichten hegten, und der General Felix Wimpfen, welcher die Küstenarmee kommandirte, hatte sich erboten, mit seinen Truppen nach Paris zu marschiren und die Jakobiner zu stürzen.

Dies war also die sogenannte Verschwörung der Föderalisten, weil man, da die Girondisten die Seele davon waren, voraussetzte, sie beabsichtige die Theilung Frankreichs in verschiedene Republiken. Man ging aber hierin zu weit, indem die Verschworenen nur den einen Zweck hatten, der Herrschaft der Ja-

kobiner ein Ende zu machen. Demnach war es Verläumdung, daß man Wimpfen mit Dumouriez verglichen hat; denn jener General dachte so wenig, als die verdrängten Deputirten auch nur einen Augenblick daran, sich mit den Rebellen der Vendée zu verständigen. Wäre der Plan der Deputirten, von Wimpfen unterstützt, glücklich ausgeführt worden, so hätten 200,000 Menschen das Leben behalten und eine Partei wäre untergegangen, die auf Leichenhaufen herrschen wollte. Wenigstens wären dies die nächsten Folgen gewesen, und die späteren zu bestimmen, würde bei einem Ereignisse unklug sein, das in seiner ersten Entwicklung unterdrückt wurde.

Sobald der Konvent vom Einverständnisse des Generals Wimpfen mit Barbaroux, Buzot und Konsorten unterrichtet war, forderte er ihn vor die Schranken. Der General schrieb hierauf durch den Kriegsminister:

„Einen neuen Kriegsschauplatz zu machen, ist sehr leicht, und noch leichter ist es, den Frieden zu erhalten. Der Wohlfahrtsausschuß lasse sich Bericht von den Dekreten erstatten, die gegen die Personen gegeben wurden, welche Ursache der Bewegung sind. (die Proscribirten). Betrachten Sie Calvados mit seinen drei Departements, und mit dem die ganze ehemalige Bretagne stimmt, deren Hauptort Caen ist. Sehen Sie die Gährung in ganz Frankreich. Erkennen Sie in den Departements, was Sie so oft in

Paris bemerkt haben. Fährt der Konvent fort, Alles verkehrt zu sehen, so wird er großes Unglück anrichten. Ich soll nach Paris kommen, um Rechenschaft zu geben; allein das kann nicht anders, als mit sechzigtausend Mann geschehen. Verlangen Sie es dann noch?"

Felix Wimpfen, von den Volksrepräsentanten Lecointre und Prieur schon suspendirt, wurde nun abgesetzt und in Anklagestand erklärt. Dieser Offizier hatte zu viel gewagt; die beabsichtigte Insurrektion scheiterte, trotz seiner und der Proscribirten Anstrengungen. Die Lokalbehörden und Einwohner von Calvados und La Manche fürchteten, von Wimpfen's Armee zu wenig unterstützt zu werden und unterwarfen sich daher, oder zerstreuten sich. Hätten die Insurgenten der Normandie der Vendée die Hand geboten, so würden die Dinge eine andre Wendung genommen haben; allein ich wiederhole es, weder die Girondisten, die Urheber dieser Bewegung, noch der Befehlshaber der Küstenarmee dachten daran, gegen die Republik zu konspiriren; nur dem Terrorismus wollten sie ein Ende machen. Der Konvent sandte einige revolutionäre Truppen nach dem Calvados und Alles unterwarf sich; die geächteten Deputirten mußten ein Land verlassen, das sie einen Augenblick für sich in Bewegung gebracht hatten. Felix Wimpfen, den die tapfre Vertheidigung von Thionville im vorigen Jahre den ersten Generalen gleichgestellt hatte,

sah sein militärisches Glück verschwinden, und schied vom politischen Schauplatze mit dem Namen eines Verräthers gebrandmarkt, den er aber nicht verdient hatte.

Während der insurrektionellen Bewegung bewohnten die Girondisten die Intendanz von Caen und gaben hier Allen, die es wünschten, Audienz. Dabei erinnere man sich an das reizende und wahre Porträt, das Madame Roland von Barbaroux entwarf und daß, wenn die Damen konspiriren, ein schöner Wuchs und die Züge eines Apollo treffliche politische Eigenschaften sind. Eines Morgens verlangte eine junge Dame, groß, wohl gewachsen, von dem bescheidensten Aeußeren und von einem Bedienten begleitet, mit Barbaroux zu sprechen. Niemand faßte wegen dieses Besuchs einen Argwohn; in den zugleich edlen, imponirenden und zarten Zügen der Unbekannten lag eine solche Zurückhaltung und so viel Stolz, daß dem Verdacht keine Zeit gegönnt war, sich zu entwickeln. Ihre Stimme schmeichelte dem Ohre durch eine Art Melodie; ihr Gespräch, ihre Manieren und selbst ihre Bewegungen waren voller Würde. Die Unbekannte kam mehrmals nach der Intendanz und sprach mit Barbaroux stets heimlich; allein in demselben Salon, wo die übrigen Deputirten ohne Unterlaß ab- und zugingen. Ein Gesuch zu Gunsten eines ihrer Verwandten war der Vorwand zu den Schritten der schönen Normännin. Barbaroux selbst äußerte dies

gegen seine Kollegen; allein die Besuche wiederholten sich so oft, daß, ungeachtet des dabei herrschenden Anstandes, der in der Galantrie bewanderte Louvet am Ende seinem Freunde gestand, er fange an, zu glauben, seine liebenswürdige Klientin beginne alle Morgen Mittheilungen, die sich recht gut Abends endigen könnten.

„Bester Kollege," erwiederte der Antinous der Madame Roland, „wie weit hast Du die Wahrheit verfehlt! Jetzt, da die geheimnißvolle Schönheit auf dem Wege nach Paris ist, sollst Du alles erfahren. Vernimm denn, schlauer Verfasser des Faublas, den Grund meiner Gespräche mit dem Fräulein. Ihre Absicht war offenbar, mehrere der Parteimänner vollkommen kennen zu lernen, welche jetzt unsre arme Republik schänden und mit Blut besudeln. Sie hat mich ganz genau über deren häusliches Leben, wie über ihre Gewohnheiten befragt, und ihre Züge mich so genau schildern lassen, als wenn sie dieselben zu Hause malen wollte. Dies Frauenzimmer schien mir eine leicht erregbare Einbildungskraft und einen energischen Charakter zu haben. Vielleicht hat sie irgend eine Schrift gegen die Tyrannen des Bergs im Sinne. Sieh', Freund, das ist Alles, was zwischen mir und der Unbekannten vorgegangen ist; ich verberge Dir nichts. Politische Allgemeinheiten und Erkundigungen, deren Zweck ich nicht errathen kann, waren der einzige Gegenstand unsrer Unterhaltungen.

Dieser Zweck, den Barbaroux nicht entdecken konnte, verrieth sich bald von selbst; das Mädchen, die ihn auf der Intendanz von Caen besucht hatte, war Charlotte Corday d'Armans.

Als Louvet wieder in Paris, und Buchhändler im Palais-Royal war, hörte ich ihn öfters über dies Vorspiel der heroischen That der Charlotte Corday sprechen. Sie hatte von ihrem Entschlusse Barbaroux kein Wort gesagt; denn wäre er der Vertraute eines solchen Projekts gewesen, so hätte er die Hand der Heldin nicht gegen Marat gerichtet. Der Girondist wußte, daß dieser Mann unter einem höhern Einflusse stand, und stumm sein würde, so wie dieser aufhörte. Bekanntlich hatte sich Marat am 10. August und 2. September still gehalten, weil Robespierre schwieg. Uebrigens war Marat, von einer schrecklichen Krankheit verzehrt, dem Ende seines schauderhaften Lebens nahe. Barbaroux, in das Geheimniß der Judith des Calvados eingeweiht, würde gerufen haben: „Lassen Sie dies Ungeheuer in dem Unrathe sterben, der seine elende Seele umhüllt, und setzen nicht Ihr schönes Haupt für ein, im Ganzen, unwichtiges Resultat aufs Spiel. Fühlen Sie einmal die edeln Gesinnungen eines Brutus in sich, so müssen Sie die Tyrannei an der Wurzel treffen."

Alle Girondisten, welche der Katastrophe ihrer Partei entgingen, stimmen darin überein, daß Charlotte zu Caen nichts von ihrem Vorhaben entdeckte.

Demnach hätten gewisse Schriftsteller Unrecht, die sie mit einem girondistischen Dolche bewaffneten. Sie wollte wohl nur Marat morden, und die politischen Allgemeinheiten ihres Gesprächs mit Barbaroux hatten offenbar zum Zweck, diesen von der rechten Spur abzubringen.

Ist jetzt wohl vernünftiger Weise anzunehmen, Charlotte Corday habe die blutige That aus Patriotismus begangen? Daß sie selbst dies behauptete, kann natürlich hier nichts entscheiden. Sie gehörte einer adeligen Familie an, deren Abneigung gegen die Revolution bekannt war. Ich habe mit ihrem Bruder gedient, der emigrirt war, 1801 aber die vom ersten Consul erlassene Amnestie benutzte, um von dem östreichischen Korps unter Bussy zu den französischen Fahnen überzugehen. Dieser Militär, der unter Napoleon mit Ehren gefochten hat, verbarg gleichwohl wenig seine Vorliebe für die Bourbons, und zuckte die Achseln, wenn von der patriotischen Aufopferung seiner Schwester gesprochen wurde. Man sieht hieraus, daß die Familie Corday d'Armans wenig Glauben an den patriotischen Heroismus von Charlotte hatte. Folgende Darstellung der Sache, die übrigens auch achtbare Autoritäten für sich hat, scheint mir daher wahrscheinlicher.

Fräulein Corday, sagte man, war 1789 leidenschaftlich von dem jungen Grafen von Belzunce eingenommen, dem Obersten des Regiments von Bourbon,

der zu jener Zeit ein Opfer der Volkswuth wurde. Diese Wuth war aber von den Angebereien Marat's in seinem blutdürstigen Blatte, was er damals herausgab, veranlaßt worden. Denkt man sich die Macht, welche die Rache über ein verliebtes Herz haben kann, so wird man begreifen, daß sie in vier Jahren, die den Schmerz nicht zu stillen vermochten, sich wohl bis zum Plane eines Mordes und zur Verachtung eines Daseins steigern konnte, was die Frauen ohne Mühe opfern, wenn die Liebe, jenes andre Leben ihres Geschlechts, ihnen nichts mehr zu bieten hat.

Sonnabends, den 13. Juli, früh, empfing Marat folgendes Billet: „Ich komme von Caen; Ihre Liebe für das Vaterland muß wünschen, die Komplotts kennen zu lernen, über denen man dort brütet. Ich erwarte Ihre Antwort. Charlotte Cordav." — Eine Stunde nachher ging sie zu Marat, wurde aber nicht vor ihn gelassen, weil er sich im Bette befand. Abends erhielt der Deputirte wieder ein Billet, das ich kopire: „Ich habe Ihnen diesen Morgen geschrieben. Haben Sie meinen Brief empfangen? Kann ich eine kurze Audienz erhalten? Wenn Sie ihn erhalten haben, werden Sie mir, denke ich, meine Bitte nicht abschlagen. Sie sehen, wie wichtig die Sache ist. *)"

*) In dem Billet stand nicht, wie fälschlich gedruckt worden: „Es reicht hin, Ihnen zu zeigen, wie unglücklich ich bin,

Das zweite Billet überbrachte Charlotte selbst und wartete an Marat's Thüre auf Antwort. Obgleich sich dieser im Bade befand, ließ er doch die Fremde eintreten.

Als sich Charlotte mit dem Jakobiner allein befand, sprach sie von den Verschworenen des Calvados.

„Ich habe sie gesehen," äußerte sie, „sie sind fest entschlossen."

Bei diesen Worten wandte sich Marat, dessen Kopf mit einem Schnupftuch umwunden war, ziemlich lebhaft nach Charlotten; eine Art Argwohn schien in ihm aufzusteigen, der sich aber sofort wieder zerstreute, als er die unsägliche Sanftmuth der bezaubernden Züge dieses Mädchens erblickte, die ihre Aufregung unter dem Scheine der vollkommensten Ruhe zu verbergen wußte.

„Die Verschwornen werden nicht weit kommen," begann nun Marat, „und wahrscheinlich enden sie auf dem Schaffot."

Die letzte Silbe dieser Worte war kaum ausge-

---

um ein Recht auf Ihre Achtung zu haben." — Dieser Zusatz, der zu dem übrigen Inhalte der beiden Briefe gar nicht paßt, hätte das Interesse, was Charlotte zu erregen suchte, nur geschwächt, und sie besaß zu viel Takt, um diese Ungeschicklichkeit zu begehen. Man wollte durch diese Nachschrift beweisen, Marat habe Fräulein Corday aus einer Regung von Gutmüthigkeit empfangen.

sprochen, als der Jakobiner den Mund wieder öffnete, um zu stammeln:

„Ich sterbe.“

Charlotte Corday, den Augenblick benutzend, wo Marat's Kopf wieder die vorige Lage einnahm, die er verlassen, um sich gegen sie zu wenden, hatte dem Demagogen ein schnell aus ihrem Busen gezogenes Messer ins Herz gestoßen.

Verschieden werden die Worte angegeben, welche das Mädchen sprach, als sie den Streich führte. Einige behaupten, sie habe mit starker Stimme ausgerufen: „Empfange, Ungeheuer, den Lohn für Deine Schandthaten!“ Andre lassen ihr sagen: „Bösewicht, denke an Belzunce.“

Nach begangenem Morde wandte sich Charlotte langsam nach der Thüre, welche eine Magd öffnete. Als diese aber die Wäsche ihres Herrn voll Blut und seinen Kopf regungslos am Rande der Badewanne lehnen sah, rief sie zu einem Fenster hinaus um Hülfe, und da Charlotte sich nur langsam entfernte, wurde sie, noch in Marat's Wohnung, von einem Auvergnaten verhaftet, der sie brutaler Weise mit einem Stuhle auf den Kopf schlug.

Ein herbeigerufener Polizeikommissär verhörte die Mörderin.

„Haben Sie,“ begann er, „den Bürger Marat gemordet?“

„Ja.“

„Was hat Sie zu diesem Verbrechen bewogen?“

„Ich sah den Bürgerkrieg sich entzünden, und überzeugt, daß dieser Mann (sie deutete mit einer Bewegung des Kopfs auf den Todten) die Hauptursache davon sei, beschloß ich, das Leben für das Vaterland aufzuopfern.“

„Sie heißen?“

„Marie Anne Charlotte Corday.“

„Ihr Alter?“

„Noch nicht fünf und zwanzig Jahre.“

„Wo sind Sie her?“

„Ich bin zu Saint-Saturnin in Calvados geboren, war aber wohnhaft zu Caen.“

„Ihre Mitschuldigen?“

„Ich habe keine, indem ich mein Vorhaben Niemand entdeckte.“

„Wissen Sie, daß das Schaffot Ihrer wartet?“

Ein verächtliches Lächeln war die ganze Antwort der Corday auf diese Drohung.

Man fand bei ihr 150 Livres in Golde und für 140 Franken Assignaten, eine goldne Uhr, ihr Taufzeugniß vom 28. Juli 1768 und einen am 8. April ausgestellten Paß der Municipalität von Caen. Unter ihrem Halstuche fand sich zwischen zwei kaum athmenden Schneehügeln noch die Scheide des in Marat's Brust zurückgebliebenen Messers, auf dem der Name eines Kaufmanns im Palais-Royal stand, und Proklamationen im patriotischen, übertriebenen Styl.

Nach beendigtem Verhöre wurde Charlotte Corday unter Aufsicht der Deputirten Drouet und Chabot nach der Abtei gebracht, worauf Letzterer, vom Wohlfahrtsausschusse beauftragt, einen Bericht wegen Ermordung des Volksfreundes an den Konvent zu machen, den Repräsentanten das aus Marat's Körper gezogene blutige Messer zeigte. Der Exkapuziner hoffte vielleicht, dieselbe Wirkung hervorzubringen, wie Markus Antonius mit der blutigen Toga Cäsars. Er täuschte sich aber, denn Marat's Leben war wenig geeignet, seinen Tod beweinen zu machen.

Während ihrer fünftägigen Gefangenschaft verleugnete Charlotte Corday keinen Augenblick ihre ruhige Fassung; sie lächelte mild, wenn sie das Geschrei des beständig unter dem Fenster ihres Kerkers versammelten zügellosen Haufens hörte. „Man begreift hier nicht," schrieb sie an ihre Familie, „wie ein Frauenzimmer, dessen längstes Leben zu nichts nützen würde, sich kaltblütig für ihr Vaterland opfern kann." — Man hat von dem Fanatismus dieses stoischen Mädchens gesprochen; aber davon ließ sich nicht das Geringste bemerken. Charlotte erwartete den Tod mit stiller Fassung und ohne alle Affektation. Vor dem Revolutionstribunale sprach sie sich kräftig aus; allein ihre Worte verriethen keine Galle, und die ihr vorgelegten Fragen beantwortete sie stets ohne Bitterkeit in einem gemessenen, sanftem Tone. Sie verachtete es, um ihr Leben zu betteln, und suchte nur zu beweisen,

daß sie keine Mitschuldigen habe. Eine einzige Phrase, die sie, ihre schönen Augen zum Himmel erhebend, aussprach, verrieth eine schwache Spur von Exaltation. „Mir allein," äußerte sie, „gebührt das Schaffot, mir allein aber auch der Ruhm dieser Handlung."

Die leichte Röthe, die dabei einen Augenblick die gewöhnliche Blässe Charlottens verdrängt, und der belebte Ausdruck ihrer Züge schwanden; ein englisches Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück, und der Beobachter konnte nicht die geringste Spur von Alteration in ihrem schönen Gesicht bemerken, als das Todesurtheil ausgesprochen wurde.

Man zeigte mir auf dem Wege zum Schaffot dies Mädchen, das unter 200,000 Opfern vielleicht die erste Palme des Muthes verdiente. Noch sehe ich, und werde mein ganzes Leben hindurch vor Augen haben den blendenden Marmor ihrer Züge über dem rothen Gewande, das man ihr gegeben, und worin ihre zarte Gestalt wie eine schöne, antike Statue erschien. Charlotte, eine Heldin in der Resignation, nachdem sie es vorher in der Entschlossenheit gewesen, blieb gleichgültig bei dem Geheul und den Verwünschungen der wüthenden Menge, die sich um den verhängnißvollen Karren drängte und sie auf alle Weise schmähte; denn Marat, dessen Leichnam später, wie er es verdiente, in eine Kloake geworfen wurde, galt 1793 fast für einen Gott. Seine Bestattung verdunkelte die von Lepelletier; sein Herz, dem der Dolch

der Corday die einzige verdiente Huldigung dargebracht, wurde, wie die Asche des Germanicus, in eine schöne Urne von Porphyr, ein ehemaliges Eigenthum der Krone, gethan, und im Garten des Luxemburg auf einer glänzenden Estrade ausgestellt. Ein Redner, würdig der Köfter von Bicêtre, wagte dabei die seltsame Parallele auszusprechen: „Jesus Herz und Marat's Herz haben beide gleiche Ansprüche auf unsre Dankbarkeit; Jesus ist ein Prophet, Marat ein Gott!" — Werden unsre Nachkommen an diese Tollheit glauben? — Aber dieser Gott Marat, dieser Jehova der Jakobiner, sagte eines Tages im Konvente zum Deputirten Thomas Payne auf Englisch: „Die Republik! die Republik! wahrscheinlich sind Sie zu klug, um an diese Träumerei zu glauben; es ist eine wahre Chimäre, und ich mache mich anheischig, es Ihnen zu beweisen, wenn Sie davon überführt sein wollen." — Also war dieser Demagog, der seit vier Jahren nur von der Souveränität des Volkes sprach, dieser Tribun, der ohne Unterlaß verlangte, der Thron dieses Souveräns solle zur Basis 200,000 Köpfe haben, nicht einmal aufrichtig in seiner Wildheit, sondern nur ein Charlatan, der Blut und immer Blut im Namen einer Republik verlangte, an die er nicht glaubte.

Während man Marat göttliche Ehre erwies, entzündete sich das Feuer des Bürgerkriegs in ganz Frankreich. Der Westen, die Normandie, Lyon,

Marseille, Avignon, Bordeaux waren in Flammen, und überall floß Blut unter den Händen der Gegenrevolutionärs oder der Republikaner.

An den Ufern der Loire wurden indeß die Rebellen geschlagen; der General Canclaux fing an, die Niederlagen, welche die Unklugheit der Menou, Santerre, Ronsin und Rossignol erlitten, zu rächen. Nachdem er die Vendéekämpfer aus der Gegend von Nantes vertrieben, nahm er ihnen Saumur, und die republikanische Armee des Westen, welche in Folge einiger Unglücksfälle an der nördlichen Grenze verstärkt worden war, gewann bald in jenem Theile Frankreichs das Uebergewicht. Mainz und Valenciennes waren nämlich durch Kapitulation in feindliche Hände gefallen, und die Garnisonen beider Städte, etwa 23,000 Mann zusammen, eilig nach der Vendée versetzt, gewannen dort den Sieg, der ihnen im Norden entgangen war. Ihre Triumphe sollten dauernd sein, allein Sieger und Ueberwundene bereicherten den Tod. Nicht ein Mann von der schönen Armee, die ich durch Blois ziehen sah, sollte die Heimath wiedersehen; Alle gingen im Bürgerkriege zu Grunde. Mitten unter diesen Stürmen, welche in fast ganz Frankreich wütheten, bemerkte man kaum, daß Marie Antoinette, von ihrer Schwägerin und ihren Kindern am 3. Juli getrennt, den 1. August nach der Conciergerie versetzt und noch denselben Tag vor das Revolutionstribunal gestellt wurde. Die Zeit war jetzt gekommen, wo die In-

ſchrift, welche dieſe Fürſtin ſelbſt unter eines ihrer Porträts ſetzen ließ „Ses malheurs l'ont blanchi —“ in einem Sinne ſich verwirklichte, den ſie vielleicht nicht damit verbunden hatte.

Trotz der Erbitterung der Revolution gegen jede ſociale Bevorzugung, war doch bisher die Ariſtokratie der Wiſſenſchaften reſpektirt worden; allein im Auguſt 1793 wurden auf Gregoire's Antrag alle Akademien unterdrückt. Grégoire, ein aufgeklärter Mann und Freund der Wiſſenſchaften, ein Gegner des Vandalismus, der die Kunſtdenkmäler zu vernichten drohte, konnte dies nicht in der Abſicht thun, um die Barbarei des Mittelalters wieder herbeizuführen, ſondern mußte andere Gründe haben. Thibaudeau und Grégoire, zwei einflußreiche Mitglieder des Komité des öffentlichen Unterrichts, wollten, ſagt man, dieſes Komité zum Mittelpunkte der moraliſchen Gewalt machen, die nach Beendigung des Parteienkampfs die Ordnung in der Republik wieder herſtellen könne. Dies ehrgeizige Utopien hatte wenigſtens ein Prinzip, wenn auch kein tugendhaftes, doch ein vernünftiges. Die Akademien, welche das Komité mit Eiferſucht betrachtete, waren dieſem Projekte aber im Wege, wie es die Parlemente der geſetzgebenden Verſammlung geweſen. Der Neid iſt jedoch nicht immer glücklich in der Wahl der Mittel; Grégoire wußte keinen beſſern Grund zur Aufhebung der franzöſiſchen Akademie anzugeben, als weil ſie Molière, Paſcal, Bourdaloue,

Lesage, die zwei Rousseau, Piron, Regnard, Helvetius, Diderot und Mably zurückgewiesen habe. Der Bischof von Blois rächte den Verfasser der Ode an Priap etwas spät an den vierzig Unsterblichen, von denen seitdem Dreiviertel gestorben waren.

Der Komité des öffentlichen Unterrichts bestand außer Grégoire und Thibaudeau noch aus David, Fourcroy, Edme Petit, Duhem und Léonard Bourdon. Die beiden Erstern leisteten indeß die wichtigsten Dienste; auf ihren Antrag beschloß der Konvent, ein Nationalmuseum zu gründen, und eröffnete einen Konkurs zur Wiederherstellung von Gemälden, Bildsäulen und Kunstgegenständen aller Art, die gelitten hatten. Paris besaß damals nicht mehr als 550 Gemälde von namhaften Meistern.

Es war Zeit, dem Geschmacke der französischen Künstler wieder aufzuhelfen; denn die herrschende Ueberspannung war in Alles, auch in die Kunst, übergegangen. Man wollte Großes darstellen, und gerieth in das Gigantische. Malerei, Skulptur und Architektur entfernten sich von den edeln Regeln der Kunst, aus Furcht, aristokratisch zu scheinen, und wurden Sansculotten bis zum Vergessen der ersten Elemente. David selbst ermunterte seine Schüler hierzu. Als er dem Konvente das Gemälde vorlegte, welches Michel Lepelletier auf dem Sterbebette darstellte, rief er: „Nie fehlt es großen Seelen an Gelegenheit, sich zu offenbaren; spräche z. B. zu irgend einer Zeit Jemand

von der Diktatur, oder brächte ein Feiger die Wahl eines Königs in Antrag, so wäre es besser, zu sterben wie Lepelletier, als zu so etwas meine Zustimmung zu geben." — Der ehrliche Republikaner wußte damals freilich nicht, daß ein Gemälde der Krönung Napoleons in seinem Leben Epoche machen würde.

Léonard Bourdon und Duhem waren gerade keine glänzenden Lichter des Komité für den öffentlichen Unterricht; Ersterer, verworren und bizarr in seinen Ideen, sah diese selten angenommen, und der Andere war ein Feind aller Gelehrten, der lebenden, wie der todten. J. J. Rousseau, nach ihm ein Aristokrat, ein Fanatiker, hätte die Guillotine verdient, wie er sagte, wäre er nicht schon todt gewesen.

Fourcroy führte damals den Zepter der Naturwissenschaften in Frankreich, und war das einzige Mitglied dieses Fachs in dem Komité. Liebenswürdiger Schwätzer in Gesellschaft, beredt auf der Tribune, angenehm als Lehrer, stets geschmackvoll, sahen ihn Alle gern, zumal da er mit diesen Vorzügen ein freundliches Aeußere verband. Sein Charakter verdiente gleiches Lob; Fourcroy war eifriger Republikaner, dabei aber gerecht und aufgeklärt. Verleumderisch ist die Beschuldigung, daß er Männer aufs Schaffot gebracht, deren Erhaltung der Ruhm des Landes gefordert habe. Alle, die ihm nahe kamen, werden bezeugen, daß sie nie ein Wort von ihm hörten, das eine schändliche Tendenz haben konnte, oder ihn auf

einem Gedanken der Art überraschten. Man wußte nur von den Diensten, welche er den Wissenschaften und ihren Jüngern leistete.

David, der alle Bürgerfeste zu ordnen hatte, übergab am 15. Juli dem Konvente auch das Programm zu der Feierlichkeit, welche am 10. August, dem Jahrestage des Sturzes der Monarchie, stattfinden sollte. Einige Stellen dieser wunderlichen Arbeit mögen eine Idee von dem damaligen Zeitgeiste geben:

„Großherziges, edles Volk," begann der Maler, „wahrhaft der Freiheit würdiges Volk der Franzosen, Du bist es, womit ich dem Ewigen ein Schauspiel geben will; er wird sein Werk nur in Dir erkennen, und die Menschen gleich und frei wiedersehen, wie sie aus seiner Hand hervorgingen. Menschlichkeit, Freiheit und Gleichheit, belebt meinen Pinsel!"

Offenbar glaubte David bei dieser erhabnen Ausrufung, er befände sich vor seiner Staffelei. Das war aber keineswegs der Fall; er stand auf der Tribune des Konvents, nicht etwa seine Pinsel, sondern eine ziemlich unpoetische Schrift in der Hand. Mit einem Worte, es handelte sich um ein prosaisches Programm.

„Die Franzosen, welche das Fest der Einheit und Untheilbarkeit feiern wollen," fuhr der Redner fort, „erheben sich vor der Morgenröthe, damit die ersten Strahlen der Sonne die rührende Versammlung der Republikaner beleuchten (natürlich mußte ein Ma-

ler auf das Helldunkel halten). Dies wohlthätige Gestirn, das sein Licht über den Erdkreis verbreitet, sei für sie ein Symbol der Wahrheit, das sie mit Lobreden und Hymnen preisen werden."

„Die Versammlung geschieht auf dem Platze der Bastille; inmitten ihrer Trümmer wird sich die Fontäne der Wiedergeburt erheben, welche die Natur vorstellt. Ihren vollen Brüsten, die sie mit den Händen drückt, entquillt ein reines, gesundes Wasser („also kein pariser," rief ein Deputirter der Rechten). Die 86 Kommissäre der Departements werden davon der Reihe nach trinken, wobei jedesmal der Aeltere den Vorzug hat, und ein Becher nur wird für Alle da sein („das wird ein fades Frühstück!" rief dieselbe Stimme)."

David bestimmte nun die Ordnung des Zugs, der sich längs der Boulevards nach dem Marsfelde begeben sollte. Zuerst kamen die Volksgesellschaften mit einem Banner, worauf ein großes Auge gemalt werden müsse; den zweiten Rang erhielten die Mitglieder des Nationalkonvents mit Bouquets von Früchten und Kornähren in den Händen, und die dritte Stelle hatte der Verfasser des Programms der „ganzen Masse des achtbaren Souveräns" angewiesen. — „Hier," rief er, „schwindet Alles und sinkt zusammen beim Anblicke der Primärversammlungen. Keine Korporation darf sein; alle dem Staate nützliche Individuen müssen sich, wie es der Zufall fügt, unter

und neben einander befinden, obgleich Jeder das Abzeichen seines Standes trägt. Demnach wird der Präsident der exekutiven Behörde mit dem Schmied auf gleicher Linie stehen; der Maire mit seiner Schärpe wird den Holzhauer und Maurer neben sich haben, und der Richter in seiner Amtstracht mit dem Federhute den Weber und Schuhmacher; der schwarze Afrikaner wird neben dem weißen Europäer gehn — —" Wahrscheinlich sollte der Schmied, um ein souveräneres Ansehn zu haben, sich nicht waschen, der Maurer mußte voll Kalk sein, und der Schuster sorgfältig das Pech an den Händen lassen, und sich mit seinem Knieriem versehn.

„Auch Ihr, zarte Säuglinge des Findelhauses, sollt bei dem Feste sein," fuhr David gerührt fort; „in weißen Windeln einhergetragen, werdet Ihr zum ersten Male von Euren, nur zu gerechterweise wiedergewonnenen bürgerlichen Rechten Gebrauch machen." — Dies wäre ohne Zweifel viel besser und weniger unbequem für den Zug in ihrem gewöhnlichen Aufenthalte geschehn; denn sie machten bei dem Feste so vollständigen Gebrauch von ihren bürgerlichen Rechten, daß viele ihrer erwachsenen Mitbürger sich in respectvoller Entfernung halten mußten.

Die Kunst, die nach großen Wirkungen haschT, artet leicht bis zum Lächerlichen aus; allein die Natur ist stets schön, selbst wenn ihre Anordnungen gestört werden. Die zahllose, mit dreifarbigen Bändern,

Blumen und Guirlanden geschmückte Menge, die sich am 10. August auf dem Platze der Bastille versammelte, gewährte wirklich einen schönen Anblick. Diese tausend Banner vom Morgenwinde bewegt; die den Aufgang der Sonne feiernde kriegerische Musik; die Königin des Tags, die majestätisch hinter einem Ocean entblößter Häupter emporstieg und von Kanonendonner begrüßt wurde; hier und da einige schwärzliche Trümmer der gothischen Bastille, die gleichsam diesem großen Gemälde den Schatten gaben, kurz, Alles an diesem Schauspiele war edel und imposant. Das Lächerliche trat in seine Rechte, als menschliche Eitelkeit ihre Rolle zu spielen begann.

Mitten auf dem Platze erhob sich eine Statue der Natur, mit dem Gesichte einer Bauermagd, den Armen eines Fleischers und einer doppelten Brust, die wohl dreißig Kannen Wasser halten konnte. — „Muß hier alle Welt Wasser trinken?“ fragte mit einer Art von Schrecken ein Greis, von dem man mir sagte, es sei der Dichter Laujon.

Der Präsident des Konvents eröffnete die Feierlichkeit durch folgende, des Programms von David würdige Rede an die Natur: „Beherrscherin der Wildnisse, wie der cultivirten Nationen, o Natur! dies unzählbare, bei den ersten Strahlen der Sonne vor Dir versammelte Volk ist frei; an Deinem heiligen Busen hat es seine Rechte wiedergefunden, an ihm ist es nach so vielen Jahrhunderten voll Irrthum und

Knechtschaft wiedergeboren worden. Wir mußten zu Deiner Einfachheit zurückkehren, um Freiheit und Gleichheit wiederzufinden. O Natur! empfange die Versicherung, daß die Franzosen ewig Deinen Gesetzen treu sein werden, und möge das Wasser, was Deiner Brust entquillt, dieser reine Trank der ersten Menschen, in diesem Becher brüderlicher Gleichheit die Schwüre weihen, welche Frankreich Dir an diesem Tage ablegt, an dem schönsten, den die Sonne erleuchtete, seit sie im Weltall schwebt."

Hérault de Sechelles füllte hierauf einen Becher von antiker Form mit Wasser aus der kolossalen Brust der Natur, und machte reichliche Libationen rund um die Statue. Diese aus den schönen Tagen Griechenlands entlehnte Ceremonie hatte auch ihr Unbequemes, indem die Wassertrinker sich die Füße auf dem durchweichten Boden mit Schmutz regenerirten. Während dem vertheilte der Präsident mit wahrhaft exemplarischem Muthe brüderliche Küsse. Uebrigens handelte es sich nicht allein darum, zu trinken; jeder Greis (die Trinker waren alle bejahrt) hatte dabei seine kleine Rolle zu spielen.

„Ich stehe mit dem einen Fuße im Grabe," sprach der Eine; „indem ich aber diesen Becher mit meinen Lippen berühre, glaube ich mit dem Menschengeschlechte, das wiedergeboren wird, ein neues Leben zu empfangen."

„Wie viele Tage habe ich durchlebt!" begann ein

Andrer, dessen weißes Haar, gemäß dem Programm, im Winde flatterte. „Ich danke Dir aber, o Natur! mein Leben nicht vor diesem schönen Tage geendet zu haben."

„Ihr Alle seid Brüder!" rief ein Dritter. „Völker der Welt, seid eifersüchtig auf unser Glück, und nehmt Euch ein Beispiel daran."

Das Volk auf dem Platze der Bastille war keineswegs eifersüchtig auf das Glück der alten Wassertrinker, und folgte nicht etwa ihrem Beispiele, sondern füllte lieber alle benachbarten Schenken an, während sich Jene an der Quelle der Wiedergeburt letzten. Die andern Trinker huldigten gewiß der Natur nicht, indem sie den unedlen Wein verschluckten, der ihnen vorgesetzt wurde, indeß verging doch die Zeit dabei.

Etwa um zehn Uhr Morgens setzte sich der Zug in Bewegung; ich mag aber meine Leser nicht langweilen und verlasse daher diese lange Prozession voller Manier und Narretheien. Aus dem Erwähnten geht schon hinlänglich hervor, daß die Bürgerfeste, so schön und imposant 1790 durch das Ungezwungne der patriotischen Freude, 1793 nur noch klägliche Parodien und traurig lächerliche Paraden waren. Mit einem Worte, man gab die Posse in der seit lange zur Komödie gewordnen Revolution, die leider seit einem Jahre die düstern Schatten der Tragödie mit ihren blutigsten Katastrophen angenommen hatte.

Da die Hauptstadt solche Thorheiten beging, war

es den Departements wohl erlaubt, diesem Beispiele bis zur grotesken Albernheit zu folgen. Ein Fest, was zu derselben Zeit zu Bourg-Régénéré, im Departement de l'Ain, zu Ehren Marat's gefeiert wurde, möge dies beweisen.

Ein Kanonenschuß gab allen Sanskulotten vor Tagesanbruch das Zeichen, aufzustehn, und sich auf ihre Posten zu begeben. Hundert junge Mädchen, Kränze von Eichenlaub auf den Köpfen, umgaben einen Wagen, auf welchem zwischen funfzehn Jungfrauen fünf ehrwürdige Greise saßen. Diese Jungfrauen hatten die Greise in ihren Armen, um sie mit ihrem reinen Athem zu beleben, und waren beauftragt, sie während des ganzen Festes zu bedienen.

Ein Bataillon der jungen Eleven des Vaterlandes, welche die ganze Nacht nicht geschlafen hatten (dieser Umstand ist constatirt), aus Furcht, es zu verschlafen, umgab diesen Wagen. Die Mütter patriotischer Familien, die Behörden, die Mitglieder der Volksgesellschaften, Alles war unter einander. Die Einen trugen die Büste unsres Freundes Marat, die Andern die von Lepelletier, beide mit Eichenlaub bekränzt. — Nach allen möglichen Emblemen der Freiheit sah man einen Wagen, auf dem sich ein Sanskulotte mit einer Waizengarbe befand; ein Andrer neben ihm hielt die dreifarbige Fahne, von der theuern, rothen Freiheitsmütze überragt, während hinter Beiden ein wackrer Bauer, auf dem Pfluge „sitzend," den Schooß der

aufzuschließen schien. — Auf die Frage, wie ein Mann, auf einem Pfluge sitzend, das Ackern vorstellen könne, weiß ich nichts zu erwiedern, als daß man sich an solche Kleinigkeiten nicht stoßen dürfe. — Nun folgte, mit Ketten belastet, das Ungeheuer des Föderalismus mit zwei Gesichtern, von denen eins sanft und mild, das andre aber abscheulich aussah, und einen blutigen Mund hatte. Eine giftige Schlange zischte ihm in die Ohren und schien es noch besser unterrichten zu wollen, die Patrioten zu quälen. Die Ueberbleibsel des Rockes eines Prokurators deckten theilweise das Ungeheuer, welches in der einen Hand einen Oelzweig, in der andern einen Dolch hielt. Auf der einen Seite war zu lesen: „Bild des Föderalismus," und auf der andern: „Grab der Chikane." — Die unreinen Flammen von alten Zinsregistern und was man sonst noch von Resten der Feudalität hatte auftreiben können, verzehrten dies Kind der Furien. — O! wie groß!

Eine Reiterstatue des großen Condé, den man jetzt den kleinen nannte, wurde auf einer Schleife durch den Koth geschleppt. So ging unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" und unter dem Gesange patriotischer Hymnen der Zug durch die Stadt. Auf dem Platze von Jemmapes (nach damaligem Stil) hielt der Maire eine Rede zu Marat's Gedächtniß, erinnerte das Volk an seine Souveränität, und ließ am Ende die anwesenden patriotischen Frauen die Marat errich-

tete Pyramide umgeben, an deren eisernem Gitter sie ihre Kränze von Eichenlaub aufhingen.

Nachdem noch patriotische Couplets abgesungen worden waren, begab sich der Zug in die Kirche; hier waren Tische aufgestellt, und jeder Patriot ließ sein Mittagsessen herbeibringen; die Armen waren ganz besonders eingeladen worden. Inmitten der brüderlichen Ergüsse gab der Präsident der Versammlung, im Namen Aller, den sanskulottischen Kuß einem Deputirten der benachbarten Gesellschaften, einem Greise, einem Mädchen und einem Vaterlandsvertheidiger und der Maire brachte dabei zum Andenken Marat's einen wunderlichen Toast aus, bei dem auch geweint werden mußte, der mit den Worten schloß:

„Sammelt Euch, Sanskulotten! applaudirt.... Marat ist glücklich!... Marat, unser Freund, er ist für das Vaterland gestorben."

Das Mahl ging in guter Ordnung und mit ungestörter Heiterkeit vorüber; es kam nicht ein Beispiel von Trunkenheit vor, und 3000 Bürger von Stadt und Land verherrlichten dies Fest.

Waren alle diese Patrioten bei Tafel, so hätte man wenigstens zehn Tonnen Thränen vergießen müssen.

In meiner Darstellung müssen, wie damals in der Wirklichkeit, traurige Scenen mit lächerlichen abwechseln. Es war am 12. August 1793, wo der Konvent das erste Dekret wegen der Verdächtigen gab, welches den 17. September desselben Jahres durch ein

Gesetz bestätigt wurde. Dies Dekret öffnete dem Hasse und der persönlichen Feindschaft die Schranken. Von dieser Zeit begann auch der furchtbare Marsch der Revolutionsarmee durch die Departements. Bei ihrer nächtlichen Ankunft in den Städten vernahm man in ihrem Gefolge ein unheilverkündendes Geräusch, was von der Artillerie, die sie begleitete und von einer Guillotine herrührte, die ihr nachgefahren wurde.

„Weil unsere Tugend, unsere Mäßigung und unsere philosophischen Ideen uns zu nichts genutzt haben," rief Drouet, „so wollen wir Räuber sein zum Glücke des Volkes." — Wird die Nachwelt so etwas glauben?

Am 27. Juli war Robespierre in den Wohlfahrtsausschuß eingetreten, und von da an war die Guillotine in Permanenz, und ihr verhängnißvolles Bret stets vom Blute naß. Das Gesetz wegen der Verdächtigen machte aus den socialen Lastern ein neues Verbrechen hervorgehen, das der politischen Angeberei. Man wurde Spion, um den Spionen zu entgehen, und Angeber, um nicht das Opfer zu sein. Der Vetter zeigte den Vetter, der Neffe den Onkel, der Sohn den Vater an, um sein Erbe zu werden. Die Frau verrieth ihren Gatten, um während seiner Gefangenschaft ungestört ihren Lüsten fröhnen zu können, und bald wurde die Angeberei ein Geschäft, wofür man sich bezahlen ließ. Dreimalhunderttausend Individuen wurden in Folge dieser Verkettung von schändlichen

Leidenschaften der Werkzeuge einer despotischen Gewalt eingekerkert. Revolutionstribunale bedeckten den französischen Boden. Selbst in Dörfern und Weilern von zwanzig Feuerstellen gab es dergleichen.

Das Gesetz wegen der Verdächtigen rührte gleichwohl von den beiden besten Legisten des Konvents her, nämlich von Merlin de Douay und Cambacerès. Man sieht hieraus, daß ein unbeschreiblicher Schwindel sich selbst der besten Köpfe bemächtigt hatte; denn sonst würden Merlin und Cambacerès den schrecklichen Mißbrauch der Waffen vorausgesehen haben, die sie aller Welt — — und in welchem Augenblicke in die Hände gaben!

Glücklich waren die Gegenden daran, wo das Gesetz wegen der Verdächtigen keine scharfsinnigen Ausleger fand. Es möge hier aus der Mitte jener Schrecknisse eine lustige Geschichte Platz finden, die auch damals ein Dramatiker für die Bühne benutzte. Bei der ersten Bekanntmachung des Dekrets wegen der Verdächtigen sandte die Verwaltung eines Departements nur einen wenig deutlichen Auszug davon, an die Municipalitäten. Der Magistrat eines Landstädtchens empfing auch eine solche Depesche, aus der indeß jedenfalls hervorging, daß es sich darum handle, die Verdächtigen aufzusuchen und anzuzeigen.

„Die Verdächtigen, wer sind die?“ fragte ganz aufrichtig der Maire.

„Ich weiß es wahrhaftig nicht," erwiderte gleich naiv der Adjunkt.

„Es wird eine neue Erfindung sein," meinte ein dicker Beisitzer.

„Ich sehe Sie da in Verlegenheit," begann im selbstgefälligen Tone der Stadtschreiber, erleuchtet durch die ganze Wissenschaft seines dreifachen Amtes als Protokollant, Schulmeister und Einnehmer; „die Verdächtigen sind die Notabeln, die man Ihnen zu bezeichnen befiehlt, um die Capacitäten der Kommun kennen zu lernen."

„Richtig," versetzte der Maire; „darauf wären wir nicht gekommen! was die Erziehung und das Studiren nicht thut! Weil wir denn nun die Verdächtigen aufsuchen und angeben sollen; so wollen wir uns damit beschäftigen."

„Wir werden nicht weit zu suchen haben," fuhr der Weise des Rathes fort. „Ich wüßte in der Kommun keinen Verdächtigen, als den Bürger Maire, seinen Adjunkt und die beiden Municipalräthe."

„Sehr wohl!" antwortete der Maire, während zugleich der Adjunkt und die zwei Beisitzer beifällig nickten. „Aber Sie, Herr Stadtschreiber, Sie müssen auch mit auf die Liste."

„Sie sind zu gütig. — Unser ehemaliger Herr, der Exmarquis Lev . . .," fuhr das Licht der berathschlagenden Versammlung fort, „wäre wohl auch noch

dazu geeignet; allein weil er adelig gewesen, fürchte ich, man wird ihn nicht für verdächtig gelten lassen."

„Das ist allerdings zu fürchten," meinte der Maire mit bedächtiger Miene. „Die Liste wird sich also auf uns fünf beschränken. Machen Sie die Meldung, Herr Protokollant, und fertigen noch diesen Abend den Landboten damit ab. Hoffentlich wird die Departementsverwaltung finden, daß wir uns auf der Höhe der Zeit befinden."

Den nächsten Abend kam eine Gensd'armeriebrigade ins Städchen, und nahm die fünf Magistratspersonen beim Kragen, ohne ihnen irgend eine Erklärung geben zu wollen, oder wahrscheinlicher Weise geben zu können, und führte sie in das Gefängniß der Hauptstadt des Departements. Nach einer vorläufigen Haft von acht Tagen kamen sie ins Verhör, wo sich Alles aufklärte. Man lachte ihnen ganz entsetzlich ins Gesicht, nnd sandte sie dann in ihre Kommun zurück, jedoch nicht, ohne ihnen Glück zum Besitz eines so klugen Stadtschreibers zu wünschen.

Seit Ankunft der Garnisonen von Valenciennes und Mainz in den insurgirten Departements waren dort die Republikaner fast immer siegreich. Der am 25. Juli errichtete Telegraph war fortwährend auf der Linie nach Westen in Thätigkeit, und meldete täglich einen Kampf, selten aber eine Niederlage.

Cathelineau, einer der besten Anführer der Vendéekämpfer, war unter den Mauern von Nantes ge-

fallen; zu Martigné wurden am 15. Juli Lescure, Bonchamp und La Rochejacquelin geschlagen und ihre Leute zerstreut, und den 30. erlitt d'Elbée eine Hauptniederlage.

Am 5. August erhielten Rossignol und Ronsin, trotz ihrer Unfähigkeit, einen entschiedenen Vortheil über Lescure und La Rochejacquelin. Bei Gelegenheit dieses Erfolgs erwähnte Rossignol zum ersten Male den Bürger Canuel, einen seiner Stabsoffiziere, der unter der Restauration so traurig berühmt werden sollte. Dieser künftige Anhänger der Legitimität trat also durch den Mund eines Jakobiners aus der Dunkelheit hervor. So seltsam fügt sich unser Geschick, oder wird vielmehr von unsrem Ehrgeize gefügt, dessen unterthänige Dienerin es nicht selten ist.

Natürlicher als Rossignol's und Ronsin's Sieg war Santerre's Niederlage an der Spitze von 30,000 Mann den 18. September durch weniger als 15,000 Rebellen. Auch der wackre und geschickte Kleber mußte mit seiner zum Theil neugeworbenen und an Zahl den Vendéekämpfern weit nachstehenden Armee, an Lescure, Bonchamp und Charette das Schlachtfeld von Torfou bei Collet überlassen.

Im südlichen Frankreich setzte das gegen die revolutionäre Regierung empörte Lyon seine Vertheidigung unerschrocken fort. Marseille aber wurde am 25. August von dem republikanischen General Carteaux besetzt, weil dessen Einwohner feindselige Absich-

ten bemerken ließen. Am 27. desselben Monats öffnete Toulon, unerhört genug und entrüstet, wie es hieß, wegen der blutdürstigen Anstalten der Volksrepräsentanten Barras und Fréron, seinen Hafen den Engländern. Die Contreadmirale Trogroff und de Grasse übergaben den Britten elf auf der Rhede versammelte Linienschiffe; allein 7 andre wurden durch den Contreadmiral Saint-Julien gerettet.

Im Norden gewann General Houchard an der Spitze von 48,000 Mann und unterstützt von den Generalen Jourdan, Hédouville, Caulaud und Vandamme die Schlacht bei Hondschoot gegen den Herzog von York und die österreichischen Generale Freitag und Alvinzy, die über 70,000 Mann kommandirten. Die Engländer wollten nämlich Dünkirchen nehmen, da sie stets beabsichtigten, unsre Marine und See-Etablissements zu ruiniren. Nach dieser Niederlage floh der zweite Sohn des Königs von England nach Furnes, und ließ funfzig schwere Kanonen nebst seinem Gepäck, worunter sogar sein Silberzeug, vor der Festung zurück, deren Belagerung aufgehoben wurde. Leichte französische Reiter verfehlten den Prinzen nur um einige Augenblicke. Dies geschah vom 6. bis 8. September; den 11. fiel dagegen das wichtige Quesnoy in die Hände des Generals Clairfait.

Auf diese Art schwankte um die Mitte Septembers die Republik zwischen Siegen und Niederlagen, und man konnte die ärgsten Verlegenheiten als ziem-

lich nahe betrachten. Eine Bevölkerung von 25 Millionen Seelen ist indeß nur unterjocht, wenn sie es sein will. Den 23. August hatte ein Dekret alle Franzosen von 18 bis 25 Jahren zu den Waffen gerufen, und im September standen 1,500,000 neue Soldaten dem Feinde gegenüber.

Frankreich wurde nun ein großes Arsenal, eine ungeheure Werkstatt für Alles, was den Krieg fördern und die verwundeten Patrioten erleichtern konnte. Die Männer, die wegen ihres Alters in der Heimath zurückgeblieben, sorgten für Lebensmittel und Waffen, während die Frauen Hemden und Uniformen fertigten, und noch spät Abends Charpie zupften. Selbst die Kinder halfen spielend ihren Müttern bei dieser frommen und patriotischen Beschäftigung; wenn die Männer mit den rothen Mützen in den Klubs ihre mitunter nützliche, obgleich öfters verworrene und plumpe Beredsamkeit hören ließen, so zupften die dabei anwesenden Bürgerinnen Charpie. Wurde ihnen dafür eine ehrenvolle Erwähnung im Club zu Theil, so färbte die Röthe bescheidener Selbstzufriedenheit ihr Antlitz.

Der gelehrte Berthollet zu Paris und der erfinderische Fourcroy ließen das Pulver nach einer neuen Methode fabriciren und forderten die Wissenschaft in die Schranken, die Mittel der Zerstörung zu vervielfältigen. Selbst die alten Burgen und Festen, die Ueberbleibsel der Feudalität, mußten der Freiheit Donner

liefern; das Volk zerstört sie, um aus ihren Grundmauern den Salpeter heraus zu ziehen, oder man wühlte in ihren unterirdischen Gewölben, um darnach die Erde auszulaugen. Gar manchmal mögen hier die in Staub verwandelten Gebeine eines Knappen oder Ritters den Elementen beigemischt worden sein, aus denen man den mörderischen Stoff bereitete, und der Grabesruhe entzogen, mußten sie auch noch in dieser Gestalt, aus Kanonen und Musketen den Tod schleudernd, der Republik Dienste leisten.

Wie schön und bewundernswerth wäre diese begeisterte Thätigkeit der Nation gewesen, hätten sich nicht fortwährend Schreckniſſe dazu gesellt. Aus den Reden der Volksrepräsentanten, dieser Apostel des Terrorismus, welche in allen Volksgesellschaften ihre Stimme vernehmen ließen, hätte man schließen sollen, das politische System des Augenblicks sei in dem einen Worte „Vernichtung!“ enthalten. Den Armeen rief man zu, „zu siegen oder zu sterben,“ und im Innern schien die Losung des Bergs zu sein: „Stirb, oder morde.“ — Zugleich drückten äußerst harte Finanzmaßregeln die Nation immer mehr; schon getroffen durch das Gesetz des höchsten Preises der Lebensmittel, mußte sie sich in wenig Monaten die Annullation der königlichen Assignaten, die Ungültigerklärung der Schulden Ludwig XVI., so wie die Aufhebung der Diskontokasse und aller ähnlichen Institute gefallen lassen, welche auf „an den Inhaber“ lautende Aktien und

verkäufliche Effekten gegründet waren. Endlich erschien noch das bisher beispiellose Dekret wegen der gezwungenen Anleihe, das Niemand ein Einkommen von mehr als 9,000 Livres gestattete.*) Nur ein Institut war inmitten dieser Gewaltthätigkeiten für gewisse Interessen von Nutzen. In diesem flossen unter sehr beschränkten Bedingungen wegen der Rückzahlung, alle Schulden der Republik zusammen. Die in das große Buch eingetragenen Summen trugen fünf Prozent jährliche Zinsen.

Das Lächerliche, was mit jeder Uebetreibung verbunden ist, mischte sich auch unter diese Thatsachen von beklagenswerthem Ernst, und heiterte die Franzosen wieder auf, welche das Elend so leicht, und Traurigkeit so schwer ertragen. Wie spottete man nicht über das groteske Gesetz vom 21. September, was den Galerensklaven die rothen Mützen verbot, weil diese ein Symbol der Freiheit geworden, und den Franzósinnen bei Gefängnißstrafe befahl, eine dreifarbige Kokarde zu tragen. Da bei den Damen sich jeder Gebrauch den Forderungen der Koketterie fügen muß, so ist leicht zu denken, in wie mannigfach artigen Formen das Zeichen des Patriotismus ausgehangen wurde.

---

*) Jedes Einkommen von Grundeigenthum über tausend Livres bezahlte ein Zehntel, und wer über neuntausend Livres einnahm, mußte außer dem Zehntel noch den ganzen Betrag über die 9,000 Livres abgeben.

Bald sah man eine kleine Kokarde mit Silberrand in der Mitte eines an der Mütze befestigten Bouketes künstlicher Blumen; bald zierte ein Stengel mit Eichenlaub und ein Nest sehr gut nachgeahmter Zeisige die linke Seite des Busens, und einer dieser kleinen Vögel hielt in seinem Schnabel das befohlene Zeichen. Die ehrlichen Bewohnerinnen der Vorstädte gehorchten aber dem Gesetze mit mehr Gewissenhaftigkeit, und ließen meist auf ihrer üppigen Brust ein dreifarbiges Rundtheil von der Größe eines Tellers erglänzen.

Um den Spaß vollkommen zu machen, kam noch am 5. Oktober 1793 die Einführung des republikanischen Kalenders*) mit seinen um so auffallenderen Benennungen dazu, weil das Volk deren Etymologie nicht kannte. Wie viele Witze veranlaßten nicht die ergänzenden Sansculottides, und welche burleske Huldigungen richteten nicht die Frauen der Halle an die

*) Das republikanische Jahr begann am 21. September, und bestand aus zwölf Monaten, jeder zu 30 Tagen, denen fünf Ergänzungstage beigefügt waren. Der Herbst, die erste Jahreszeit, hatte die Monate Vendémiaire, Brumaire, Frimaire; nach ihm kam der Winter mit Nivôse, Pluviôse und Ventôse. Die Frühlingsmonate hießen Germinal, Floréal und Prairial, und endlich schloß der Sommer mit Messidor, Thermidor und Fructidor das Jahr. Jeder Monat bestand aus drei Dekaden, und jede Dekade aus zehn Tagen: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Seridi, Septidi, Octidi, Nonidi und Dekadi; der letztere Tag war zur Ruhe bestimmt.

neuen Heiligen im Kalender: Möhre, Rübe, Kastanie und Pastinake, welche die Stelle der Kanonisirten einnahmen.

Doch, kehren wir jetzt zu ernsteren Ereignissen zurück; wir begegnen dort neuen Gewaltthätigkeiten, die im Namen des Nationalinteresse begangen wurden, das sehr wenig Nutzen von dieser steten Aufopferung der Privatinteressen hatte. Ein Gesetz vom 23. September befahl nämlich, alle bei den Notaren oder andern öffentlichen Beamten deponirte Gelder an die Nationalkassen abzuliefern. Auf diese Art verfügte die Regierung ohne Wissen und Willen der Besitzer über fremdes Eigenthum, und nur noch ein Schritt war übrig, sich dessen ganz zu bemächtigen. Ein andres Gesetz vom 29. September dehnte die Bestimmung des höchsten Preises für Consumtionsartikel vom 4. Mai, auf alle Gegenstände des dringenden Bedürfnisses aus.

Inmitten dieser Verfügungen, welche bewiesen, daß der Konvent, stets vom Wohlfahrtsausschusse angefeuert, das größte Hülfsmittel der Revolutionen nach Saint-Just, nämlich das, Alles zu wagen, zu benutzen wußte, hatte Robespierre die Vernichtung der Trümmer der Gironde nicht aus den Augen verloren. Lächelnd vernahm er die blutdürstigen Worte Barrère's: „Nur die Todten kehren nicht wieder.“ — Ein Dekret des Konvents vom 3. Oktober erklärte 41 Deputirte wegen eines Attentats auf die Einheit und Sicherheit der

Republik in Anklagestand. In erster Reihe befanden sich hier Brissaut, Vergniaud, Carra, Faucher, Condorcet, Sillery-Genlis und Louis Philipp Josef Egalité. Es versteht sich von selbst, daß zu diesen 41 Deputirten nicht die, wegen Föderalismus schon für Verräther erklärten und nach Calvados geflüchteten 21 Repräsentanten gerechnet waren. Endlich wurde noch beschlossen, 74 andere Deputirte, die heimlich eine Protestation gegen die Dekrete vom 31. Mai und 2. Juni unterzeichnet hatten, zu verhaften.

Durch den legislativen 3. Oktober sahen also 136 Volksrepräsentanten ihre Vollmacht annullirt, und 62 von ihnen waren dem Revolutionstribunale und dem Beil des Bergs so gut wie verfallen.

Der Konvent, auf diese Art gesäubert von dem, was noch von gesunden Ansichten und wahrem Talent in ihm zurückgeblieben war, legte mit einem Schlage den Grund zum Terrorismus. In seinem am 10. Oktober, auf Saint-Just's Antrag, gegebenen Dekret hieß es ausdrücklich: „Die provisorische Regierung Frankreichs ist bis zum Frieden revolutionär; die exekutive Behörde, die Minister, die Generale und Behörden werden unter Aufsicht des Wohlfahrtsausschusses gestellt, der dem Konvente Rechenschaft abzulegen hat. Die Obergenerale werden vom Konvente auf Vorschlag des Wohlfahrtsausschusses ernannt.“ — Diese wenigen Worte waren das Manifest einer

Diktatur; denn der Wohlfahrtsausschuß war eigentlich Niemand als Robespierre.

Wir wollen uns indeß vor jenem deklamatorischen und oberflächlichen Geiste hüten, der in dem Terrorismus nur ein blutdürstiges Ungeheuer sieht, das blos mordete, um Frankreich zu entvölkern, und sich einen Thron von Ruinen und Leichnamen zu bauen, um das unbegreifliche Vergnügen zu genießen, in einer Wüste zu herrschen. Man mordet nicht, um zu morden; wird Blut vergossen, so geschieht es, um ein Interesse oder ein Prinzip zu befruchten. Zwischen diesen beiden Hebeln muß man den Grund der revolutionären Vertilgungen von 1793 und 1794 suchen. Vielleicht sind sie auch beide als wirksam anzunehmen, je nachdem die eine oder andere Schattirung der Jakobinerpartei vorherrschte. Es scheint jetzt ziemlich erwiesen, daß Robespierre und seine Anhänger dem Interesse gehorchten, und zwar dem persönlichen Interesse dieses Demagogen, oder dem, zu dessen Repräsentanten er sich gemacht, während die Cordeliers, Danton und hauptsächlich Saint-Just, sich zu einem Princip bekannten. „Aber was war das für ein Princip?" wird man fragen, „und zu welcher schrecklichen Moral gehörte es, wenn es nur durch Mord triumphiren konnte?" Bei dieser Frage würde man die Leidenschaftlichkeit mit der Doktrin vermengen, den materiellen Mißbrauch mit der intellektuellen Spekulation. Ich will über

diesen Gegenstand die Meinung eines Schriftstellers anführen, den gewiß Niemand für einen Jakobiner halten wird: „Ein unterscheidendes Merkmal unserer Revolution," sagt Châteaubriand, „ist, daß man zu ihren Ursachen die Spekulation und abstracte Lehren rechnen muß. Sie wurde zum Theil von Gelehrten geleitet, die mit Rom und Athen bekannter waren, als mit ihrem Vaterlande, und dieses nach jenen modeln wollten. Daß die Jakobiner Verbrechen begingen, hindert nicht, anzunehmen, die Republik sei die beste Regierungsform, wenn das Volk hinreichend dazu gesittet ist."

Nichts kann richtiger und der Wahrheit angemeßner sein, als diese Meinung. Artete das Princip unter der Hand derer, die es unserem socialen Zustande anpassen wollten, bis zum Verbrechen aus; so war ihre und der Nation Sittenlosigkeit daran Schuld. „Gleichwohl," fährt Châteaubriand fort, „waren es die Jakobiner, die Frankreich zahlreiche, tapfre und disciplinirte Armeen gaben, und die Mittel fanden, sie zu bezahlen. Die Jakobiner waren es, welche ein großes von Feinden umgebenes Reich mit Lebensmitteln zu versehen wußten, die fast wie durch ein Wunder eine Marine schufen, und durch Intriken und Geld einige Mächte neutral erhielten. Unter ihrer Regierung wurden die großen naturgeschichtlichen Entdeckungen gemacht, und bildeten sich die großen Generale. End-

lich gaben sie einem erschöpften Körper Kraft, und organisirten, so zu sagen, die Anarchie*)."

Man muß also anerkennen, daß ein Princip, auf große Ideen gegründet, nie ganz ausartet, wie verdorben auch der sei, der es anwendet. Die Jakobiner überschwemmten unser unglückliches Land mit Strömen von Blut; allein sie führten für Frankreich günstige Resultate herbei, die den Ruhm des Kaiserreichs vorbereiteten. Napoleon benutzte sie, wie Ludwig XIV. die nicht weniger blutige Erbschaft der Bestrebungen Richelieu's benutzte.

Der Unparteiische und Vernünftige wird daher das Andenken der Terroristen verwünschen und ihre zahllosen Opfer beklagen; allein er wird nicht dem revolutionären Princip, das sie ausführen wollten, die Schuld davon geben, sondern nur seiner unpassenden Anwendung. Die Saat war gut, aber der Boden ihr nicht günstig. Wenden wir uns zu den Begebenheiten des Oktobers!

Marie Antoinette war mittelst Dekrets vom 1. August vor das Revolutionstribunal gestellt, und denselben Tag nach der Conciergerie gebracht worden. Sie bewohnte dort ein Zimmer, das, um ihrem Andenken zu huldigen, unter der Restauration in eine

*) Essai historique, politique et moral sur les révolutions (édition de Londres, 1797) t. 1. p. 84 et 86.

Kapelle verwandelt wurde. Wer damals dieſe Fürſtin ſah, der früher nur Altäre fehlten, um ſie völlig zur Göttin zu machen, konnte ſich eine ſchreckliche Idee von der Nichtigkeit menſchlicher Größe machen. Welcher Abſtand zwiſchen den üppigen Gemächern von Kleintrianon, den artig indiskreten Spiegelkabinets, den Amors mit vergoldeten Flügeln, die zierliche Draperien hielten, den funkelnden Kriſtallleuchtern, den Fenſtern, die eine bezaubernde Landſchaft wie ein Gemälde einſchloſſen, und dieſem feuchten Zimmer mit einer harten Matratze, einer eiſernen Lampe, der rauchenden Geſellſchafterin ſteter Schlafloſigkeit, und ſchwarzen, doppelt vergitterten Fenſtern. Welcher Unterſchied, großer Gott! zwiſchen der ſchönen, edeln und ſtolzen Marie Antoinette von 1786, deren Blick befahl, deren Lächeln berauſchte und deren Stimme unterjochte, und dieſer armen Frau im einfachen, leinenen Kleide und einer Muſſelinmütze, mit grauen Haaren, welkem Angeſicht, platter Bruſt und knöchernen Fingern, den Merkmalen eines Alters von wenigſtens funfzig Jahren, obgleich ſie noch nicht ganz achtunddreißig zählte.

Dort folgte die Königin von Frankreich den Eingebungen ihres launigen Geſchmacks und vielleicht auch ihren flüchtigen, leichtſinnigen, unklugen, verſchwenderiſchen Neigungen, und ſchob mit einem Lächeln das in Maroquin gebundene Gebetbuch zurück, was ein ſtrenger Beichtvater auf ihre Toilette legte. Hier be-

tete die Gefangne ganze Stunden vor einem kupfernen Krucifix mit einer Andacht, die das Unglück, oder auch die Reue erzeugt hatte.

In diesem Zustande der Buße und des Schmerzes rief die rauhe Stimme eines Schließers Marie Antoinette am Abende des 12. Oktobers den Befehl zu, vor dem Revolutionstribunal zu erscheinen.

Der Sitzungssaal war nur schwach erhellt, und große Schatten, die sich an den Pfeilern und der Decke zeigten, sahen wie Draperien zu Ehren eines Verstorbenen aus. Mehrere Personen saßen im Hintergrunde dieses weiten Gemachs, wo schon so Viele dem Beile gewidmet worden. Man hätte meinen sollen, dies düstre Aeußre müsse eine schon vom Schmerz gebeugte Frau vollends niederdrücken; allein das Blut Marie Theresiens belebte die Wittwe Ludwigs XVI. Sie war unzugänglich für unwürdige Furcht und die Zeit der Schwächen für sie vorüber; das Unglück hatte alle kleinliche Leidenschaften aus dieser großen Seele verdrängt. Marie Antoinette erschien am Rande des Grabes wahrhaft edel, und das Schaffot sollte sie bald eben so erheben, als der Thron sie herabgesetzt hatte.

Die Königin bestand am Abende des 12. nur ein geheimes Verhör; Hermann, der Präsident des Revolutionstribunals, Fouquier-Tinville, ein Sekretair und einige Andre waren dabei gegenwärtig. Ueber Alter, Namen und Stand befragt, gab Marie An-

toinette zur Antwort: „Ich heiße Marie Antoinette Josephine Johanne von Lothringen, Erzherzogin von Oestreich.“

Bei diesen Worten sah die Angeklagte plötzlich in dem Halbdunkel des Saales den Präsidenten Hermann sich erheben, der wüthend rief:

„Nichts von Erzherzogin; die Republik erkennt allen diesen Unsinn nicht an.“

„Ich sagte Ihnen meine Namen,“ erwiederte die Königin ruhig; „Sie können davon wählen, welchen Sie wollen.“

Bei diesem ganzen, sehr langen und wunderlichen Verhöre hätte man denken sollen, daß die Ankläger absichtlich der Angeklagten einen Triumph vorbehielten, und sich selbst mit Schmach bedeckten. Einige Stellen aus dem Verhöre mögen meine Behauptung beweisen.

„Denken Sie,“ fragte Hermann, „daß die Könige zum Glücke der Nationen nöthig sind?“

„Eine einzelne Person,“ erwiederte kalt Antoinette, „kann hierüber nicht entscheiden, zumal wenn sie regiert hat.“

„Ohne Zweifel bedauern Sie,“ meinte höhnisch Fouquier-Tinville, „daß Ihr Sohn einen Thron verlor, den er hätte besteigen können, wenn das Volk, über seine Rechte aufgeklärt, ihn nicht zerbrach.“

„Ich werde nie einen Verlust bedauern, den mein Sohn hatte, sobald das ganze Land glücklich ist.“

„Interessiren Sie sich für das Waffenglück unsrer Feinde?"

„Ich interessire mich für das Waffenglück der Nation meines Sohnes. Diese Verwandtschaft ist für mich, als Mutter, die nächste."

Eine erhabne Antwort, der folgende alberne Frage folgte:

„Welche Nation ist die Ihres Sohnes?"

„Können Sie daran zweifeln? Ist er nicht ein Franzos?"

Später folgte die noch dümmere Frage:

„Sie sind also wohl sehr vergnügt darüber, daß es weder König noch Königthum mehr giebt?"

„Wenn Frankreich groß und glücklich ist, brauchen wir nichts weiter."

„Sie müssen also wünschen, daß das Volk keine Unterdrücker mehr hat, und daß Alle von Ihrer Familie, die eine willkührliche Autorität ausüben, dasselbe Schicksal erleiden, was die Unterdrücker Frankreichs erfuhren?"

„Ich kann nur für mich und meinen Sohn verantwortlich sein."

Nach diesem ersten Verhöre wurde die Königin in die Conciergerie zurückgeführt, und erschien erst am 15. wieder vor dem Revolutionstribunale, das diesmal öffentlich war.

Marie Antoinette hatte sich früher großer Verschwendung schuldig gemacht, und dadurch den Haß

der Nation zugezogen; in dieser Beziehung war ihr Verbrechen aber gesühnt. Später hatte sie offenbar mit den Emigranten intrikirt, Anfangs um den Marsch der fremden Truppen nach Frankreich zu bestimmen und dann ihn zu beschleunigen. Eben so gewiß war es, daß diese Fürstin mehrere Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung bestochen hatte, in der Absicht, die absolute Monarchie wieder herzustellen.

Unter den damaligen Verhältnissen konstituirte dies Alles den Verrath; allein die Beweise dazu waren alle auf dem Kopfe des unglücklichen Ludwigs XVI. aufgehäuft, in dessen Namen Marie Antoinette gehandelt hatte. Daher blieben gegen sie nur schwache Zeugnisse übrig, wenig geeignet, einen Inbegriff von Vergehen zu bilden, welche die Todesstrafe nach sich ziehen konnten. Man beschuldigte also in Ueberfluß, aus Mangel an wirklichen Thatsachen, suchte alle kleine Jugendsünden wieder vor, und am Ende fanden die Richter dennoch selbst ihr blätterreiches Werk so dürftig, so wenig entscheidend, daß man zur Verleumdung seine Zuflucht nahm, um die fehlende Wahrheit zu ersetzen.

Hébert, diese jakobinische Dogge, die man jeden Morgen im Namen ihrer Partei bellen hörte, Hébert, immer noch Substitut des Prokurators der Kommun, erhielt bei dieser Gelegenheit den grausamsten Auftrag. Er begab sich in den Tempel, um die Kinder der Königin zu verhören. Die funfzehnjährige Prinzessin,

die schon das Blut der stolzen Maria Theresia in ihren Adern fühlte, gab dem wilden Hébert nur gemessene Antworten. Der Dauphin aber, besonders ausgefragt, begriff nicht einmal, was man von ihm wollte. Hébert richtete an dies achtjährige Kind die ruchlosesten und unverschämtesten Fragen, und ergänzte in dem schriftlichen Verhöre die Antworten des Knaben, welche dieser auf Fragen nicht geben konnte, deren Sinn ihm entging. Dies Protokoll, was die Königin mit einem gänzlich unerhörten Verbrechen belastete, brachte Hébert, vom jungen Louis unterzeichnet, dem Revolutionstribunale.

Bei der öffentlichen Sitzung des Gerichts am 15. trug die Königin ein schlechtes Trauerkleid, und einen schwarzen Schleier auf ihrer Mousselinhaube. Sie setzte sich auf die Bank der Angeklagten und schlug ihren Schleier zurück, ohne den Befehl des Präsidenten dazu abzuwarten, überblickte dann die unzählbare Menge der Zuschauer, und schien mit einem bescheidnen, aber immer noch stolzen Blicke dem Volke zu sagen: „Ich bin sehr unglücklich; allein man soll mich nicht erniedrigen.“

Jede Andre würde über die Anklageakte, welche aus den weiter oben angedeuteten Lächerlichkeiten bestand, die Achseln gezuckt haben; allein Marie Antoinette, die sich mit einer stoischen Würde umgab, ließ nicht das geringste Zeichen der Ungeduld merken, und ihre Züge verriethen nicht die leiseste Spur des

Mißvergnügens. Zugleich konnte Niemand diese Ruhe für Beschämung und Verlegenheit halten; die Miene der Angeklagten hatte, ich weiß nicht, welche überredende Gewalt, und schien zu sagen: „Man verleumdet mich," und das Publikum glaubte es.

Blos Hébert's Bericht störte die heitre Resignation der Königin. Mit seinem sophistischen Aktenstücke bewaffnet, was der unschuldige Dauphin unterschrieben, rief er: „Sie haben Ihren eignen Sohn verführt, und ihm nebst Ihrer Schwägerin Elisabeth das Laster gelehrt. Die Erklärung davon hat er eigenhändig unterzeichnet."

Bei dieser abscheulichen Beschuldigung schwieg Anfangs die Angeklagte; allein aufgefordert, zu antworten, erhob sie sich und schien jetzt noch um einen Fuß größer. — „Wenn ich nicht antwortete," rief sie mit mächtiger Stimme und funkelndem Blick, „so geschah es, weil die Natur sich gegen eine solche Anklage einer Mutter empört." — Dann fügte sie mit noch lauterer Stimme, gegen das Publikum gewendet, hinzu: „Ich appellire deshalb an alle Mütter, die sich hier befinden können*)." —

---

*) Robespierre, der Hébert beauftragt hatte, den Dauphin und seine Schwester zu verhören, rief, als er den hier erwähnten Umstand erfuhr: „Ueber den Schwachkopf! statt zur Messaline, macht er sie zur Agrippine, und verschafft ihr in ihren letzten Augenblicken noch diesen öffentlichen Triumph."

Nachdem die Königin diese erhabnen Worte einer gerechten Entrüstung gesprochen, kehrte sie zu ihrem heroischen Stoicismus zurück. Diese hohe Resignation verleugnete sich auch nicht, als nach der beredten, aber unnützen Vertheidigung der Advokaten Tronçon-Ducandray und Chauveau-Lagarde das vom Wohlfahrtsausschusse vorher beschlossene Todesurtheil am 16. Oktober, früh um vier Uhr, ausgesprochen wurde. Vergebens suchten die wüthenden Richter in der Haltung der unglücklichen Fürstin das geringste Vergessen ihrer Standhaftigkeit und Würde zu erspähen; das schreckliche Wort des Todes konnte diesem weiblichen Organismus, wo die Seele Alles beherrschte, was die Natur von Aufregungen hat, nicht einmal einen Schauder abnöthigen.

Der Prozeß der Königin und die Ursachen ihrer Verurtheilung werden noch lange und vielleicht immer in einem undurchdringlichen Dunkel bleiben. Der Wohlfahrtsausschuß wußte, daß die Angeklagte in keinem Falle gesetzlich zu verurtheilen war, und die Regierung wünschte die Gefangnen des Tempels als Geißeln der Revolution gegen die Unternehmungen des Auslandes zu behalten.

Im Juli, als zwei französische Diplomaten, Maret und Sémonville, abreisten, um sich nach Neapel und Konstantinopel zu begeben, cirkulirte in den Salons ein Gerücht, was bei meinem Vater damals der Deputirte Frécine wiederholte. Die beiden Gesandten,

hieß es, sollten sich heimlich mit den Souveräns von Neapel und Toskana verständigen, um die Gefangnen des Tempels zu retten. Diese Unterhandlung sollte die Majorität der exekutiven Behörde für sich haben. Sémonville und Maret wurden aber am Fuße der Alpen und auf neutralem Gebiet ganz widerrechtlich verhaftet. Wer den Befehl zu dieser Verhaftung gegeben, die unbekannte Sbirren aus Mailand bewirkten, hat man nie mit Gewißheit erfahren können. Ohne Zweifel war der Zweck dabei gewesen, die Unterhandlungen der französischen Gesandten mit den Monarchen von Neapel und Toskana zu hindern. Hatten nun die Sbirren auf Befehl von London oder Wien, oder von beiden zugleich gehandelt? War dies auch der Fall, so war doch gewiß jener Befehl von dort nicht ursprünglich ausgegangen, und später werde ich eine Indiskretion erwähnen, die einiges Licht über diese Frage verbreiten wird.

Doch sei dem, wie ihm wolle, dies Ereigniß hatte zu Paris eine Art von elektrischer Gegenwirkung. Die Verhaftung der Gesandten geschah am 25. Juli in Graubünden, und konnte den 1. August kaum in der Hauptstadt Frankreichs bekannt sein; an diesem Tage aber wurde dekretirt, daß die Königin nach der Conciergerie gebracht und sogleich vor das Revolutionstribunal gestellt werden solle. — Man hatte nicht erst auf die Ankunft eines Kuriers von den Alpen gewartet, um diese Bestimmungen zu treffen, sondern

die ohne Zweifel zufällige Mittheilung der geheimen Instruktionen Maret's und Sémonville's an den Wohlfahrtsausschuß war dazu hinlänglich gewesen. Die Papiere der beiden Gesandten enthielten nichts, was ihre Haft rechtfertigen konnte; gleichwohl dauerte dieselbe nicht weniger als dreißig Monate. Sie langweilten sich theils zu Mantua, theils zu Kufstein, bis nach dem Tode des von den Verbündeten als Ludwig XVII. anerkannten Dauphin, und wurden erst in Freiheit gesetzt, als kein in Frankreich anwesendes Mitglied der Familie Ludwigs XVI., im Falle einer von den Royalisten noch stets erwarteten Gegenrevolution, das Banner der Lilien erheben konnte *). — Nunmehro hatten die emigrirten Bourbons keine Unterhandlungen zwischen Frankreich und den Höfen von Neapel und Florenz wegen der Bourbons im Tempel zu fürchten, deren Rechte mit ihnen begraben waren.

Meine Vermuthungen, auf die Gerüchte der Zeit gestützt, zeigen eine Kette von ziemlich offenbaren Einverständnissen zwischen den Häuptern der Emigrirten und einem Theile des Wohlfahrtsausschusses, in den Robespierre am 27. Februar eingetreten war, dessen Schwester von Ludwig XVIII. eine Pension erhielt. Das Zusammentreffen der Ver-

*) Maret und Sémonville gehörten zu den im December 1795 gegen Madame de France ausgewechselten Personen.

haftung der Gesandten mit der Stellung der Königin vor Gericht begründet, glaube ich, in dieser Sache mehr wie eine bloße Wahrscheinlichkeit.

Zu der Zeit, die uns jetzt beschäftigt, konnte man öfters am Rheine besser wie an der Seine von dem, was im Tempel und in der Conciergerie vorging, unterrichtet sein. Folgende Umstände waren nämlich doch der so thätigen und argwöhnischen Wachsamkeit der Kommun und des Wohlfahrtsausschusses entgangen.

Die Chimäre der Königin seit Hinrichtung Ludwigs **XVI.** war beständig gewesen, die Regentschaft einer französischen Monarchie zu erhalten, deren Wiederherstellung sie für gewiß und nahe hielt. Clery giebt in seinen Memoiren zu verstehn, daß er von diesem Projekte wußte; ja Marie Antoinette scheint sogar wiederholt den Wunsch geäußert zu haben, daß ihre Rechte als Regentin in dem Testamente des Königs, das man damals geheim hielt, festgesetzt würden. Der Monarch verweigerte dies, und vielleicht war die Königin von Neuem deshalb in ihn gedrungen, als er nach dem Abschiede von seiner Familie zu den Municipalbeamten, die ihm zum Tode führen sollten, sagte: „Eben ertheilt' ich ihr einen starken Verweis." —

Antoinette als Wittwe und in der Conciergerie, diesem Vorhofe zum Schaffote, setzte die im Tempel begonnenen Einverständnisse zur Erlangung ihrer Frei-

heit fort. Angeblich wollte sie sich, wenn sie frei wäre, nach der Vendée begeben, in die Mitte einer schon mächtigen Armee von Rebellen, die es noch viel mehr geworden wäre, hätten ihre Banner über dem der Regentin geweht.

Zwei höhere Aufseher der Gefängnisse, Michonis und Jobert, nebst drei Schließern der Conciergerie waren für das Interesse der Königin gewonnen. Diese fünf Männer, die gleich nach der Entweichung Marien Antoinettens die Flucht ergreifen mußten, verlangten für ihre Aufopferung nur die nöthige Summe, um mit ihren Familien im Auslande leben zu können. Man brauchte 500,000 Livres, konnte sich aber deren nur 180,000 verschaffen, die Michonis erhielt*).

Das Einverständniß der Königin mit ihren künftigen Befreiern war schwierig; die beiden Polizeibeamten mußten mit der größten Vorsicht zu Werke gehn, um nicht in Verdacht zu gerathen, was damals so leicht war. Die letzten Bestimmungen in Bezug auf die Entweichung der Königin erhielt diese im Kelche einer Nelke. Der Verabredung gemäß, antwortete die Fürstin auf diese Mittheilung mit durch eine Stecknadel, in ein Blatt Papier, auf eine gewisse Art, gestochenen Löchern, das sie dem Ueberbringer der ge-

*) Der Abbé Montgaillard berichtet, sein Bruder, der Graf von Montgaillard, habe allein 72,000 Franken ausgezahlt.

heimnißvollen Nelke durch einen Gensd'arme schickte, der den Dienst bei ihr hatte. Wahrscheinlich gehörte dieser Militär zu den drei in der Conciergerie gewonnenen Personen, und gerade er entdeckte den bisher mit ziemlichem Glücke geführten Anschlag. Michonis bezahlte seine Anhänglichkeit an die erlauchte Gefangene mit dem Kopfe, und diese hatte seitdem keine andre Perspektive, als das Schaffot. Im Prozesse wurden jedoch die Einzelnheiten der beabsichtigten Flucht und die von Marien Antoinetten gehegten Plane zur Regentschaft nicht deutlicher dargethan, als das Uebrige, was man dieser Fürstin zur Last legte. Offenbar konnte der Wohlfahrtsausschuß nur unvollkommen die Verknüpfung dieser Intrike, und Michonis wurde nur wegen einer schwach bewiesenen Schuld verdammt. Uebrigens reichte damals eine bloße Vermuthung hin, um Jemand die Todesstrafe zuzuerkennen.

Als Marie Antoinette am frühen Morgen des 16. Oktober das Revolutionstribunal verließ, begrüßte sie diese Morgenröthe als die letzte ihres Lebens. Schon wurde überall Appell geschlagen; die Kavallerie begab sich nach den ihr angewiesenen Posten, und die Artillerie fuhr dröhnend nach den Brücken, Plätzen und Straßenecken, wo ihr drohendes Erscheinen für nöthig gehalten wurde. Während dieser Unheil verkündenden Anstalten, wovon der Lärm auch der zu Ohren drang, welche die Ursache davon war, betete diese zu Gott um Kraft, muthig zu enden, und suchte von seiner

Güte eine süße Hoffnung für die Ewigkeit zu erflehen. Kein Vermittler zwischen ihr und dem Himmel tröstete sie, indem sie den Beistand eines auf die Konstitution vereideten Priesters, den man ihr angeboten, zurückgewiesen hatte. Die Wittwe Ludwigs XVI. mochte einen Zuspruch nicht haben, den sie von Ketzerei und Patriotismus verfälscht glaubte.

Marie Antoinette wünschte ganz weiß gekleidet zum Tode zu gehen; allein ihre Verfolger hatten ihr nur das schwarze Gewand gelassen, was sie jetzt trug. Man mußte also zur Frau eines Schließers seine Zuflucht nehmen, um den letzten Wunsch der Verurtheilten zu erfüllen.

Um elf Uhr verließ die Königin die Conciergerie auf dem schrecklichen Karren, der so oft dem Tode seine Opfer zuführte. Sie trug ein weißbaumwollenes Kamisol, einen dergleichen Rock und eine Mütze von grobem Mousselin verhüllte ihr vor der Zeit ergrautes Haar. Marie Antoinette stand, an eine der Seiten des Wagens gelehnt; ihre Hände waren auf den Rücken gebunden. Der Priester an ihrer Seite, den sie schon einmal zurückgewiesen, bemühte sich dennoch ihr zuzusprechen; allein sie mochte ihn nicht hören. Die organische Schwäche des Geschlechts zeigte sich in dem Zusammensinken dieses schönen, vom Schmerz erschöpften Körpers. Die Wangen der unglücklichen Fürstin waren stark geröthet, ihr Blick aber und ihre Züge starr und regungslos.

So war während einer Fahrt von fast einer Stunde durch einen von diesem Anblicke fast gar nicht betroffenen Volkshaufen die zu sehen, welche achtzehn Jahre über Frankreich regiert hatte. Das Schauspiel, eine Königin auf dem Wege zum Schaffot zu betrachten, brachte fast gar keinen Eindruck hervor. Der Neugierde, welche einige tausend Menschen auf den Revolutionsplatz geführt, lag bei den Meisten kein Mitleid, und bei Vielen überhaupt gar kein Gedanke zum Grunde.

Einige Minuten nach Zwölf bestieg Marie Antoinette das Schaffot, ohne daß sie ihre starre Gleichgültigkeit verlassen hatte; ihr Leben schien ein ganz innerliches zu sein, und ihr Geist bewohnte schon den Himmel. Als ihr aber der Scharfrichter das Halstuch abriß und den Kragen ihres Kamisols niederschlug, schüttelte sie heftig den Kopf; dunkele Röthe färbte ihr Gesicht und ihre schönen Augen rollten erzürnt in ihren Höhlen. Bald aber lag die dem Tode Geweihte unter dem mörderischen Eisen, das in seiner doppelten Fuge herabglitt, und der Zorn Marien Antoinettens erlosch mit ihrem Leben.

Gegen Abend ging ich mit meiner Mutter vor dem Theater der Republik vorbei, wo die Wache mit Mühe den Haufen der Andringenden in Schran-

ken hielt. Man drängte sich dort, um „Les femmes“ zu sehen, eine süßliche Komödie und Sammlung von Madrigals in drei Akten. Dieses duftende Werk von Demoustier erschien an diesem Trauertage wie ein Rosenstrauß auf einem Leichentuche.

Es wird mir Mühe kosten, meinen Erinnerungen vom Oktober 1793 einige heitere Züge beizumischen; denn dieser Monat und der folgende waren, glaube ich, die tragischste Periode jener Zeit des Schreckens und der Vertilgung. Nach den Opfern der Guillotine werde ich die heroischen Aufopferungen im Felde erwähnen müssen, und kaum werde ich wagen, diese Reihe düstrer Ereignisse mit einigen Lächerlichkeiten zu unterbrechen, wie ich gleichwohl sollte, um genau zu sein; denn diese Mischung des Verhängnißvollen mit der Thorheit lag im Geiste jener Zeit. Indessen ist man ja öfters gezwungen, gewisse Wahrheiten zu übergehen, die zwar in der Welt in Erstaunen setzen, in einem Buche aber anstößig sind.

Das Kriegsglück zeigte sich im September und Oktober sehr launig: am 25. September wurden Westermann und Danican bei Saint-Simphorien von Stofflet und La Rochejacquelin geschlagen; den 30. brachte Kleber an der Spitze der mainzer Garnison Bonchamp einen beträchtlichen Verlust bei; zu Châtillion-sur-Sèvre rächte sich Westermann am 9. Oktober durch einen glänzenden Sieg über d'Elbée, Lescure und La Rochejacquelin; am 15. triumphirte Kleber von Neuem

mit seinen alten Truppen, zwischen Chollet und Mortagne, über die vereinten Anstrengungen von Lescure, d'Elbée, Bonchamp und La Rochejacquelin. Lescure wurde tödtlich verwundet, und die Vendée verlor in ihm, in strategischer Hinsicht, ihren besten Chef. Tags darauf wurde unter den Mauern von Chollet die große Armee der Vendée unter d'Elbée, Bonchamp, La Rochejacquelin und Stofflet von dem republikanischen Generale L'Echelle gänzlich geschlagen. D'Elbée, schwer verwundet, schloß sich Charette, in der untern Vendée, an, und Bonchamp, der tapferste und menschlichste der royalistischen Feldherrn, starb an seinen Wunden im Dorfe Lameilleraye. Die zahlreichen Trümmer der geschlagenen Armee wurden auf das rechte Ufer der Loire gedrängt.

Während dies im Westen vorging, erklärte der König von Neapel auf Antrieb jener Charlotte von Oestreich, deren Anmaßung und Zügellosigkeit ganz Europa ein Aergerniß waren, der Republik den Krieg. Später werden wir die Königin von Neapel ihren Gatten durch diplomatische Treulosigkeiten vom Throne stürzen sehen, den ihm Napoleon wegen der demüthigen Unterwürfigkeit derselben Prinzessin gelassen hätte.

Im Norden entsetzte Jourdan Maubeuge, das Clairfait belagerte, und erhielt so einen der Schlüssel der Republik.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die in die Departements gesendeten Volksrepräsentanten, so sehen

wir Blut, und nichts wie Blut, was dieſe Abgeordneten des Konvents, oder vielmehr des Wohlfahrtsausſchuſſes, ſtromweiſe am Altare dieſer Revolution vergoſſen, aus der man eine Furie gemacht. Zu Nantes erfand Carrier die Fahrzeuge mit Klappen, und ertränkte damit 4000 Perſonen. Ein Spaß dieſes Prokonſuls und ehemaligen Oratorianers beſtand darin, junge Leute verſchiedenen Geſchlechts je zwei zuſammenbinden und in die Loire werfen zu laſſen. Dieſe Art der Hinrichtungen nannte er republikaniſche Hochzeiten. In Lyon, das neuerdings unterworfen worden, ließen Dubois-Crancé und Gauthier, die Fouché und Collot d'Herbois erwarteten, eine Menge Greiſe, Weiber und Kinder mit Kartätſchen niederſchießen. Zweitauſend Menſchen wurden ſo im erſten Zorn der Jakobiner geopfert, deren toller Herrſchaft Lyon zu trotzen gewagt hatte.

Zu Paris ſtreckte ſich Barrère jeden Abend auf das Sopha einer hübſchen Frau, wenn er vom Wohlfahrtsausſchuſſe kam, und gefiel ſich, die Thaten des Terrorismus gegen den Dichter Champcenetz zu preiſen, den er bei jener Dame traf. Die Apologie dauerte gewöhnlich bis Mitternacht; dann erhob ſich Barrère und äußerte, auf das Knie des harmloſen Verſemachers klopfend: „Morgen werden wir funfzehn (oder 20, 30) expediren — — — die Räder am Revolutionswagen müſſen geſchmiert werden.“ — Etwas ſpäter wurde der arme Champcenetz ſelbſt auch

der Guillotine geweiht. Vor das Revolutionstribunal geführt und verurtheilt, vermochte dies sehr unverdiente Geschick nicht die sorglose Heiterkeit zu trüben, die den Grund seines Charakters bildete. „Bürger," begann er, nachdem ihm sein Urtheil vorgelesen worden, „träte hier nicht der Fall ein, sich vertreten zu lassen?"

Dieser Scherz mußte aus dem Munde eines Opfers ziemlich übel klingen; aber die schändlichste Barbarei war es, wenn sich ein Richter dergleichen erlaubte. Gleichwohl überließ sich Coffinhal, ein Beisitzer des Revolutionstribunals, bei Ausübung seines Amtes dem Spotte und der Ironie. Als eines Tages ein Fechtmeister verurtheilt worden, rief ihm dieser andre Mephistofeles mit lautem Gelächter zu: „Parire einmal diesen Stoß."

Gegen Ende Oktobers 1793 verkaufte man unter der Hand eine schrecklich sinnreiche Karrikatur. Man sah nämlich ein Schaffot, von einer großen Volksmenge umwogt, die aber keine Köpfe hatte. Am Fuße des Schaffots waren Tausende von Köpfen aufgehäuft, wie Kugeln in einem Arsenale. Der Henker allein hatte noch sein Haupt; allein er lag schon auf dem verhängnißvollen Brete, und mit Anstrengung den Widerhalt der Guillotine ergreifend, enthauptete er sich selbst. — Besser ließ sich die Wirkung des Terrorismus nicht ausdrücken.

Auch Fouché knüpfte, wie Carrier, die Bande

Hymens im Departement der Nièvre; aber nicht so grausam, obgleich übrigens der künftige Herzog von Otranto die Guillotine nicht unthätig ließ, was folgende Stellen aus seinen Proklamationen beweisen mögen: „Wenn ehemalige Adelige und Priester Euch von ihrer Liebe zur Republik vorreden, so glaubt ihnen nicht; die Thränen, die sie vergießen, indem sie von ihren ehemaligen Irrthümern sprechen, sind Krokodilsthränen, womit sie Euch in's Verderben locken wollen. Vertilgt Alle, die nicht aufrichtige Sanskulotten sind; Mitleid ist jetzt Hochverrath; tödtet alle Feinde der Republik, wenn Ihr nicht wollt, daß sie die Republik tödten. — Es ist nicht hinlänglich, die Verschworenen zu guillotiniren, auch die verdächtigen Reichen müssen dies Schicksal haben. — — Geht in die Häuser der Contrerevolutionärs, Ihr habt das Recht dazu; nehmt ihr Geld und legt es auf dem Altare des Vaterlandes nieder." — Als Fouché befahl, dem Vaterlande solche Opfer zu bringen, erinnerte er sich recht gut, daß er dessen hoher Priester sei.

Ich war vor drei Jahren zu Nevers, und die Alten und Greise hatten Fouché's trauriges Wirken noch nicht vergessen: sie erinnerten sich, daß die Guillotine mehrere Wochen von dem Schloßplatze nicht wegkam, und wußten noch, daß Berge von Gold, Silbergeschirr und Juwelen von allen Reichen des Departements im Hause des Prokonsuls aufgehäuft worden waren. Der Jakobiner liebte dieses Schau-

spiel aus tausend und einer Nacht, und gefiel sich, mit diesen kostbaren Gegenständen zu spielen, die durch Vermittelung seiner, wie er sagte, reinen Hände die Republik bereichern sollten. Denn dieser Deputirte, ein großer Freund der romantischen Uebertreibung, hatte manchmal Poesie in seinem Kopfe. Dekretirte nicht der Konvent auf seinen Vorschlag: „Es giebt in Zukunft nur einen gemeinschaftlichen Begräbnißplatz, der mit Bäumen zu bepflanzen ist, und in dessen Mitte sich eine Statue des Schlafs befindet. Ueber den Eingang sind die Worte zu setzen: „Der Tod ist ein beständiger Schlaf." — Auf diese Art wurde die Unsterblichkeit durch ein Dekret der Volksrepräsentanten selbst geleugnet, und zwar auf Fouché's Antrag. Ein Dichter braucht aber nicht Spiritualist, oder, wie man jetzt sagen würde, Psycholog zu sein. Um noch eine bessere Idee von den Heldenthaten Fouché's zu geben, will ich von seinen Heirathen sprechen, die er zu Nevers auf freiem Felde, im „Tempel der Natur" (auch dies ist eine seiner Lieblingsphrasen), abschließen ließ.

„Die Schlachten entvölkern das Land," hatte der Deputirte im Klub zu Nevers gesagt, „allein die gütige Natur wird schnell die der Freiheit und Gleichheit gebrachten Opfer ersetzen. Beeilen wir uns also mit Ausführung ihrer milden Gesetze. Ist die Jugend schon alt an Ruhm, muß das ihr folgende Alter voll Mannheit sein."

Auf den Grund dieses erhabenen Schlusses befahl Fouché in der Stadt und Umgegend alle heirathsfähige junge Leute beiderlei Geschlechts aufzusuchen. Man brachte so etwa 300 Paare zusammen, die sich an dem von dem Repräsentanten festgesetzten Tage nach Nevers begaben. Fouché verlobte diejenigen, welche eine wechselseitige Neigung schon fesselte, und die einander noch nicht kannten, paßte er zusammen, wie es gehen wollte. — Man behauptet in der dortigen Gegend, der hohe Priester der Natur habe vor der Ceremonie mit mehrern Bräuten zu sprechen gehabt, was ich indeß für Verleumdung halte; der Bürger Fouché war zu eifriger Republikaner, um ein herrschaftliches Recht aus der Feudalzeit geltend zu machen.

Inmitten einer Ebene am linken Ufer der Loire, Nevers gegenüber, war der Altar Hymens aus Laubwerk und Blumen errichtet worden, und Stufen von Rasen führten hinauf. Der Hierophant der Natur, den Säbel an der Seite, den Hut mit dem dreifarbigen Federbusche auf dem Kopfe und die Schärpe um den Leib, begab sich von einem zahlreichen Zuge begleitet, nach dem Orte der Feierlichkeit. Eine militärische Musik war, auch auf Requisition, organisirt worden. Nicht immer ist es möglich, auf diesem Wege harmonische Töne zu erhalten; allein die Musiker von Nevers kämpften seit 24 Stunden gegen die falschen Töne in einem Saale des Stadthauses, und

es gelang ihnen, auf dem Zuge aus der Stadt die Marseillaise, die Carmagnole und den Chant du Départ, ein neues Gedicht von Chénier, ziemlich untadlich aufzuspielen.

Die jungen Burschen und Mädchen waren schon in zwei Halbkreisen, jedes Geschlecht besonders, um den Altar aufgestellt. Fouché, ein Freund des gezwungenen, wollte, daß die Natur selbst die Wahl durch Sympathie zu bestimmen, und jede schon Tags vorher festgesetzte Ehe sich von selbst zu bilden schien.

Die Feierlichkeit begann, wie leicht zu erwarten mit einer Rede des Repräsentanten. Die Reden waren damals Mode, wie jetzt die Romane von Georg Sand, die Phrenologie und die Homöopathie. Der ziemlich langen Rede des Konventmitgliedes folgte noch die viel längere des Präsidenten der Volksversammlung, und endlich kam noch eine Art von republikanischer Homilie, die, ich weiß nicht welcher andre Präsident vortrug. Alle erschraken beim Anblicke des dicken Hefts, das er abzulesen angefangen, zum Glück verlor er acht bis zehn Blätter, die so eng beschrieben waren, wie die Anzeichen eines Advokaten an einen andern, und der ehrliche Mann schloß plötzlich und ohne dies bemerkt zu haben, seine Rede, von der über die Hälfte zu seinen Füßen lag.

Fouché, auf der obersten Stufe des Altars stehend, befahl nun jedem Burschen, ein Mädchen zu

wählen, und sobald ein Paar vor ihm erschien, breitete er seine Hände darüber aus, und erklärte dasselbe für vermählt. Im Gedränge verfehlten einander manche der am vorigen Tage Verlobten, und trafen wirklich eine neue Wahl; allein Fouché hielt sich bei solchen Kleinigkeiten nicht auf, und die imposante Feierlichkeit endigte mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“

Hierauf fand ein riesenmäßiges Festmahl im Tempel der Natur statt; man aß und trank viel; patriotische Gesänge, die gewöhnliche Würze aller Gelage, erschollen, und die Nacht überraschte die lustige Gesellschaft bei Tische. Mit Hülfe ihrer schützenden Schatten verschwanden die 600 Neuvermählten allmählig, und da sie meistens weit nach Hause hatten, so vollzogen sie die Heirath, der Himmel weiß, wo.

Etwa um Mitternacht fuhr Fouché plötzlich von seinem Lager auf, und sagte zu einem seiner Sekretäre, der mit ihm in demselben Zimmer schlief:

„Weißt Du wohl, daß ich bei meiner Heirathsstiftung eine Hauptsache vergessen habe?“

„Ach! Bürger Repräsentant,“ erwiderte der Schreiber gähnend, „es war doch sehr schön.“

„Aber die Civilverhandlung des Protokolls fehlt, bester Freund; ich habe die Heirathen ganz nach antiker Form geschlossen. Schön war die Sache ohne Zweifel, doch leider nicht, wie sie das Gesetz fordert. Wie können wir aber dem abhelfen?“

„Ich weiß es, hol' mich der Teufel nicht, wie!

Ich weiß nicht, woher unsre jungen Paare gekommen sind, und grade dahin sind auch Alle zurückgekehrt."

„So muß die Sache auf sich beruhn; in einigen zwanzig Jahren werden die Gerichtshöfe von Nièvre schon daran denken."

Damit wandte sich der hohe Priester der Natur auf die linke Seite, und schlief wieder ein. Während Fouché zu Nevers die Heirathen aufzuzeichnen vergaß, aber nicht unterließ, eine ziemliche Zahl Todtenscheine auszustellen, entledigte sich der Wohlfahrtsausschuß vollends der Girondisten, deren Prozeß seit der Mitte Oktobers beim Revolutionstribunal anhängig war. Als der Konvent die Verhaftung der 73 Deputirten beschlossen hatte, welche die Protestation vom 31. Mai unterzeichneten, witzelte ein jakobinisches Journal (L'ami des Sansculottes) über dies neue Attentat auf die Nationalrepräsentation. „Sanskulotten, meine Freunde," hieß es, „ein zweiter 31. Mai hat eben stattgefunden; der Konvent hat wieder eine Purganz genommen, um sich der Ueberbleibsel von der Bande der Capet, der Dumouriez und der Lafayette zu entledigen. Diese Verräther waren scheinbar unthätig; allein heimlich conspirirten sie zum Verderben der Republik, und hatten den Plan, Euch zu erwürgen. Freut Euch, Sanskulotten, die Verräther sind entdeckt, und verhaftet. Die vier Sektionen des Revolutionstribunals werden schnell zu Werke gehn, und wir wer-

den sehr oft Köpfe vor dem patriotischen Fenster zu sehen haben."

Vergleicht man diese elenden Diatriben mit den literarisch herausgeputzten Artikeln unserer Journale des neunzehnten Jahrhunderts, so muß man zugeben, daß die Polemik der Presse ungeheure Fortschritte gemacht hat. Ein Glück, wenn die Aufrichtigkeit dieser progressiven Bewegung gefolgt ist.

Das Journal der Sansculotten hatte die Wahrheit gesagt; die Kerker von La Force waren mit Girondisten angefüllt. Ehe aber von ihrem Tode die Rede ist, wollen wir noch einen Blick auf ihre Gefangenschaft werfen. Die in La Force verhafteten Deputirten dieser Partei vereinigten sich täglich bei einem gemeinschaftlichen Mahle, wo sie bis zum letzten Augenblicke bei Wein und Scherz die traurigen Gedanken beschworen, welche die düstre Zukunft ihnen einflößen wollte. An diesen kleinen Gelagen nahmen noch andre gebildete Gefangene Theil, und während die Gäste von La Force dem drohenden Schicksale zum Trotz schmausten und sangen, ging bald Dieses, bald Jenes Namen aus der verhängnißvollen Urne hervor, und häufig wurde er in dem Augenblicke vor's Tribunal gefordert, wo er sich zur Tafel setzen wollte, oder auch beim Desert eines allerliebsten Diner dazu abgerufen. Gewöhnlich war dann eben das eingenommene Mahl sein letztes gewesen. Es hat diese Episode einer blutigen Zeit Charles Nodier in seiner Novelle „Das letzte Bankett

der Gnondisten"*) mit Meisterschaft sehr anziehend dargestellt.

Nicht alle im Dekret vom 31. Mai begriffene Deputirte und ihre Anhänger überließen sich aber dieser philosophischen Sorglosigkeit. Unter den Ausnahmen will ich nur Aubry erwähnen. Er war trübsinnig, floh seine Genossen, und ärgerte sich über die getäuschten Hoffnungen seines Ehrgeizes und die Unterbrechung seiner Lebensgenüsse zu gleicher Zeit. Hauptsächlich bedauerte er die Besuche einer jungen, sehr gefälligen Dienerin, von der er sehr eingenommen schien, und welche ein strenges Verbot vom Gefängnisse entfernt hielt. Einer der Gefangenen, der eines Morgens Aubry in seinem Zimmer besuchte, fand ihn in Thränen. Als er nun nach der Ursache seiner Verzweiflung fragte, wies der Weinende, statt aller Antwort, mit kläglicher Miene auf seine ganz zerrissenen Hosen, und drückte so seinen Verdruß über Susettens Abwesenheit sehr beredt aus. Ohne eine Anwandlung zum Lachen ganz unterdrücken zu können, äußerte der Besucher etwas boshaft gegen Aubry, Susette könne die Hosen ihres Herrn auch anderwärts, wie in La Force ausbessern, indem sich das Verbot der Kommunikation nicht mit auf dies Kleidungsstück der Gefangenen erstrecke, sobald sie es nicht am Leibe hätten.

---

*) In deutscher Uebersetzung, Leipzig, Litterarisches Museum, 1835, erschienen.

Daunou, der wegen seiner Protestation gegen den 31. Mai eingekerkert war, beschäftigte sich in seiner philosophischen Resignation mit ernsteren Gegenständen, als die Zerstreuungen der Tafel; sein Geist, den die Verfolgungen nicht gebeugt hatten, nährte sich mit gehaltvoller Lectüre. Man fand ihn stets mit Tacitus, Plutarch oder Cicero beschäftigt. Er selbst, dessen ehrenvolles Alter jetzt noch die ganze Kraft jugendlicher Phantasie hat, könnte der Tacitus oder Plutarch jener Epoche werden, die er so genau kennen lernte. Ohne im Geringsten den gewaltigen Ruf der Revolutionsgeschichte von Thiers anzutasten, den sie mit Hülfe befreundeter Blätter, monströser Anschlagezettel und Anzeigen von 30 Sous für die Zeile errungen, behaupte ich geradezu, daß diese Geschichte einer Nachwelt nicht genügen kann, welche gut unterrichtet sein will, um selbst urtheilen zu können. Thiers hat nur nach Büchern geschrieben, allein Ereignisse, wie die der Revolution, muß man selbst gesehn haben, um sie kommentiren und schildern zu können.

Auch Dussaulx hatte seine Widersetzlichkeit gegen die Dekrete vom 31. Mai mit dem Verluste seiner Freiheit gebüßt, und rechtfertigte durch die Verleugnung seiner Energie die beleidigende Ausnahme, die Marat zu Gunsten „seines unbedeutenden Geschwätzes" geltend gemacht.

Eines Morgens frühstückte der Girondist Champagneux in La Force mit einem jungen Manne von

belebter Physiognomie und geistreichem Blick, als dieser Letztere Befehl erhielt, vor dem Revolutionstribunale zu erscheinen. — „Laßt mich erst meine Mahlzeit nehmen," rief er dem Ueberbringer der übeln Nachricht zu; „wahrscheinlich wird es die letzte sein, und wenigstens muß man sein Frühstück beendigen, wenn nichts weiter fertig werden kann."

Dieser Epikuräer hieß Adam Lux und war nach der Eroberung von Mainz abgeschickt worden, um zu verlangen, daß sie Frankreich einverleibt würde. Gegen Ende Julius publizirte der junge Mainzer eine Schrift voll Energie und Gefühl zu Gunsten der Charlotte Corday, und wurde gleich darauf verhaftet.

Adam Lux, von den Prinzipien Rousseau's durchdrungen, hatte mit Enthusiasmus vor den Altären der Freiheit und Gleichheit gebetet; als er aber sah, daß eine barbarische Faktion diese schönen Ideale mit Blut besudelte und das Vaterland in Trauer hüllte, da folgte gerechter Zorn seinem Patriotismus, und die nur erwähnte Schrift traf die Jakobiner mit einer mächtigen Kritik. Auch im Gefängnisse fuhr Lux fort, gegen die herrschenden Unterdrücker zu schreiben, und man fürchtete seine Feder. Robespierre ließ ihm die Freiheit anbieten, wenn er den 31. Mai anerkennen und künftig in Bezug auf Politik schweigen wolle. Der unerschrockene Deutsche wies diese Kapitulation zurück und schleuderte aus dem Kerker von La Force zermalmende Wahrheiten auf seine Gegner,

indem er laut die Palme des Märtyrers verlangte. Endlich wurde sein Wunsch erfüllt. Nachdem er die letzten Bissen seines Frühstücks verschluckt und noch einmal mit Champagneux getrunken hatte, umarmte er diesen Genossen seiner Gefangenschaft, und eilte nach dem Tribunale. — Nachmittags um Vier sah man ihn mit freudetrunkenem Blicke den verhängnißvollen Karren besteigen. Allerdings stammte der junge Enthusiast aus der Heimath der Illuminaten.

Wir wollen nun einmal zu Vergniaud, dem Alcibiades der Gironde, gehen, der, von Horaz, Ovid, Tibull, Gentil-Bernard und Parny umgeben, den halben Tag im Bette zubrachte, mit Wohlgefallen den Duft eines Blumenstraußes einsog, den er so eben für drei Livres gekauft, und der Freunde spottete, die in ihn drangen, an seiner Vertheidigung zu arbeiten, die kaum angefangen war, obgleich morgen, vielleicht heute schon, der Unglücksbote mit seinem Schlüsselbunde kommen und rufen konnte: „Bürger Vergniaud, Sie kommen jetzt dran!“

„Lassen Sie mich, meine Freunde,“ sprach der berühmte Geächtete, „des einzigen mir übrigen Gutes genießen, dieser süßen, weichen Ruhe des Körpers und Geistes, die, auf meine Ehre! die schönste Seite der Philosophie ist.*) Warum soll ich mir die Augen-

*) Dies moralische Laisser aller Vergniaud's veranlaßte in der Zeit seines Glanzes die seltsamsten Veränderungen in seinem

blicke, die noch mein sind, mit Sorgen und Unruhe verkümmern, um eine Vertheidigung zu schreiben, die unter den jetzigen Umständen jedenfalls unnütz ist? Es hieße dies die gewisse Gegenwart für eine chimärische Zukunft hingeben; eine klägliche Spekulation!"

„Aber Kollege," antwortete ein Freund, „das heißt egoistisch gesprochen. Kann nicht Ihre Beredtsamkeit unsre Mitbürger retten, und ist es nicht in jedem Falle ruhmvoll, unsrer Sache das Wort zu reden, um uns in der Meinung des Volks wieder herzustellen?"

„Sie irren sich," erwiderte der beredte Girondist, „ich kenne die Menschen zu gut, um mir einzubilden, sie jetzt überreden zu können. Das Verbrechen nährt sich von der muthigen Wahrheit wie die Flamme vom Weingeist."

Charakter. Während des Prozesses Ludwigs **XVI.** schienen die Girondisten diesen Fürsten retten zu wollen. Vergniaud sprach während der Debatten mit Feuer und einem außerordentlichen Aufwande von Politik, Moral und Gefühl, um die Schuld des Königs zu mindern. Noch am Tage des namentlichen Aufrufs äußerte er über Tische bei Harmand de la Meuse: „Ich werde meiner Ansicht treu bleiben und nicht für den Tod votiren," und einige Stunden nachher gab er ein tödtliches Votum. Als ihm Harmand diese schnelle Veränderung seines Entschlusses vorwarf, erwiderte er kalt: „Ich glaubte die öffentliche Sache und das Leben eines Einzigen nicht in die Wage legen zu dürfen; das ist der ganze Grund davon."

„Vergniaud, wenn Sie auch an der Sache der Gironde verzweifeln, so vertheidigen Sie dieselbe wenigstens aus Pflicht.“

„Das will ich auch, meine Freunde,“ entgegnete der berühmte Redner, sein zwanzigmal weggelegtes und eben so oft wiedergenommenes Heft ergreifend; „ehe ich aber an die Arbeit gehe, hören Sie diesen Brief, den ich heute früh, (den 30. Oktbr.) empfing:

„Die traurigen Ahnungen Barnave's sind zugetroffen; eben hat er seine nutzlose Ergebenheit gegen den König und die Königin im Jahre 1791 mit dem Tode gebüßt. Wie Sie wissen, kompromittirten ihn die in dem eisernen Schranke gefundenen Schriften. Deßhalb am 15. August 1792 in Anklagestand erklärt, mußte er fliehen, wurde aber zu Grenoble verhaftet. In den Gefängnissen dieser Stadt wurde er funfzehn Monate lang vergessen; allein die Männer des Tags vergessen keinen von ihren Feinden ganz. Kürzlich nach Paris versetzt, erschien er vor dem Revolutionstribunale. Dieser wackre junge Mann, der mit Ihnen, bester Vergniaud, den Zepter der Beredtsamkeit hielt, bewies vor seinen Richtern eine bewundernswerthe Festigkeit, und seine Vertheidigung machte einen lebhaften Eindruck auf die Zuhörer, welche gewöhnlich die Angeklagten so schnell, wie ihre Richter verdammen. Gleichwohl wurde das Todesurtheil ausgesprochen. — — Barnave hörte es lächelnd an und verließ den Saal mit einem Blicke auf das

Tribunal, in dem sich Entrüstung und Ironie zugleich ausdrückte."

„Auf dem Schaffote gerieth indeß diese große Seele noch einmal in Aufregung, ehe sie ihre irdische Hülle verließ. Barnave stampfte mit dem Fuße, erhob die Augen zum Himmel und rief: „Das ist also der Lohn für Alles, was ich für das Vaterland gethan?" —

„Freunde," sprach Vergniaud, den eben gelesenen Brief aufs Bett werfend, „Barnave's Geschick wird auch das meine sein; allein, da Sie es wünschen, will ich mein Leben dem Henker streitig machen."

Der Adler des Konvents schrieb nun etwa zwanzig Minuten, dann plötzlich die Sorge für sein Leben aufgebend, um einer andern ihm ansprechenden Idee sich hinzugeben, warf er die Feder weg und rief, eine Mappe mit Zeichnungen, die hinter seinem Kopfkissen lag, ergreifend:

„Sehen Sie die hübsche Aquarelle, die mir Madame ... neulich geschickt."

Sofort legte Vergniaud den Freunden eine ziemlich freie Zeichnung vor, die seine Mätresse, eine mit einem feurigen Temperame begabte Frau, in der Zeit ihrer Wittwenschaft entworfen hatte.

„Kollege, Kollege," meinte mißvergnügt ein Girondist, „das ist zu thörigt."

„Wahrhaftig nicht; wollen Sie, daß ich siegreiche Gründe zur Vertheidigung meines Lebens aufsuche, so

müssen Sie mir erlauben, mich durch die Bilder der Genüsse zu begeistern, die mir das Dasein werth machten.“ Nachdem Vergniaud dies gesagt, fing er wieder an zu schreiben.

Die Vertheidigung war den 30. Oktober, Mittags, ziemlich halb fertig, als sich in der Ferne das Klirren eines Schlüsselbundes hören ließ. — Es kam näher. Vergniaud hörte auf zu schreiben; ein Hauptschlüssel drehte sich im Schlosse; die Thüre ging auf und düster, wie das „Charon ruft Dich; Charon erwartet Dich,“ in der Oper Alceste, tönten die Worte des Schließers: „Bürger Vergniaud, Sie sind vors Tribunal gefordert.“

„Wohlan!“ rief Letztrer, seine Feder weit wegschleudernd, „mein Tagewerk ist vollendet.“

In wenig Augenblicken war Vergniaud bereit, ohne der Gefahr gegenüber eine Spur jenes aufbrausenden, mehr selbsttäuschenden und prahlerischen, als wirklichen Muthes zu zeigen, und erschien mit heitrer, ruhiger Stirn vor seinen Richtern. Der Angeklagten waren einundzwanzig; es ward ein Hauptschlag des Bergs gegen die Brissotisten, Girondisten und Föderalisten geführt.

Vergniaud nahm das Wort für Alle; seine lebhaften Anreden seine hinreißende Logik und seine Perioden voll geistreicher Bilder drangen zum Herzen und entwaffneten selbst die gewöhnliche Barbarei der Richter, wie des Orpheus Leier die Tiger zähmte.

Die Terroristen, welche dies vorhergesehen, hatten aber schon zwei Tage früher ein Dekret gegeben, was den Vorsitzenden der Jury zu der Erklärung ermächtigte, das Tribunal sei hinlänglich unterrichtet; und diese Erklärung wurde jetzt ausgesprochen. Der Präsident schloß sofort den beredten Mund, der eine heilsame Ueberzeugung zu erringen im Begriffe war, und sein Schweigen entschied den Tod der Einundzwanzig.

Ein echt römischer Entschluß raubte aber der Guillotine davon ein Haupt; Valazé zog nämlich, als er das Urtheil angehört, ein Stilet hervor und erstach sich auf der Stelle.

Ich will an diesem Punkte meiner Erinnerungen Alles vereinigen, was zur Katastrophe der Girondisten gehört, und es bei Gelegenheit des 31. Oktobers erzählen, an dem Paris die 21 Köpfe fallen sah, welche der Berg die Hyder des Föderalismus nannte. Mit Vergniaud bestiegen das Schaffot: Gensonné, Brissot, Carra, Lasource, Fauchet, Sillery-Genlis und mehrere Andre; Gorsas war ihnen dahin vorangegangen. Am 28. Juli mit den übrigen nach dem Calvados geflüchteten Deputirten geächtet, hatte er anfangs ihr Geschick getheilt; allein bald kehrte er unkluger Weise nach Paris zurück und wurde im Palais-Royal arretirt und dem Revolutionstribunal übergeben. Nachdem die Identität seiner Person bewiesen worden, verurtheilte man Gorsas, ohne ihm eine Vertheidigung

gestattet zu haben. Hierauf wandte er sich mit folgenden Worten an die Zuschauer: „Allen, die mich hören, empfehle ich meine Frau und Kinder; ich sterbe unschuldig und werde gerächt werden.“ — Gorsas war wirklich Vater einer zahlreichen Familie, die er ohne Vermögen hinterließ. Vielleicht konnte er seine Umstände verbessern, wenn er sich an den Hof verkauft hätte, den er beständig in einem periodischen Blatte bekämpfte, das er seit Anfange der Revolution herausgab. Allein dieser unbestechliche Vertheidiger der Volksrechte war taub für alle Anerbietungen, die seine Popularität zu untergraben beabsichtigten. Die Jakobiner, die ihn nicht länger fürchten wollten, mordeten ihn.

Der Exminister Lebrün, den man zu Paris in einem Dachstübchen, als Arbeiter verkleidet, entdeckte, wurde unmittelbar aufs Schaffot geführt. Clavières, auch ein girondistischer Minister, gab sich nebst seiner Frau mittelst eines feinen Giftes den Tod. Rabaud Saint-Etienne, der sich in der Hauptstadt verborgen hatte, wurde durch die Habsucht einer Magd entdeckt und den Henkern übergeben. Als seine Frau die Verhaftung ihres Gatten erfuhr, ging sie in den an ihrem Hause befindlichen Garten hinab, setzte sich an den Rand eines Brunnens, brachte sich einen Pistolenschuß bei und starb in Folge eines doppelten Selbstmordes. Girey Dupré, Brissot's Freund, fiel ebenfalls in die Gewalt des Bergs und hatte nur folgen-

des kurze Verhör zu bestehen: „Standen Sie nicht mit Brissot in Verbindung?“ — „Ja, ich liebte und bewunderte ihn; er lebte wie Aristides und starb wie Sidney, und ich wünsche nur, sein Geschick zu theilen,“ — er theilte es. Auf dem Wege zur Guillotine sang dieser brave Republikaner eine von ihm selbst gedichtete Todeshymne. Als er in der Straße Saint-Florentin in Robespierre's Wohnung dessen Mätresse, Schwester und einige andre seiner Mitschuldigen an den Fenstern bemerkte, rief er unerschrocken auf dem Karren, der ihn zum Tode führte: „Nieder mit den Tyrannen und Diktatoren!“ — und wiederholte dies so lange, bis er die Fenster der Straße Saint-Florentin aus dem Gesicht verloren.

Den 10. November erschien mit zuversichtlichem Schritte eine noch schöne Frau vor dem Revolutionstribunale und erinnerte durch ihr Benehmen an die Würde der Marie Antoinette. Es war Madame Roland, deren Prozeß auch nur so lange dauerte, als nöthig war, sie zu verurtheilen. — Nachdem sie ihr Urtheil mit heitrer Miene angehört, stand sie auf und begann mit einem feierlichen Tone: „Sie würdigen mich, das Schicksal der großen Männer zu theilen, die Sie mordeten, und ich werde so muthig zu enden suchen, wie Jene.“ Die Menge, die sich auf dem Wege zum Schaffot um dies edle Opfer drängte, wurde beim Anblick seines edlen Stolzes von Bewunderung ergriffen und schwieg fast durchgängig, nur

einige Doggen des Bergs schrien von Zeit zu Zeit: „Zur Guillotine! Zur Guillotine!“ — „Ich bin dahin unterwegs,“ antwortete die Verurtheilte einmal voll Festigkeit, „und werde gleich dort sein; allein die mich dahin senden, werden mir bald nachfolgen. — Ich sterbe unschuldig; sie aber werden als Verbrecher enden, und die jetzt applaudiren, werden es dann auch thun.“

Neben der Madame Roland saß ein Verurtheilter, Namens Lamarche, den der Gedanke an den Tod niederdrückte. Die edle Girondistin suchte ihn zu ermuthigen und seinen zusammensinkenden Körper aufrecht zu erhalten. Am Fuße des Schaffots angekommen, sagte sie zu ihm: „Steigen Sie zuerst hinauf, damit ich Ihnen wenigstens den Schmerz erspare, Blut fließen zu sehen.“ — Als der Augenblick zu sterben da war, warf sie einen gerührten Blick auf die Zuschauer; das Mitleid ward hier vom Opfer empfunden.

Roland erfuhr den Tod seiner Frau im Hause eines Freundes, der ihm bei Rouen ein Asyl gewährte. Unfähig, die schreckliche Nachricht zu ertragen, entfernte er sich, um seinen Wohlthäter nicht zu kompromittiren, mit scheinbarer Ruhe etwa eine halbe Stunde weit, und schoß sich dann durch den Kopf. — Man fand seinen Körper mitten auf der Landstraße. Ein Papier, das er bei sich hatte, enthielt die Worte:

„Vorübergehende, achtet die Ueberreste eines tugendhaften Mannes.“

Indem ich der Zeit etwas vorgreife, um alle Scenen dieser großen Tragödie hier zu vereinen, finden wir nach Wimpfen's Niederlage im Calvados Barbaroux, Péthion und Buzot auf dem Wege nach Bordeaux. Anfangs verbargen sie sich in dieser Stadt, bald aber mußten sie dieselbe verlassen, um sich den häuslichen Nachforschungen zu entziehen. Mit Hülfe der Dunkelheit entgingen sie den zahlreichen Spionen, die ihnen auflauerten, und kamen, von Allem entblößt, in die Nähe von Castillon, wo sie in einem Versteck ein frugales Frühstück genossen. Barbaroux, der sein Leben nicht länger den Henkern streitig machen wollte, hatte beschlossen, dies Mahl solle sein letztes sein. Als daher seine Freunde wieder aufbrechen wollten, setzte er sich ein Pistol an seine Stirn und drückte los. Péthion hatte zwar die Waffe etwas aus der Richtung gebracht; allein der Schuß zerschmetterte doch dem unglücklichen Girondisten den Schädel. Da der Knall der Pistole Leute herbeigelockt hatte, mußten Péthion und Buzot die Flucht ergreifen, und ihren fast sterbenden Freund am Boden liegend verlassen. Barbaroux wurde zuerst nach Castillon und dann nach Bordeaux gebracht, wo die Guillotine den Funken von Leben, den der Selbstmord übrig gelassen, vollends erstickte. Buzot und Péthion, verfolgt und umstellt, wie wilde Thiere, und nachdem sie Alle kompromittirt, welche sie

aufgenommen hatten, fanden nirgends mehr ein Obdach und kein Bund Stroh, worauf sie hätten ruhen können. Sie irrten noch einige Zeit in Wäldern und Bergen umher, und endlich hörte man auf, sie zu verfolgen; sie waren verschwunden. — Später fand eines Morgens ein Hirt im Gebirge zwei in Fäulniß übergegangne, von den Wölfen zerrissene Leichname. Der eine war eins der großen Lichter der Nationalrepräsentation, und an seiner Seite lag das ehemalige Idol der Pariser, der Mann, dem man so oft zugerufen: „Péthion, oder den Tod!" — Weniger als zwei Jahre nach einem solchen Ruhme, waren einige Gran Gift für Beide eine Wohlthat gewesen.

Salles und Guadet wurden zu derselben Zeit in Libourne bei dem Vater des Letztern ergriffen, und fanden mit ihm und seiner übrigen Familie den Tod. Manuel, Cussy und Kersaint waren ihnen ins Grab vorausgegangen; den Erstern opferte man in der Gironde, und die beiden Andern wurden zu Paris guillotinirt.

Condorcet entging lange seinen Feinden, indem er bei einer aufrichtigen Freundin verborgen war, die zu denen gehörte, deren Zuneigung sich selbst beim Anblicke der größten Gefahren nicht verleugnet. Der gelehrte Girondist wollte aber diese ergebne Frau nicht endlich doch noch kompromittiren. Daher verließ er eines Abends, als Wandrer verkleidet, Paris durch die Barrière d'Enfer, und verbarg sich Anfangs in den

Steinbrüchen von Montrouge. Condorcet wollte, wie Herr von Latouche irgendwo sagt, mit Tagesanbruch bis zum Asyl von Lenoir-Lenoche schleichen, der ein so honetter Mann war, daß er nur zwanzig Tage Minister bleiben konnte. Andre Geschichtschreiber haben behauptet, der geächtete Deputirte habe Jemand an den Akademiker Suard geschickt, um durch seine Vermittlung einen Paß zu erhalten, und in der Nähe von Clamart auf Antwort gewartet. Seit zwei Tagen ohne Nahrung, trat er in ein Wirthshaus, und während man sein bescheidenes Mahl bereitete, zog Condorcet, den Philosophen unter seiner groben Tracht verrathend, ein Buch aus seiner Tasche, und fing an zu lesen. Eine Art Municipalbeamter, der in der Gegend herumspürte, trat unterdessen in das Wirthshaus, und einen Blick auf das Buch des angeblichen Maurers werfend, bemerkte er, daß es in einer fremden Sprache geschrieben sei. Es war nämlich Horaz ins Englische von Brindley übersetzt. Die Magistratsperson schöpfte sogleich Verdacht, und fragte den Lesenden nach seinen Papieren. Der unglückliche Girondist verwirrte sich in seinen Antworten, und wurde daher ins Gefängniß nach Bourg-la-Reine, damals Bourg-libre genannt, abgeführt.

Condorcet durchschaute sogleich seine verzweifelte Lage, überzeugt, den nächsten Morgen nach Paris geschafft, dort ohne Mühe erkannt, dem Tribunale übergeben, und den andern Tag guillotinirt zu werden,

beſchloß er, dem zuvorzukommen. Als man daher am frühen Morgen in ſein Gefängniß trat, lag Condorcet auf ſeinem Strohlager todt ausgeſtreckt. Ein Greis aus jener Gegend hat mir geſagt, der Gefangene habe einen kupfernen Sous aufgelöſt und ſich damit getödtet; allein dieſe Art der Vergiftung iſt für unſre Zeit zu gemein. Condorcet ſoll ſich daher mit Gott weiß welchem feinen Gifte, das er angeblich in einem Ringe verborgen und von Cabanis, dem Lieferanten für alle politiſche Verzweiflungen, erhalten hatte, umgebracht haben. Dieſe Darſtellung ſcheint mir aber zu romantiſch, um hiſtoriſch zu ſein.

Ich habe hier bis lange nach dem 31. Oktober die Kataſtrophen angeführt, welche ihm folgten, um nicht das Intereſſe des großen Drama's zu theilen. Jetzt kehre ich aber zu dem Punkte zurück, von dem ich ausging. Das Wichtigſte nach der Hinrichtung der Girondiſten war die Stellung des ehemaligen Herzogs von Orléans vor Gericht. Er verließ Marſeille in den letzten Tagen des Oktobers. Vielleicht nahm der Exprinz ſeinen Weg durch Lyon, lächerlich genug die „befreite Stadt" genannt, da ſie, die von der Verzweiflung bewaffnete, der General Kellermann, nach ſiebzigtägiger Belagerung, kürzlich erobert hatte. Vielleicht ſah er hier ihre Straßen und Plätze voll Ruinen und durch die Zerſtörung verödet. Wenn er auf die noch rauchende Aſche trat, oder ſein Fuß in dem auf der Schwelle ihrer Häuſer vergoßnen Blute der Ein-

wohner ausgleitete, und er dann sein Gewissen befragte, fand er es dann wohl rein von aller Schuld an den Gräueln, die Lyon's Aufstand veranlaßt hatten? Wenn er sich auch nicht aus Ueberzeugung den Ausschweifungen der Jakobiner beigesellt, wie mußte er sich nicht strafbar fühlen, daß er seinen Namen aus Verstellung neben die ihrigen hatte schreiben lassen. Das Verbrechen der Heuchelei ist die ärgste aller Schändlichkeiten.

Auch Louis Philipp Joseph wurde in die Conciergerie gebracht, und hatte nicht die geringste Ahnung von dem Schicksale, das ihn erwartete. Sein Humor war daher mehr heiter, wie traurig. Damals war man ungewiß, wie diese Versetzung des Exprinzen zu deuten sei, worüber ganz Paris gleich sehr überrascht und verwundert war. Man wußte, daß es Robespierre nur ein Wort kostete, den Kopf des Exprinzen fallen zu lassen, oder ihn mit einer Krone zu zieren. Der Kerkermeister, der die allgemeine Ungewißheit theilte, behandelte daher seinen neuen Gefangenen mit Achtung. Er konnte ein Opfer, aber auch ein König sein. Nach dem Berichte dieses Mannes, Namens Lebeau, trank d'Orléans den ganzen Tag in einem fort, und noch einen Theil der Nacht dazu. Sein Lieblingsgetränk war weißer Champagner. Seine Nächte waren ruhig und er schlief fest. Von öffentlichen Angelegenheiten sprach er niemals, und alle seine Neigungen und Gedanken schienen den Freuden des Epikurismus zuge-

wendet. Noch an dem Tage, wo Louis Philipp Joseph vor das Revolutionstribunal gefordert ward, bekam er einen Korb mit Champagner, den er zu kosten sich beeilte. — „Das ist der beste Wein, Herr Lebeau," sagte seine Hoheit, „den man trinken kann. Sie werden mir doch das Vergnügen machen, ihn zu kosten!" — Lebeau weigerte sich aus Respekt. — „Nur keine Umstände; ich bitte Sie, den Wein zu kosten, und schwöre Ihnen, daß Niemand in der Welt, ich will nicht sagen bessern, aber eben so guten trinkt." — Der Schließer reichte nun sein Glas, das der Exprinz zweimal füllte; er selbst setzte aber die Flasche nicht eher weg, bis sie leer war, und rief bei jedem Glase: „Wie das gut schmeckt! Das mundet!" Dies war sein letzter Genuß.

Von Orléans befand sich kaum vor dem Tribunale, als einer seiner Bedienten, Namens Lamarche*) in die Conciergerie kam. Er erkundigte sich:

„Wo ist der gnädige Herr?"

„Vor Gericht," erwiderte Lebeau.

---

*) Der Begleiter der Roland auf dem Wege zum Schaffot, und derselbe, den sie zu trösten suchte. Der Leser möge sich erinnern, daß ich der Zeit vorgeeilt bin, um Alles zusammenzufassen, was den Untergang der Girondе betraf. Orléans wurde am 6. November enthauptet, und Madame Roland nebst Lamarche den 9.

„Vor Gericht," wiederholte der Bediente erschrocken; Thränen traten ihm in die Augen, und er entfernte sich schnell. Es war dies der treuste Diener des Exprinzen; zwei Tage darauf wurde auch er verhaftet, und drei Tage nach seinem Herrn guillotinirt.

Bei dem eben so langen, als unbedeutenden Verhöre des angeklagten Herzogs von Orléans durch Fouquier-Tinville, kamen auch folgende Fragen vor:

„Wie konnten Sie Ihre Tochter der Sillery anvertrauen, da Sie den intrikirenden, unmoralischen Charakter dieser Frau kennen mußten."

„Er war mir durchaus unbekannt," erwiderte Orléans.

„Wußten Sie, daß Péthion mit Ihrem bei Dumouriez befindlichen Sohne correspondirte?"

„Ich weiß blos, daß er mehrere Briefe von ihm empfing." *)

Durch den Prozeß des Exprinzen wurde auch folgende Anekdote bekannt. Er fragte nämlich eines Tages den Deputirten Poultier: „Was wirst Du von mir verlangen, wenn ich König bin?" — „Ein Pistol, um Dir den Kopf zu zerschmettern," erwiederte der Republikaner.

---

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Péthion mit dem General Egalité in Briefwechsel stand, und daß der Girondist nebst Dumouriez einen Augenblick daran dachte, ihn zum Könige zu machen.

Ein gewiſſer Voidel, der die Vertheidigung des Angeklagten übernommen, entledigte ſich ſeines Auftrags übel genug. Seine Rede enthielt meiſtens Gemeinplätze; indeß verdient folgende Stelle daraus erwähnt zu werden: „Der hier gegenwärtige Angeklagte erfuhr lange Zeit nichts von ſeiner Tochter, der die Sillery verkehrte Anſichten beibrachte, und erſt ſeit wenig Tagen weiß er, daß ſie ſich in einem Hospital der Schweiz befindet.“

Nach kurzer Berathſchlagung der Jury ſprach der Präſident Hermann das Todesurtheil. Der Exprinz war darüber weder verwundert, noch erſtaunt, und erhob ſich ſchnell mit den Worten: „So wollen wir gleich gehn.“ — Feſten Fußes ſtieg er die Stufen der Eſtrade hinab, auf der er geſeſſen, und begab ſich mit erhobenem Haupte in das Gemach, wo die Scharfrichter ſeiner warteten.

Unterwegs hatte Orléans viel Spott und Beleidigungen auszuhalten. Als er den Karren beſtieg, weigerte ſich ein ebenfalls verurtheilter Schloſſer, Namens Labrouſſe, neben dem Vetter Ludwigs XVI. Platz zu nehmen, und meinte: „Das Tribunal hat mich nicht verurtheilt, mich in Geſellſchaft des ehemaligen Herzogs von Orléans zum Schaffot zu begeben.“

Louis Philipp Joſeph hörte die Schmähungen der Menge mit der Gleichgültigkeit der Verachtung; ſeine Züge waren ruhig, ſelbſt ſtolz, und von Zeit zu

Zeit zuckte er die Achseln. Der Exprinz trug einen grünen Frack, eine weiße Piquéweste mit breiten Aufschlägen, Lederhosen und blank gewichste Stiefeln nach englischer Mode. Seine Haare waren sorgfältig, fast kokett frisirt.

Auf dem Platze des Palais-Royal blieb der Karren beinahe eine Viertelstunde halten. Offenbar hatte ein Machthaber des Tages diese raffinirte Barbarei ersonnen, und um sie noch quälender zu machen, war neuerdings mit großen, dreifarbigen Buchstaben auf die Façade des Palastes geschrieben worden: „Einheit, Untheilbarkeit der Republik, Freiheit, Gleichheit, oder den Tod," und darüber mit noch größeren Buchstaben: „Nationaleigenthum." — Beim Lesen der letzteren Worte schien Orléans lebhaft aufgeregt; sein Blick funkelte, die Muskeln seines vor Zorn glühenden Gesichts zogen sich zusammen, und seinem Munde entfuhr ein kräftiges „Verflucht!"

In diesem Augenblicke sah der Exprinz, wie man versichert, an einem der Fenster des Palastes Frau von Buffon, die kalt den Mann auf dem Wege zum Schaffot betrachtete, an den sie noch voriges Jahr ihre Liebkosungen und ihre Reize verschwendete. Bei diesem Anblicke kehrte aber der Herzog von Orléans dem Palaste schnell den Rücken zu.

Am Eingange der Straße Richelieu, die damals Straße des Gesetzes hieß, verlangte der Prinz nach dem Beichtvater, der in weltlicher Tracht sich mit auf

dem Karren befand, und sprach mit ihm bis zum Schaffote.

Louis Philipp Joseph widerlegte in seiner letzten Stunde durch einen Muth, wie ihn vielleicht kein anderes Opfer größer zeigte, das vom ehemaligen Hofe verbreitete Gerücht von seiner Feigheit. Hatte dieser Bourbon ausschweifend und verbrecherisch gelebt, so war sein Tod heroisch. Während ihm der Scharfrichter den Rock nahm, bemühten sich dessen Gehülfen, ihm die Stiefeln auszuziehn. — „Verlorne Zeit und Mühe," sprach er kalt; „wartet ein wenig; Ihr werdet sie dem Leichname viel leichter abnehmen können. — Wir wollen rasch machen!"

So endigte dieser Bourbon, der wie Ludwig XVI. nie festen Willen und Entschlossenheit zeigte, als um zu sterben. Wie ich schon anderwärts erwähnt zu haben glaube, unterschied sich Orleans von dem Monarchen nur durch seine Laster. Außerdem überließen sich Beide weit mehr den Intriken ihrer Rathgeber, als ihren eignen Eingebungen, nur daß Louis Philipp Joseph bei seinen ehrgeizigen Plänen nie daran dachte, sie durchs Ausland unterstützen zu lassen. Konspirirte Dumouriez mit dem Prinzen Koburg, so geschah dies weder mit Zustimmung von Louis Philipp Joseph, noch in dessen Interesse.

Man muß sich sehr hüten, einem Werke von Montjoie, betitelt: „Conjuration d'Orléans," Glauben beizumessen. Nach diesem wäre die Faktion Or-

leans ein organisirtes, festes Ganze gewesen, das entschlossen zu Werke ging, und bei allen Katastrophen der Revolution thätig war. Diese Faktion war es angeblich, durch die Mirabeau, die Girondisten, Danton, Robespierre, die Kommun von Paris und die Majorität der Nationalrepräsentanten in Bewegung gebracht wurden; der Pactolus des Palais-Royal floß in alle Börsen und bestach alle Gewissen. Gleichwohl war dieser so mächtige Orleanismus, dieser Briareus, dessen hundert Arme sich nach allen Seiten ausstreckten, nur die Chimäre einiger Kreaturen, die ihr Leben damit zubrachten, ein Banner aufrecht zu erhalten, worunter Niemand treten wollte. Ich lernte Montjoie 1808 zu Bourges kennen, wo er eine Professorstelle am Lyceum bekleidete. Es war ein wortreicher, schreiiger, leidenschaftlicher Mann, dessen Neigungen, wie sich bald bemerken ließ, von royalistischen Deklamationen der Pamphlets und Zeitungen bestimmt wurden. Sein Enthusiasmus für die alte Regierung bestand nur in einer Sammlung einstudirter Phrasen, deren System so unwandelbar war, wie die Taktik eines alten östreichischen Generals. Um eine richtige Idee vom Charakter Montjoie's zu geben, will ich folgenden Vorfall erzählen. — Er war 1814 nach Paris geeilt, um den Lohn für seine Ergebenheit gegen die erlauchte Familie zu empfangen, die er in sieben bis acht Duodezbänden, im königlichen Küchenstyle breitgetreten hatte. Meine Mutter begegnete ihm in dem Durch-

gange Delorme, und sobald er sie von fern erblickte, d. h. etwa dreißig Schritte weit, rief er ihr zu wie eine Schildwache: „Madame Touchard, sind Sie eine Freundin des Königs? — Im entgegengesetzten Falle kommen Sie mir ja nicht zu nahe.“ — „Herr Montjoie,“ rief nun ihrerseits meine Mutter, aber lachend, „ich zeige die Farbe meiner Meinungen nicht in so weiter Entfernung; steuern Sie in Gottes Namen vorüber, wenn es Ihnen beliebt.“ — Der Leser hat hier einen Beweis von dem Charakter des Geschichtschreibers der Konspiration des Herzogs von Orléans. Natürlich konnte Ludwig XVIII. nicht umhin, einen so würdigen Diener des Thrones zu belohnen; zwei bis drei unbedeutende Romane, und hauptsächlich die Bände im Küchenstyl, verschafften ihm aber nicht etwa das Amt eines Haushofmeisters, sondern, mit Erlaubniß zu sagen, die Stelle als Bibliothekar am Institut. — Montjoie zum Mitgliede der Akademie zu machen — — — nun wahrhaftig, er wäre es im ersten Anlaufe geworden, hätte er ihn gewagt. Die Pforten des Heiligthums der Unsterblichkeit waren damals weit offen, wie die einer Mühle, wenn es darauf ankam, Jemand — der Leser weiß ja wohl von welcher Farbe, einzuführen, auch kamen viele solcher Herren hinein. — Doch genug davon.

Wie wir sahen, konnten die unglücklichen Girondisten kein Asyl in dem Departement finden, dessen

Repräsentanten mehrere unter ihnen waren; ja Bordeaux wurde sogar der Schauplatz ihrer Hinrichtung. Nach dem 31. Mai sandte der Terrorismus einen seiner wildesten Beförderer in diese Stadt; Tallien, mit einem Beile bewaffnet, das nie ruhete, erneuerte in jener großen Kommun die scheußlichen Hinrichtungen des Konnetable von Montmorency, und blieb gewiß nicht hinter dessen Erpressungen zurück. — Zum Glück fand dieser finstre Antonius, wie sich ein geistreicher Schriftsteller ausdrückt, zu Bordeaux eine neue Kleopatra, die mit einem leichten Liebespfeil bewirkte, daß der Prokonsul das vertilgende Schwert aus der Hand verlor. Diese Kleopatra, Armide, Alleine ward die Schönheit, die Tallien's bisher mit Blut auf die Tafeln der Geschichte gezeichneten Namen in den Annalen jener Zeit mit blumigen Buchstaben niederschrieb.

Die fragliche Zauberin war eine Tochter des spanischen Banquiers Cabarus, und nannte sich damals Madame Fontenay. Sie befand sich zu Bordeaux in einer etwas abentheuerlichen Lage, und den Anfang ihrer Berühmtheit bezeichneten Anekdoten, die ich hier berichten muß.

Eines Tages erzählte man in den gesellschaftlichen Kreisen zu Bordeaux, eine reizende Bürgerin habe eine außerordentlich patriotische Rede verfaßt, die ein junger Patriot, Namens Julien, im Klub vorlesen wolle. Der gefällige Vorleser war, denke ich, derselbe Julien, der zur Zeit des Kaiserreichs verschiedene hö-

here Aemter bei der Armeeverwaltung inne hatte, und unter der Restauration als Julien de Paris bekannter geworden, mit dem achtbaren Amaury-Duval der Gründer der „Revue encyclopédique“ wurde. Man verdankt auch Herrn Julien eine Abhandlung über die Anwendung der Zeit, und ich glaube, der künftige Verfasser dieses Werkchens dachte seine Jugend sehr gut anzuwenden, als er zu Bordeaux der Vorleser von Frau von Fontenay wurde.

Die geschickt verbreitete Ankündigung von der patriotischen Rede einer reizenden Bürgerin erregte große Neugierde, und am nächsten Dekadi, dem zum Vorlesen bestimmten Tage, war das Lokal des Klubs gänzlich gefüllt. Gleich zu Anfange zeigte sich den Blicken der Anwesenden eine junge Dame in einem Amazonenkleide von dunkelblauem Casimir mit Kragen und Aufschlägen von rothem Sammt. Auf ihrem schönen schwarzen, à la Titus (damals eine ganz neue Mode) verschnittenen Haaren saß geschmackvoll und etwas auf der Seite ein mit Pelz verbrämtes Scharlachmützchen. Madame Fontenay war, sagte man, in diesem Costume außerordentlich reizend.

Die von Julien sehr ausdrucksvoll gelesene Rede erregte unbeschreiblichen Enthusiasmus, und den patriotischen Gemeinplätzen darin verschaffte die Bewunderung für die Verfasserin ein reelles Verdienst. Einstimmiger Beifall, eine schmeichelhafte Anrede des Präsidenten, die Ehren der Sitzung, kurz alle Belohnun-

gen einer Volksgesellschaft wurden der schönen Amazone zu Theil. Dieser erste Triumph war ermuthigend und den nächsten Dekadi erschien die Fontenay mit einer neuen Rede im Klub, und diesmal war dem etwas konventionellen Reize ihres Styls der wahre Reiz ihrer Stimme beigemischt. Die liebenswürdige Rednerin las selbst vor, und ihr Erfolg war berauschend.

Offenbar beschränkten sich einige der Bewunderer von Madame Fontenay nicht auf die Huldigungen im Klub. Acht Tage nach ihrer letzten Ovation erfuhr man, daß zwei Generale, von den Reizen dieser beredten Schönheit eingenommen, sich ihretwegen geschlagen hätten. Ich weiß nicht, ob sie, von dem Kampfe im Voraus unterrichtet, bei sich dachte: „Ein Liebhaber, der für uns stirbt, bringt Ruf und Glück!“ allein für den Augenblick erhielt die Zauberin noch nicht diese Vervollständigung ihres Ruhmes; denn einer der Seufzenden wurde blos verwundet, und sein Gegner, der General Ed. Colbert, mußte, wie es hieß, zu seinem Verdrusse hören, daß einige Tropfen Blut seines Rivals dessen Glück vollständig gemacht hatten. — Madame Fontenay mochte die alten Ritterromane studirt haben.

Bald darauf lernte diese Frau Tallien kennen, und machte sich so sehr zur Herrin seines Herzens, daß nicht die geringste Spur von Wildheit darin blieb. Wird der Mensch, wie der Tiger, wüthend in der

Liebe, so geschieht es nur, wenn seine Leidenschaft auf Widerstand stößt. Madame Fontenay wollte ohne Zweifel nicht, daß der Repräsentant ein Tiger bliebe, und gab sich voll Resignation in seine Klauen, von denen sie aber nicht zerrissen wurde. Der Wohlfahrtsausschuß wollte aber nur Tiger und keine Turteltauben zu Abgeordneten haben. Demnach rief er Tallien zurück und ließ ihn durch eine Deputation ersetzen, welche die Ströme von Blut abermals fließen machte, die durch die Liebe verstopft worden.

Während die gefällige Schönheit eine glückliche Veränderung in der Gironde bewirkte, bewies auch anderwärts ein Abentheuer von einem besondern Interesse, daß die unschuldige Schönheit auch einige Herrschaft über Verdorbenheit und Wildheit haben könne. Carrier, Deputirter des Konventes zu Nantes, hatte 132 Angeklagte nach Paris geschickt, um dort dem Revolutionstribunale übergeben zu werden. Die meisten dieser Gefangenen litten an einer Epidemie, die damals in den Gefängnissen herrschte, und mehrere Personen, die sich für sie interessirten, suchten vergebens ihre Versetzung in Spitäler zu bewirken. Endlich fiel es einem der menschenfreundlichen Bittsteller ein, zu Fouquier-Tinville, dem öffentlichen Ankläger, zu gehen.

Der gefällige Freund begab sich also in die Wohnung dieses schrecklichen Beamten, und fand dort nur die Frau irgend eines Sekretärs. Von dem Gegen-

stande des Gesuchs unterrichtet, erklärte diese Frau mit frecher Stirn, jeder Schritt bei dem Bürger Ankläger würde umsonst sein, wenn man nicht eine junge und hauptsächlich hübsche Bittstellerin damit beauftrage. Dies Geständniß war deutlich und nicht leicht mißzuverstehen, und der Freund berichtete dies Resultat den Verwandten der unglücklichen Gefangenen.

„Ich will gehen," sprach nach einem tiefen Seufzer ein junges Mädchen aus Nantes, dessen Vater an der Epidemie krank lag.

„Aber, meine Beste," erwiderte verdrüßlich der, welcher die Bedingung bekannt gemacht, „unschuldig und rein, wie Sie sind, wissen Sie gar nicht, welcher Gefahr Sie sich aussetzen."

„Warum nicht? Mein Vater wird morgen todt sein, wenn er nicht heute das infizirte Gefängniß verläßt, und verlangte Fouquier mein Leben, so würde ichs ihm geben. Kann er noch mehr fordern?"

Die Anwesendan betrachteten das unschuldige Mädchen. Sich ihrer Absicht ferner zu widersetzen und ihr das Unglück, das sie erwartete, zu entdecken, wäre grausam gewesen. Man ließ sie also gehen.

Fräulein M... fand den öffentlichen Ankläger in seinem Kabinet allein. Die geschwollenen, in Thränen schwimmenden Augen des armen Kindes, die Verlegenheit und Unschuld einer Jungfrau von 17 Jahren, deren Gegenwart allein sagte: „Da bin ich;

machen Sie mit mir, was Sie wollen," sowie ein Funke von Rechtschaffenheit, von dem sich Fouquier in diesem Augenblicke angeregt fühlte, kurz Alles war der unschuldigen Bittstellerin günstig. Er hieß sie sich setzen, und forderte sie auf, ohne Furcht ihr Gesuch vorzubringen.

„Ich will Ihnen gefällig sein," erwiderte Fouquier, nachdem er sie mit Interesse angehört.

„So werde ich Ihnen das Leben meines Vaters danken!" rief das Mädchen.

„Das Leben eines Menschen — mir verdanken," murmelte der Terrorist in den Bart; „diese Worte haben einen Reiz, den ich nicht vermuthete. — Ich will Ihnen dienen," fügte er lauter hinzu, „aber ich wünsche, Sie heute um zwei Uhr in den Tuilerien, auf der Terrasse am Wasser, zu treffen."

„Ich werde dort sein," erwiderte das Mädchen, plötzlich ihre großen, blauen Augen mit langen Wimpern aufschlagend.

„Ich rechne auf Ihre Pünktlichkeit," meinte in halb sanftem, halb strengem Tone Fouquier.

„Bürger, mein Vater ist dem Tode nahe."

„Ja — ja, ein Vater, das ist allerdings etwas, um zwei also."

„Um Zwei," wiederholte in einem unbeschreiblichen Tone das Mädchen, verbeugte sich dann tief, und ging.

Fräulein M... war sehr pünktlich auf der Ter-

rasse am Wasser, und kaum befand sie sich da, so näherte sich ihr ein kleiner, ziemlich dicker Mann im blauen Ueberrocke, den Hut in die Augen gedrückt; es war Fouquier. Bei der Bittstellerin angekommen, grüßte er sie, redete sie höflich an und bot ihr seinen Arm, wie seinen Regenschirm an, da es zu regnen anfing.

Beide wandten sich nun nach dem Pont-Tournant, und gingen schräg über den Revolutionsplatz. Am Fuße des Schaffots fühlten die beiden in einander geschlungenen Arme ein wechselseitiges Schaudern. Fouquier dachte ohne Zweifel an die schreckliche Ernte, die er täglich diesem, jetzt unthätigen Stahle zusandte, an dem aber kaum das Blut erkalten konnte. Fräulein M... mochte dagegen das schmähliche Opfer im Sinne haben, das sie dem Lieferanten dieser Maschine zu bringen im Begriffe war.

Endlich befanden sich Fouquier und die Bittstellerin zu Gros-Caillau und traten in ein elegantes Wirthshaus. Der öffentliche Ankläger verlangte ein Kabinet, und sofort stand der Antigone von Nantes ihr Opfer vor Augen. Im siebzehnten Jahre ist die Unschuld eines Mädchens von Stande nie bis zur völligen Unwissenheit unerfahren.

Ein bescheidenes Mahl wurde aufgetragen, wovon aber Beide wenig genossen. Im Herzen des Jakobiners entspann sich ein Kampf, dessen eben so befremdender, als unerwarteter Ausgang war, ihn so schüch-

tern, als das Mädchen zu machen, die sich ihm überlassen hatte. Fouquier sprach so wenig, daß mehrmals, um ihre eigne Verlegenheit zu mindern, Fräulein M... das Wort nahm. Der Amphitryon antwortete dann sanft, und in seinen Augen lauerte nicht der kleinste feindselige Ausdruck. Oefters zeigte sich sogar eine Art Milde darin, die sich mit der stummen Sprache des Mitleids mischte. Nichts konnte seltsamer sein, als was jetzt im Innern Fouquiers vorging. Einmal begegnete die Hand des Fräulein M... auf dem Tische der des öffentlichen Anklägers; sie zitterte.

Endlich legte Fouquier gelassen seine Serviette weg, und sagte sehr freundlich: „Ich bin zu Ihrem Befehl.“ — Bisher hatte weder ein Wort, noch eine Geberde, noch der geringste Schein einer entehrenden Absicht der Bittstellerin ihr Vertrauen bereuen lassen.

Fouquier bezahlte und erneuerte das Anerbieten seines Arms und Regenschirms. Wieder vor dem Schaffot angekommen, zog der öffentliche Ankläger Fräulein M... stark nach der rechten Seite, um möglichst weit davon vorbei zu kommen. — O Macht der Schönheit! empfänden dich alle Despoten!

Als Fouquier mit seiner Begleiterin die Terrasse der Tuilerien erreicht hatte, wo er sie vorher gefunden, zog er mehrere in Quart gebrochene Papiere aus der Tasche, und sie Fräulein M... übergebend, sprach er, nicht ohne Gefühl: „Hier sind die nöthigen Befehle

zur Versetzung aller kranken Gefangenen aus Nantes in die Hospitäler. Ihnen verdanken sie diese Gunst, und Sie können, Gott sei Dank, sagen, um welchen Preis. Ihr unschuldiges Vertrauen hat diese Eroberung gemacht, und ich fühle, daß ich mich über Ihren Sieg freuen könnte. Adieu."

Fouquier entfernte sich so schnell, daß die M... ihm nicht danken konnte. Sie that dies daher in einem Briefe, den sie noch denselben Abend in seinem Hause abgeben ließ. Man hat mir versichert, das Mädchen habe bei ihrer Rückkehr nach Nantes geäußert: „Als ich den Mann, der einen so furchtbaren Ruf hatte, zum ersten Male anredete, glaubte ich eine Hyäne zu erblicken, und den Tag nachher, als er mir so zart einen Dienst geleistet, hätte ich ihm meine Hand, wenn er sie verlangt, wenn nicht ohne Widerstreben, doch gern, und vielleicht mit Vergnügen gegeben."

Alles bisher Berichtete ist historisch; nun folgt aber ein romantischer Zusatz. Wie man 1793 sagte, ging Fouquier nach dem Abentheuer auf der Terrasse der Tuilerien mit dem Blute etwas sparsamer um, und öfters geschah es, daß er ein Papier aus der Tasche zog und einige Augenblicke darauf sah. Dann wurde seine Stimme sanfter, seine Worte waren weniger grausam und seine Urtheile nicht so verhängnißvoll. — War dies Papier etwa jener Brief?

Noch habe ich von Lyons Unglücke zu wenig gesprochen. Nach ihrer Unterwerfung wurde diese Stadt die „befreite Kommun" genannt, und allerdings war sie befreit, nämlich von ihren Gebäuden und Einwohnern. Die Freiheit der Wüste und das Schweigen des Todes herrschte dort. Collot d'Herbois und Fouché, die Träger der Donner der Nationalrache, wie sie sich ausdrückten, vernichteten in Masse. Der Konvent hatte der Stadt eine militärische Züchtigung zugedacht, und sie ward mittelst Kanonen vollzogen. Täglich zermalmten diese, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, Haufen von Einwohnern, und verwandelten sie in einen schrecklichen Klumpen zuckenden Fleisches. Zugleich nivellirten Wuth und Raubsucht der Proconsuln die Vermögensumstände, indem sie sich des Goldes bemächtigten, die Häuser demolirten, die Fabriken verwüsteten, die Magazine plünderten, und über die ganze Bevölkerung die Gleichheit der Armuth und des Elends brachten. Die Proklamationen von Collot d'Herbois und Fouché übergehe ich hier; ihre in einer Menge von Erzählungen aufgetischte, blutige Rhetorik hat auf Viele wie ein schwerer Traum gewirkt, was ich meinen Lesern ersparen will. Nur einige Züge aus der Katastrophe von Lyon mögen hier nachträglich eine Stelle finden.

Ein wesentlich charakteristischer Zug von Lyon's Unglücke und den Anstiftern desselben ist in dem

Werke enthalten: „Le Cri de vengeance des Lyonais," aus dem ich ihn entnehme.

Am 22. December 1793, heißt es in jenem Buche, gaben Collot-d'Herbois und Fouché ein glänzendes Gastmahl in des Letztern Wohnung. Die Gesellschaft bestand aus dreißig Jakobinern und zwanzig öffentlichen Mädchen. Die Speisen waren ausgesucht, die Weine köstlich, und eine im Nebenzimmer verborgene Musikbande spielte während des Banketts patriotische Lieder nebst dem Quatuor von Lucile (où peut-on être mieux etc.), das so oft durch unwürdige Anwendungen profanirt worden ist.

Als nun der Wein in den Köpfen zu wirken begann, wurde plötzlich ein breites Fenster geöffnet, das auf den Kai der Rhone ging. Davor zeigte sich ein geräumiger Balkon mit eleganten Draperieen von karmoisinrothem Sammet verziert, von dem Festons gebildet, und mit goldenen Schnüren befestigt waren. Die Gäste fragten, was dies bedeute, und einer der Amphitryonen erwiederte lachend: „Habt nur etwas Geduld." — Die Bachantinnen mit den vor Trunkenheit wilden Blicken und der doppelten Röthe des Weins und der Wollust auf den Wangen, blieben auf dem Schooße ihres Geliebten des Augenblicks, und ohne sich darum zu kümmern, ihre ganz entblößten Beine wieder zu bedecken, oder das Halstuch wieder zu ordnen, das eine brutale Huldigung verschoben hatte; so fuhren sie fort das konische Glas zu erheben,

worin eins der Elemente ihrer Trunkenheit moussirte und schäumte.

Endlich erschien, und mit Schaudern schreibe ich es nieder, eine ganze Compagnie Opfer, hundert und zwei und neunzig Lyoner, die dem Tode geweiht waren, um den Nachtisch des Prokonsuls zu vervollständigen. Dabei dauerten die Musik und die obscönen Reden immer fort, und Handlungen, die jederzeit abscheulich gewesen, die aber unter diesen Umständen schauderhaft waren, gingen während dieser Schlächterei vor sich.

Aber die Lyoner übertrieben gewiß aus Rache diese Schreckniſſe, sonst hätten Collot-d'Herbois und Fouché ja Heliogabal und Nero übertroffen. — Diese Tyrannen des Alterthums kamen auf den hölliſchen Einfall, Blutvergießen und Wolluſt zu verbinden; allein nie opferten sie 192 Menschen auf einmal.

Wenn eine junge und schöne Frau Collot-d'Herbois um das Leben eines Gatten, eines Vaters oder Bruders bat, so konnte sie nur um den Preis ihrer Ehre diese Gnade erhalten; ja öfters hielt nicht einmal der ruchlose Terroriſt nach Aufopferung der Unglücklichen sein Versprechen.

„Ich habe einen schlechten Handel gemacht," sprach er mit abscheulichem Lachen, „und bin der Republik eine richtigere Bilanz schuldig."

Eines Tages kamen auch zwei Lyonerinnen wegen ihrer Gatten zu diesem Konventsmitgliede. Collot-d'Herbois befand sich nebst Fouché am Fenster.

„Irre ich mich nicht," begann er zu Letzterem, „so wollen die beiden Frauen, die eben in mein Haus traten, um die Erhaltung irgend eines schuldigen Hauptes bitten. Sie sind teufelmäßig häßlich, und sie mit einer abschlägigen Antwort zu entlassen, würde zu wenig sein; ihre Kühnheit verdient exemplarisch bestraft zu werden.

„Wende meine Erfindung von Nevers auf sie an."

„Welche?"

„Eine Ausstellung von drei bis vier Stunden auf der Guillotine."

„Du hast wahrhaftig Recht; das würde uns Jeremiaden und Thränenströme ersparen, mit denen wir täglich überhäuft werden, und wollen wir Weiber haben — —"

„So nehmen wir sie uns."

„Du triffst den Nagel auf den Kopf, Kollege."

Collot-d'Herbois hörte nun kalt das Gesuch der zwei Lyonerinnen an, deren Gatten Chalon und Barmont hießen, und erwiederte dann:

„Ihr Verlangen giebt ein übles Beispiel, und ich glaube, daß es den Instruktionen des Konvents widerspricht, der den Tod der Verräther will. Dieser Schritt ist also eine offne Verletzung der den Gesetzen der Republik schuldigen Achtung. Es ist endlich Zeit, dieser Art von Rebellion einen Damm entgegen zu setzen."

„Gensd'arme!" rief Collot mit lauter Stimme.

„Was befehlen Sie, Bürger Repräsentant?" fragte der eintretende Militär mit fühllosem, breitem Gesicht.

„Führt diese Frauen zur Guillotine."

Die Unglücklichen stießen bei diesen Worten ein herzzerreißendes Geschrei aus.

„Nur Geduld, halten Sie mich für so blutdürstig?" — Dann fügte er, zu dem Gensd'armen gewendet, hinzu: „Diese Frauen sollen an die beiden Säulen des rächenden Instruments gebunden werden, dort sechs Stunden bleiben, und sind dann zu entlassen."

„Sehr wohl, Bürger Repräsentant," erwiderte der Mann mit dem weißbesetzten Hute; „ich will das dem diensthuenden Nachrichter sagen."

Und die Frauen Chalon und Barmont entfernten sich weinend mit dem gehorsamen Werkzeuge, das die Befehle des Repräsentanten empfangen hatte.

Die erste Sorge der Bevollmächtigten des Konvents nach ihrer Ankunft zu Lyon war gewesen, wieder einen Jakobinerklub zu errichten. „Dort," meinten sie, „wird der Patriotismus wieder neues Leben gewinnen." — Ohne Zweifel nährte man sich daselbst von den Inspirationen eines Chalier, der auf der Tribune rief: „Die nationale Regeneration geht nur langsam vorwärts; man sollte ein Instrument erfinden, das 20,000 Köpfe auf einmal abschlüge. Hier sogar, unter uns, Brüder und Freunde, kenne ich fünf-

hundert Köpfe, die mit dem Tyrannen gleiches Schicksal verdienten. Auf Verlangen könnte ich die Liste davon liefern, und es bliebe Ihnen nur noch übrig, zu treffen, oder — getroffen zu werden," fügte er in einem Tone hinzu, den er für jovial hielt.

In einer andern Sitzung zeigte Chalier, voll heiterer Laune, der Versammlung ein Gemälde, das Christus am Kreuze vorstellte, und rief: „Der Tod der weltlichen Tyrannen ist nicht hinlänglich; auch den Tyrannen der Seelen muß man vernichten." — Sofort zerriß er das Bild, warf die Stücken zur Erde, und trat sie wüthend mit Füßen. Wer an den Teufel glaubte, mußte wirklich Chalier in diesem Augenblicke für von ihm besessen halten — und dieser Jakobiner, dieser revolutionäre Dämon, war Priester gewesen.

Man hat behauptet, daß während der langen Todesangst der Lyoner die Kommissäre des Konvents in dieser Stadt eine künstliche Hungersnöth bewirkten, um ihrer Zerstörung sicherer zu sein. Der Deputirte Cusset schrieb an Personen, die deßhalb Besorgnisse äußerten:

„Kein Mensch stirbt Hungers neben dem Mehlsacke. Wollen Sie wissen, was auf Ihre Lage paßt: „Sterben, oder morden Sie."

Hier sind auch einige Zeilen, die Collot-d'Herbois an den Konvent schrieb, und die das ganze Unglück Lyon's zu Ende von 1793 schildern: „Minen sollen

die Zerstörung beschleunigen; die Mineurs beginnen ihre Arbeiten noch heute, und in zwei Tagen werden die Gebäude von Bellecourt in die Luft fliegen. Dann werde ich sehen, wo dergleichen Mittel weiter gegen proscribirte Gebäude anzuwenden sind." — — Proscribirte Gebäude!!!

Wer dem Faden dieser schauderhaften Erzählung nicht gefolgt ist, wird glauben, es handle sich darum, ein Festungswerk zu schleifen, oder irgend ein Etablissement, wovon etwa eine feindliche Armee Vortheil ziehen könne. Was werden aber solche Leser denken, großer Gott! wenn sie hören, daß diese Mittel der Zerstörung gegen die zweite Stadt Frankreichs angewendet wurden — und zwar von Franzosen!!!

Wahrscheinlich entsprachen die Mineurs, deren Arbeiten Collot-d'Herbois dem Konvente angekündigt, nicht der Erwartung der Zerstörer von Lyon; denn 1794 fand der Repräsentant Couthon in jener geplünderten Stadt noch genug Häuser von Königsfreunden zu zerstören. Ich berichte hier gleich von dieser Vervollständigung des Unglücks der Stadt. Man sah damals Couthon, frisirt, au Givre gepudert, geputzt und parfümirt, auf einer Art von Palanquin von vier kräftigen Jakobinern durch die Stadt getragen werden, die bei dieser Sklavenfunction mit der Freiheitsmütze bedeckt waren. Wenn er vor einem Hôtel ankam, ankam, das stets ein zu demolirendes Gebäude war, klopfte er leise mit einem kleinen silbernen Hammer

daran, und sprach in einem Tone, süßer, als der Klang der Flöte: „Ich schlage dich ein, zwei, dreimal, im Namen der einigen und untheilbaren französischen Republik.“ — Wer in acht Tagen wieder an diesen Ort kam, fand nur noch einen Haufen Steine. Schwerlich hat jemand irgendwo eine so angenehme Manier zu zerstören gesehn. Couthon war wirklich ein allerliebster Bösewicht.

Zu Paris bot die Tragödie von 1793 mannigfaltigere Szenen dar; überhaupt muß man jene ganze Epoche von allen Seiten kennen, um beurtheilen zu können, wie weit sich das menschliche Herz bei Revolutionen verirren kann. Doch, die nur erwähnte Tragödie hatte, wie Shakespeare's Stücke, auch ihre Episoden von unedler Färbung.

Es war am 7. November, als der konstitutionelle Bischof von Paris, Namens Gobel, mit seiner Klerisei in den Konvent kam, um nicht nur den katholischen Kultus, sondern die ganze christliche Religion abzuschwören. Eine trunkene Menge begleitete ihn, die Esel und Maulthiere mit Chorröcken und Meßgewändern bekleidet, ihnen die Stola um den Hals gehangen, und auf ihren langen Ohren Bischofs- und Priestermützen befestigt hatten. Dieser zügellose Haufen, der die schändlichsten Verwünschungen gegen Christus und die Heiligen ausstieß, erbrach bei dieser Gelegenheit die Kirchen, raubte die dort noch übrigen, heiligen Gefäße, und schleppte sie durch die Gossen, ließ sie aber

nicht etwa darin. Mehrere Wochen hindurch erhielt der Konvent die Abschwörungen rießweise. Die Terroristen bebten vor dieser Entwürdigung einer Religion zurück, die sich auf den Glauben von achtzehn Jahrhunderten gründete. Ein Jakobiner verlangte, diese ganze schmutzige Masse von Verleugnungen dem Komité des öffentlichen Unterrichts zu überweisen. Später dekretirte der Konvent, daß dieser Komité in kürzester Frist einen Plan zu einer vernünftigen und bürgerlichen Religion vorlegen solle. Von da an dachte David, der sich als Maler am Geschicktesten dazu hielt, an diesen dringenden Gegenstand, und fing an, verschiedene Figuren von Göttern und Göttinnen zu zeichnen, die er seine Skizzen von Gottheiten nannte. Ich weiß nicht, wie lange er skizzirte; denn erst 1794 nahm der Konvent die Göttin der Vernunft an. Bemerkt muß werden, daß Grégoire, ein ebenso feuriger Republikaner, als eifriger Katholik, jede Zumuthung, seine Eigenschaft als Priester und seinen Glauben abzuschwören, zurückwies. „Ich glaube," erwiederte er; „den Cultus meiner Väter zu verstehn, und werde nie darauf verzichten. Wollte man mich dazu zwingen, so würde ich an den Altar flüchten, und ihn, nöthigen Falls, mit dem Blute eines neuen Märtyrers bespritzen."

Da ich von einem Märtyrer spreche, kommt ganz natürlich der Name Bailly's in meine Feder; denn dieser ehemalige Maire von Paris wurde den 11.

November 1793 geopfert. Fouquier-Tinville hatte ihn nur wegen der von den Jakobinern sogenannten Metzelei des Marsfeldes angeklagt; allein dies war nicht der eigentliche Grund der Hinrichtung eines der rechtschaffensten Männer der Revolution. Orléans hatte bei seiner Verurtheilung geäußert: „Ich bin nicht unwillig über den Konvent; meine Verurtheilung kommt höher und weiter her.“ — Dasselbe konnte Bailly sagen; jeder denkende Pariser war damals der Meinung, daß der Wohlfahrtsausschuß eine im Auslande gesprochene Sentenz gegen den Präsidenten vom Ballhause vollstrecken lasse.

Uebrigens zeigte man sich gegen diesen Unglücklichen ganz besonders leidenschaftlich; zu seiner Hinrichtung wurde ein besonderer Ort bestimmt, nämlich der Platz am Eingange des Marsfeldes nach dem Flusse zu, weil er am 17. März von da her vorgedrungen war. Man dachte ihm aber auch noch eine lange Marter zu.

Auf dem Wege zum Schaffote, der eine Stunde dauerte, hatte Bailly alle Arten von Beschimpfungen auszuhalten; man spie ihn an, warf ihn mit Koth, und schlug ihn mit Stangen auf den Kopf und ins Gesicht, so daß ihm Blut aus Mund und Nase quoll.

An dem Orte der Hinrichtung mußte der Verurtheilte vermöge eines Befehls, ich weiß nicht von wem, fast eine Stunde warten, und dies ohne Rock,

dessen man ihm absichtlich beraubt hatte, während eines heftigen Novemberregens. Allein Bailly verleugnete seine Philosophie, oder vielmehr englische Resignation, keinen Augenblick.*) Der Exmaire starb auf diese Art schon über Dreiviertelstunde, als sich ihm ein Schmied näherte, und da er ihn zittern sah, begann:

„Du zitterst vor Furcht, Bailly."

„Vor Kälte, mein Freund," erwiederte sanft der Verurtheilte.

In der That sprach er die Wahrheit; denn sein Hemde war durchnäßt, und von seinen herabhängenden Haaren träufelten Wasser und Blut. Endlich machte die hülfreiche Guillotine, gegen vier Uhr Nachmittags, seinen Leiden ein Ende. Wenige Heilige der Legende hatten so viel zu leiden, und ich wiederhole es, Bailly war der tugendhafteste, wohlwollendste und weiseste Mann der Revolution. Sein einziger Fehler, und leider war er kapital, hatte darin bestanden, sich in

---

*) In den Skizzen der Revolution von Dulaure heißt es: „Er sollte eben das Schaffot besteigen, als einer der anwesenden Barbaren rief: „Die heilige Erde des Feldes der Föderation darf nicht von dem Blute dieses Böswichts besudelt werden." — Sofort nahm man das Schaffot auseinander, um es in einem Graben wieder zusammenzusetzen, wodurch die Marter des Delinquenten um drei Stunden verlängert wurde." — Dies ist ein Irrthum; denn die Versetzung des Schaffots dauerte keine Stunde, und war dies nicht lange genug?

jene öffentliche Welt gewagt zu haben, wo seine Tugenden nur selten Anklang finden konnten, und unzählige Feindschaften erregen mußten. In einer Zeit tiefer moralischer Verderbniß klagt man grade die Tugend an; Bailly ließ sich, wie Lafayette, von gleißnerischen Worten täuschen, die er für baare Münze nahm; indeß wurde er wenigstens nur einmal hintergangen.

Wer hätte nicht von Linguet gehört, dessen gedrungene, erfinderische und gewandte Logik mit der mächtigen Satyre Gilberts und der boshaften Kritik Fréróns verbunden, vielleicht das Einzige waren, was sich der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts mit Erfolg entgegen setzen ließ; öfters sind nur die Scharmützel des Witzes nöthig, um eine große Armee von Principien in die Flucht zu schlagen. Tritt aber das Volk selbst auf den Kampfplatz, was können dann die Raisonneurs thun, die nur Theorien zu bekämpfen gewohnt sind? Nach einem bewegten Leben, das von der Proscription nicht verschont geblieben, zog sich Linguet in eine kleine Kommun an der Seine zurück, zu deren Maire er gewählt worden. Er regierte seinen kleinen Staat zur Zufriedenheit der Einwohner; allein der Verkleinerer von Montesquiou, der Feind der Encyclopädisten und der Panegyrist der orientalischen Regierungen, konnte nicht der Freund der Republik von 1793 sein. Der Wohlfahrtsausschuß beobachtete daher Linguet, wie ein lauernder Hund den Hasen auf sei-

nem Lager. Eben so klug, wie letztres Thier, sagte sich jeden Morgen der Verfasser der Annalen des achtzehnten Jahrhunderts: „Freund Linguet, du hast genug Verfolgungen ausgehalten, sei vorsichtig. Der Sturm, der eben den ältesten Thron Europa's zerschmetterte, würde mit seinem leisesten Hauche deine ganz kleine Existenz beseitigen.“ — Trotz dem wurde er im Oktober seiner Dunkelheit entrissen, und in La Force mit den Girondisten eingekerkert. Champagneux, ein Freund des Scherzes, hatte hier immer seinen Spaß mit ihm.

„Sie können nicht in Verlegenheit sein, Bürger Linguet,“ begann er einstmals zu ihm, „aus diesem Gefängnisse zu kommen.“

„Bürger? — Bürger?“ — erwiderte der berühmte Advokat. „Auf diesen Namen verzichte ich hier.“

„Ich glaub' es wohl.“

„Und Sie wollen diese Benennung beibehalten? Ueben Sie doch einmal Ihr Bürgerrecht aus unter Schloß und Riegel?“

„Sie haben Recht; allein Sie können sich den Titel eines Bürgers wieder verschaffen, wenn sie wollen. Wer durch die Bastillen der Kaiser und Könige gegangen ist, muß ohne Mühe die Riegel von La Force öffnen können.“

„Lieber Freund, der Schlüssel, mit dem ich die monarchischen Bastillen öffnete, würde wie Glas im

Schlosse Ihrer demokratischen Bastillen zersplittern. Uebrigens," fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „geht der Krug so lange zu Wasser, bis er bricht."

Nach einer Haft von mehrern Wochen wurde Linguet vor's Revolutionstribunal gestellt. Seine Richter überhäuften ihn erst mit bittern Spott, wegen seiner Theorie von der Sklaverei, und nach diesen kannibalischen Späßen sandten sie den talentvollen Mann aufs Schaffot.

Linguet hatte auf dem Wege zur Ewigkeit eine ausgezeichnete Begleitung. Frau von Soulanges, die Aebtissin, welche mit allen ihren Nonnen an demselben Tage, wie der berühmte Advokat, zum Tode verurtheilt worden war, und in der Gesellschaft dieser frommen und gewiß unschuldigen Schwestern ging er zum Tode. Ein sehr rührendes Schauspiel war ihm noch in seiner letzten Stunde vorbehalten.

Sobald nämlich die Nonnen auf dem Karren waren, stimmten sie das Veni Creator an, und nicht Eine schloß sich aus. Von der Konciergerie bis zum Revolutionsplatze erhob sich diese sanfte und reine Melodie zum Himmel. Das Volk schrie und schmähte an diesem Tage nicht, sondern — betete. Als die Nonnen am Fuße des Schaffots ankamen, wurde ihr Gesang nicht unterbrochen; ein Kopf fiel, und eine Stimme erlosch; allein das Koncert dauerte fort. Zuletzt sang noch die Aebtissin allein, und suchte durch Anstrengung ihrer Stimme zu ersetzen, was der Tod

dieſer Harmonie an Reiz und Stärke genommen. Endlich hörte der Geſang auf; allein Linguet, der dieſe Reihe von Opfern beſchloß, glaubte gewiß noch immer jene ſüßen Töne, den Vorgeſchmack der Melodien der Engel, in den Lüften zittern zu hören.

Ich habe ſchon mehrfach die hohe Reſignation geſchildert, welche die Opfer des Terrorismus auf dem Wege zum Tode zeigten; doch möge hier noch ein Zug muthiger Verzweiflung aus jener traurigen Epoche folgen. Ein Bürger, ſtrafbar wegen ſeines Adels und ſeines Reichthums, ſah die Schergen des Revolutionstribunals zu ſich eintreten, welche ihm den Befehl brachten, ſich dahin zu begeben. Der Unglückliche, der ſein trauriges Geſchick vorausſah, rief ſofort: „Ihr ſeid Böſewichter; Ihr kommt, um mich zu morden und dann mein Vermögen zu ſtehlen; allein wenigſtens ſollt Ihr nicht meine Henker ſein.“ — Schnell zog er nun ein Piſtol hervor und zerſchmetterte ſich den Kopf. Sein Gehirn beſpritzte die Kleider der Agenten des Terrorismus ſo, daß ſie denen, die ſie geſchickt hatten, damit den ſchrecklichen Beweis von der Erfüllung ihrer Sendung überbringen konnten.

Es giebt indeß gewiſſe Entwürdigungen der Seele, die mit dem Muthe, ihrer edelſten Eigenſchaft, unverträglich ſind. Hierher gehört die Wolluſt mit allen den weichlichen Leidenſchaften, die ihr zum Grunde liegen oder die Folge davon ſind. Der Tod der Du-

barri besudelte vielleicht allein mit einem Flecken von Feigheit jene sonst vom Heroismus des Märtyrerthums glänzende Periode. Habsucht hatte diese alte Kourtisane nach England geführt, und dieselbe Leidenschaft brachte sie auch wieder zurück. Nachdem sie im Auslande den Ertrag ihrer Diamanten sicher untergebracht, kehrte sie nach Frankreich zurück, um zu versuchen, wieder zum Besitz ihrer Güter zu kommen, die noch nicht verkauft waren. Dieser doppelte Grund war ihr Verderben; zuerst angeklagt, der Republik Reichthümer entzogen zu haben, wurde sie dem Revolutionstribunale übergeben. Hier ziemlich gut vertheidigt, wäre sie vielleicht gerettet worden, als man sie durch eine den Richtern zugekommene geheime Angabe überführte, zu London um den Tyrannen Trauer getragen zu haben. Nun war sie verloren. Auf dem Wege zum Schaffote stieß die ehemalige Favorite durchdringendes Geschrei aus; man mußte sie hinauf tragen, und des Gebrauchs ihrer Arme beraubt, die auf den Rücken gebunden waren, suchte sie sich mit den Füßen am Geländer des Schaffots anzuklammern, und ihr Geschrei verdoppelte sich bis zu dem Augenblicke, wo ihr Kopf fiel. Welch ein Unterschied zwischen so übermäßiger Schwäche und den frommen Gesängen jener Nonnen.

„Die hat e'mal geschrieen," meinte eine Fischerin zu ihrer Nachbarin, als sie sich nach der Hinrichtung entfernte. „Schrieen Alle so, käme ich nicht

wieder hierher.“ — In dieser Aeußerung liegt eine ganze Abhandlung von der Volksmoral. Zu derselben Zeit ereignete sich vor dem Revolutionstribunale ein fast wunderbarer Umstand, nämlich die Freisprechung eines Angeklagten, und dieser Angeklagte war — Talma. Der Leser wird sich erinnern, daß zu Ende von 1792 dieser Schauspieler mit David ein Fest angeordnet hatte, welches von Demoiselle Candeille am Théâtre français Dumouriez gegeben wurde. Talma wurde deshalb als Föderalist und Mitschuldiger von Dumouriez beim Revolutionstribunale angeklagt. Der Angeber erklärte in einer anonymen Schrift, das Fest sei bei dem Angeklagten selber gewesen, und dieser habe aus seinem Hause einen Mittelpunkt der Verschwörung gemacht. Es ließ sich leicht durch Zeugen beweisen, daß diese Angabe verleumderisch war, und der französische Roscius entging dem Tode.

In jener Zeit, wo Hinrichtungen so häufig waren, gewährte der Ort der Exekutionen, wie ein Schriftsteller der Epoche sagt, einen schauderhaften Anblick. Die Erde konnte nicht alles Blut trinken, was die Henker vergossen. Manchmal, wenn die Verurtheilten zahlreich waren, hörten die Zuschauer das Blut von der Guillotine herabfließen. Auf dem Boden bildeten sich davon Pfützen, und wenn die Vorübergehenden zufällig hineintraten, verbreitete sich die Spur davon weit über das Pflaster. Später schaffte man die Guillotine nach der Barrière du Trône, und

die unglücklichen Schlachtopfer hatten nun einen Todeskampf von anderthalb Stunde auszuhalten.

Wie erwähnt, öffnete Toulon am 27. August seine Thore den Engländern, und erst am 19. December konnte die Republik den Platz wieder nehmen. Der General Carteaux, ein Mann von hohem Wuchs, aber kleinem Talent, war Anfangs mit der Wiedereroberung beauftragt, und er kommandirte noch dort, als vor Toulon ein junger Artillerieoffizier ankam, der in Bezug auf Wuchs und Talent gerade das Gegentheil des Generals Carteaux war. Dieser Offizier, der sich Bonaparte*) nannte, sollte die Artillerie vor

*) In den Memoiren der Herzogin von Abrantes, Band I. S. 43, befindet sich folgende Notiz: „Als Konstantin Komnenus 1676 an der Spitze einer griechischen Kolonie in Korsika landete, hatte er mehrere Söhne bei sich, von denen einer Kalomeres hieß. Dieser Sohn wurde von ihm mit einem delikaten Auftrage zum Großherzoge von Florenz gesandt; allein noch ehe er zurückkehrte, starb Konstantin. Der Großherzog behielt den jungen Griechen bei sich, und dieser, auf Korsika verzichtend, ließ sich in Toskana nieder. Nun heißt aber Kalomeros, wörtlich ins Italienische übersetzt, Bella parte oder Buona parte. Später kam ein Kalomeros nach Korsika zurück, wo seine Nachkommen die Familie Bonaparte bildeten."

Ursprünglich schrieb sich diese Familie wohl Buonaparte; ich sehe aber nicht ein, warum die Legitimisten so beharrlich in den fraglichen Namen das U wieder eindrängten, welches Napoleon daraus entfernt, und uns dies U als eine Art von Injurie darstellen.

Toulon kommandiren. Carteaux und seine Gattin, eine große Frau, die wenigstens eben so viel wie ihr Gatte kommandirte, empfingen Bonaparte ziemlich frostig. Wahrscheinlich dachten sie, ein Militär, der nur 75 Pfund wiege, könne kein außerordentliches Genie sein. Sie sagten ihm ins Gesicht, daß sie nicht begriffen, warum der Konvent ihn gesendet habe, indem Toulon durch die treffliche Aufstellung der Batterien schon so gut wie erobert sei. Zum Beweise dieser Behauptung führte Carteaux den Ankömmling nach den Höhen, wo sich die Batterien befanden, und Bonaparte hatte nur die Kleinigkeit daran auszusetzen, daß die Kugeln funfzehnhundert Klaftern vor dem Platze einschlugen.

Jetzt fing man im Hauptquartiere an zu glauben, der junge Offizier, obgleich von dem Gewicht einer magern Ziege, könne doch wohl im Kriegsrathe schwer wiegen. Madame Carteaux, die es über sich nahm, die Stabsoffiziere ihres Gatten zu beurtheilen, meinte, Bonaparte scheine wirklich Talent zu haben, und man würde gut thun, seinen Ansichten zu folgen. Von nun an konnte dieser Offizier mit der Artillerie machen, was er wollte, und der künftige Besieger Europa's warf den Engländern in eisernen Kugeln die ersten Elemente seines ungeheuren Rufs zu.

Bald kam Dugommier an Carteaux Stelle; allein auch dieser neue General glaubte nichts Besseres thun zu können, als sein Vertrauen Bonaparte zu

überlassen, der die Belagerungsarbeiten kräftig betrieb.

Noch trennte ein weiter Zwischenraum das bescheidne Haus, wo unser junger Artillerist sein Hauptquartier aufgeschlagen, von dem Palaste der Tuilerien; der armselige, wurmstichige Tisch, auf dem er seine Angriffspläne entwarf, glich keineswegs dem mit Goldmalerei verzierten Bureau, an dem der Kaiser 1810 über die Eroberung der Welt nachdachte; die elende, aus den Kasernen von Marseille entlehnte Matratze, auf der Bonaparte seinem Körper, der so schwächlich war, wie sein Glück, einige Stunden Ruhe gönnte, ließ nicht das Geringste von dem Lager ahnen, dem Meisterstücke Jakobs, wo der Günstling des Glücks neben der Kaisertochter ruhen sollte; endlich war der vom Wind bewegte Oelbaum, unter den sich Bonaparte Abends setzte, um ehrgeizigen Träumen nachzuhängen, ein ziemlich schwaches Vorspiel von den üppigen Gebüschen und den duftenden Orangenalleen mit den Doppelreihen weißer Statuen, von denen dieser abendliche Träumer einst sagen konnte: „Das Alles ist mein — mein mit den dreihundert Millionen in den Kellern meines Palastes.“

Indeß hatte Bonaparte schon einen großen Schritt auf dem Wege zum Ruhme vorwärts gethan, als folgendes Portrait, das Frau von Abrantes giebt, auf ihn paßte: „Ich begegnete ihm (ein Onkel der geistreichen Schriftstellerin spricht); er sah immer, wo

ſie flogen, ſah ſich mit erhobnem Kopfe nach allen Seiten um, und ſein Ganzes glich denen, welche die Diebe auf den erſten Blick beſtehlen.“ Träumte Bonaparte Abends unter dem Oelbaume vor ſeiner Wohnung von Ruhm und Größe, ſo war er am Tage deſto thätiger, um Toulon zur Uebergabe zu nöthigen. Hauptſächlich hatte er ſeine Hoffnung auf die ſogenannte Batterie der Sanskulotten geſetzt, deren Spiel viel verſprach. Als er eines Morgens dahin kam, verlangte er vom Kommandanten dieſes Poſtens einen jungen Unteroffizier, der Verſtand mit Kühnheit verbände. Der Lieutenant rief einen herbei, und Junot trat vor.

„Du mußt Deine Uniform ausziehen,“ begann Bonaparte zu ihm, „um dorthin eine Ordre zu tragen.“ — Dabei zeigte er nach einem entfernten Punkte der Küſte, und erklärte Junot, was er von ihm verlange. Der Unteroffizier wurde roth vor Zorn und ſeine Augen funkelten.

„Ich bin kein Spion,“ verſetzte er; „laſſen Sie Ihre Ordre durch einen Andern überbringen.“

„Du weigerſt Dich, zu gehorchen,“ ſprach der Offizier in einem ſtrengen Tone zu ihm; „weißt Du wohl, was Du Dir zuziehſt?“

„Ich will gern gehorchen,“ erwiderte Junot; „aber ich gehe mit meiner Uniform, oder gar nicht. ’S iſt Ehre genug für dieſe Engländer.“

Bonaparte betrachtete ihn lächelnd und mit Aufmerksamkeit.

„Sie werden Dich aber tödten," sagte er dann.

„Was geht das Sie an? Sie kennen mich nicht lange genug, als daß Sie sich deshalb betrüben könnten, und mir ist es gleichgültig. Nun geschwind, ich gehe, wie ich da bin, nicht wahr?" — Er griff in seine Patrontasche. — „Mit meinem Säbel und diesen Zuckerplätzchen da. Wenigstens soll die Unterhaltung nicht stocken, wenn sie sonst Lust zu schwatzen haben." — Hierauf ging er singend fort.

„Wie heißt dieser Unteroffizier?" fragte Bonaparte.

„Junot," erwiderte der Lieutenant.

„Er wird es weit bringen*)."

---

*) Ich glaube diese Anekdote aus der besten Quelle geschöpft zu haben, indem ich die Erzählung der Herzogin von Abrantes wörtlich kopirte. Bonaparte nahm Junot zum Sekretär, und bekannt ist das Abenteuer von der Bombe, die neben Letzterem niederfiel, als ihm der Kommandant eine Ordre diktirte, und ihn mit Erde bedeckte. Der Sekretär soll hierbei geäußert haben: „So brauche ich keinen Sand." — Uebrigens, glaube ich, schmeckt dies Abenteuer etwas nach dem, was Karl XII. und sein Sekretär bestanden.

Junot war bei einem Bataillon von der Côte-d'Or in Dienste getreten. Nach der Uebergabe von Longwy sandte man das Bataillon nach Toulon. Junot war auf dem Schlachtfelde zum Unteroffiziere bei den Grenadieren ernannt worden.

Bonaparte schrieb Junot's Namen in seine Schreibtafel, und diese Aufzeichnung wurde der Anfang der Titel eines Gouverneurs von Paris, Generals der Husaren und Herzogs von Abrantes.

In Folge der von der klug geleiteten Artillerie in Toulon und seinem Hafen angerichteten Verwüstungen, wurde endlich diese Stadt am 19. December wieder genommen und vom Generale Dugommier, der die Generale Victor und Lapoype unter sich hatte, besetzt. Die Volksrepräsentanten Salicetti, Barras, Ricord und Robespierre der Jüngere eilten mit Rache im Herzen und Drohungen auf den Lippen dahin. Glaubt man indeß gewissen Berichten, die ich übrigens für wahrscheinlich halte, so waren diese drohenden Deputirten nicht im Geheimnisse des Bergs. Man flüsterte sich damals ins Ohr:

„Alles läßt vermuthen, daß der Berg den Engländern Toulon überliefere. Das frühere Benehmen dieser Stadt zeigte in keiner Art eine Neigung zu Gunsten der Feinde des Vaterlandes, indem sie bisher wüthend jakobinisch gewesen war. Zu Toulon befanden sich damals die Volksrepräsentanten Bayle und Beauvais. Ersterer weigerte sich offenbar, in den Verrath einzugehen, und eines Morgens hieß es, er habe sich eben getödtet. Der Selbstmord war vorausgesetzt; allein der Tod des armen Deputirten nur zu gewiß. Aus seinem Kollegen Beauvais, der sich gefügiger gezeigt, machte man nur ein spaßhaftes Opfer. Ein

Gerücht sagte, die Anhänger der Engländer hätten ihn gehängt, und man hörte weiter nichts von ihm. Nach Toulons Eroberung erschien plötzlich der gehängte Beauvais wieder. Die Verräther hatten ihn in einen tiefen Kerker geworfen, und er entging, wie durch ein Wunder, den heftigsten Verfolgungen. Armer Beauvais, oder vielmehr heroischer Beauvais, wie mußte man Dich nicht bei dem Feste ehren, womit zu Paris die Wiedernahme der rebellischen Stadt gefeiert wurde! — Nichts der Art geschah; man wußte den Held der Treue sich vom Leibe zu halten. Die ehrenvollen Erwähnungen regneten auf ihn, aber aus ziemlich weiter Ferne. Der Wohlfahrtsausschuß gab ihm Urlaub, und er ging nach der Schweiz, deren Luft zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unentbehrlich war. Beauvais gestand im engern Kreise seiner Freunde, daß er einige Konferenzen mit den Engländern gehabt. Allein bald nach dieser vertraulichen Eröffnung wurde der Deputirte krank und starb. Plötzlich verbreitete sich nun sein Ruhm nach allen Seiten; alle Mächte des Bergs setzten die Trompete an den Mund, um diesen Mann zu feiern, den man kürzlich noch so absichtlich zurücksetzte. Nun war er der große, der erhabene Beauvais, den die Feinde der Republik nicht bestechen konnten, und Robespierre schlug vor, ihm die Ehre des Pantheons zu bewilligen.

Die Uebergabe von Toulon an die Engländer hatte ungefähr in der Zeit stattgefunden, wo die Ge-

ſandten Maret und Semonville verhaftet wurden, und in der Zwiſchenzeit, als der tugendhafte Bailly geopfert wurde, verbreitete ſich das Gerücht, der Befehl zu der ſchrecklichen Behandlung des Präſidenten des Ballhauſes ſei vom Auslande gekommen. Als aber Marſeille, in derſelben Zeit wie Toulon, beinahe in die Hände der Engländer geliefert worden, hieß es, daß Deputirte des Bergs an der Spitze der Verſchworenen geſtanden. Beſondre Aufmerkſamkeit verdient noch der Umſtand, daß Bonaparte, der am meiſten zur Wiedernahme Toulons beigetragen, bald darauf wegen ſehr ungewiſſer Beſchuldigungen, die ſich nicht beweiſen ließen, verhaftet wurde, und trotz dem, daß man nicht umhin konnte, ihn zum General zu machen, bis nach dem 9. Thermidor in einer Art Ungnade blieb.

Dieſe Thatſachen ſcheinen mir ſehr gegen den aufrichtigen Republikanismus des Bergs oder vielmehr desjenigen ſeiner Mitglieder zu ſprechen, das ſeine Kollegen beliebig nach einem Syſtem handeln ließ, das ſie nicht kannten. Gleichwohl ließ Robespierre, deſſen royaliſtiſche Miſſion den Augen des klugen Beobachters ganz klar ſein müſſen, die Ströme des Blutes, die auf ſeinen Ruf floſſen, nicht verſiegen. Die in Toulon mit der Armee eingezogenen Volksrepräſentanten, welche übrigens, wie Alles zu glauben berechtigt, nicht die Heuchelei des Diktators theilten, empfingen ausdrücklichen Befehl, an den Küſten des

Mittelmeeres die Zerstörung von Lyon zu erneuern Fréron und Barras wurden hier die Werkzeuge dessen, was der politische Tartuffe die Nationalrache zu nennen wagte. Die List, welche an sich schon, als Treulosigkeit, infam ist, aber namenlos schauderhaft wird, wenn sie Grausamkeiten verbirgt, wurde hier von den rächenden Deputirten dabei angewendet. Eine Proklamation befahl allen Grundeigenthümern, sich nach dem Marsfelde zu begeben, um wichtige Mittheilungen zu vernehmen. Etwa dreitausend Personen, die sich dem Befehle gemäß eingefunden, stellten sich so auf, wie man ihnen sagte. Ein Truppenkorps, dessen Gegenwart ganz natürlich schien, machte eine Bewegung zur Seite, eine Batterie wurde demaskirt, und ein Kartätschenfeuer traf die in eine höllische Schlinge gefallenen Bürger. Diejenigen, welche nicht von der ersten Lage getroffen waren, stellten sich, als wären sie es auch, um einer zweiten Salve zu entgehen, und warfen sich zur Erde. Fréron aber rief ihnen zu: „Wer noch lebt, möge aufstehen; die Republik begnadige die Uebriggebliebenen.“ — Zum zweiten Male betrogen, gehorchten sie, als ein donnerndes Musketenfeuer sie niederwarf und der Säbel die Verwundeten vollends tödtete. — Isnard giebt in einem Bericht, worin die Menge der Opfer um Vieles vermindert ist, deren Zahl auf 200 an.

Dies war jedoch nur das Vorspiel der an Toulon im Namen des Bergs zu übenden Rache, dessen

Chef, aller Wahrscheinlichkeit zu Folge, selbst den Verrath angesponnen, den er bestrafen ließ. Wie aber war ein nahes Ende dieser Barbareien zu hoffen, welche die höllischen Mächte verleugnet hätten, da Barras an den Wohlfahrtsausschuß schrieb: „Die einzigen ehrlichen Leute, die ich hier fand, sind die Galeerensklaven. Sämmtliche Fremde sind verhaftet, die Franzosen erschossen.“ — Dieser Deputirte und seine Kollegen sagten noch in einem andern Briefe: „Alle Maurer von sechs Departements sind mit ihren Werkzeugen hierher beschieden worden, um allgemein und schnell zu demoliren. Mit einer Armee von zwölftausend Arbeitern muß das Geschäft schnell von Statten gehen, und Toulon in vierzehn Tagen rasirt sein.“ — Kannibalischer Wahnsinn! O unglückliches Toulon und Lyon!

Marseille theilte nicht gerade das Schicksal dieser beiden Städte; aber wie viele Köpfe, die sich gegen die Jakobiner gesträubt, fielen nicht in dieser ehemaligen griechischen Kolonie auf dem Schaffot, und wie viele seiner Gebäude wurden niedergerissen, weil sie der Mittelpunkt von Verschwörungen gegen die Republik gewesen sein sollten.

Während Barras mit seinen Kollegen demolirte und mordete, sprach er zu seiner Umgebung: „Meine Freunde, die Bewohner der Städte des Südens sind Verräther, von denen man das Land reinigen muß, und ihre Häuser sind Höhlen, die zerstört werden müs-

sen. Aber die Provencerinnen sind schön, zärtlich, auch etwas frei in ihren Sitten; die Fluren sind noch lachend und grün unter diesem schönen Himmel, der dem Winter trotzt. Wir wollen also auf dem Lande die Freude suchen, und werden sie unter den Strohdächern der Hütten kräftig und um so pikanter finden."

Welche schreckliche Mischung von neronischen und epikurischen Ideen, von Myrthen und Cypressen, dem Zähneknirrschen der Wuth und den Seufzern der Liebe!!! Verlassen wir schnell eine Gegend, wo solche Schändlichkeiten verübt wurden.

Ich will meine Erinnerungen von dem so blutigen Jahre 1793 wenigstens mit einigen Lorbeeren beschließen, die fleckenlos sind.

Die Eroberung von Toulon gab den Soldaten neuen Muth, und die Generale fanden ihre Thätigkeit in diesem Ereignisse wieder, was den von den Feinden hier beabsichtigten Operationsplan gänzlich zerstörte. In der That konnten sie einige Zeit hoffen, ihre Operationen, mit Hülfe der Insurgenten, von den Pyrenäen bis zu den Alpen auszudehnen. Toulon sollte dabei zum Mittelpunkte dienen, indem von da aus die englische Marine stets die Landungen an der insurgirten Küste zu decken vermochte. Die Wiedernahme dieses Platzes durch die Franzosen vereitelte diese Entwürfe, und außerdem erhielt dadurch eine Armee freie Hand, die nun schnell nach Roussillon

marſchirte, und in wenig Tagen die Spanier von da nach Katalonien zurücktrieb.

Während dem wandte ſich Maſſena, im Beſitz des Vardepartements, drohend nach der italieniſchen Grenze. Pichegru,

der ſpäter — — doch, noch war er tugendhaft,

Pichegru nöthigte die Preußen, die Belagerung von Landau aufzuheben. In Flandern nahm Jourdan eine impoſante Haltung an, und endlich wurden die Royaliſten des Weſten am 22. December, bei Savenay, von Weſtermann, Marceau und Kleber auf's Haupt geſchlagen. Zu jener Zeit war den Rebellen ſchon das mächtigſte Mittel ihrer Erfolge, der Fanatismus verloren gegangen, jene Macht der Einbildung, die Wunder thut, weil ſie keine Gefahr ſcheut. Die Vendéer ſtürmten nicht mehr die Batterien der Republikaner ſeit viele ihrer Mitbrüder auf halbem Wege den Tod gefunden hatten. Uebrigens trugen die Intriguen und Feindſchaften zwiſchen den Chefs mächtig dazu bei, die Armee zu demoraliſiren, und ihr Vertrauen zu mindern. Was aber am Meiſten Unordnung und Verwirrung in den Reihen der Vendéer verbreitete, waren die hohen Anſprüche des Adels, der erſt in die Reihen der Inſurgenten trat, als das Banner der Lilien ſchon aufgepflanzt war. Dieſe unverbeſſerlichen Ariſtokraten behandelten die Generale von niederer Geburt, die nur durch ihre Thaten groß waren,

verächtlich, was natürlich deren Unwillen rege machte. Vorzüglich war Stofflet über diesen Wappenhochmuth aufgebracht.

Nach der Niederlage von Savenay dachten die Vendéekämpfer an den Rückzug über die Loire. Ein Prinz, dessen Namen ich aus Achtung gegen die noch lebenden Mitglieder seiner Familie verschweige, beklagte sich am Ufer des nur genannten Flusses, wie schwierig es sei, darüber zu kommen, und wohl zu merken, die hohe Person dachte nur an ihre eigene Rettung. Seit einer Stunde bedrängte der Prinz deshalb mit seinen albernen und quälenden Fragen Stofflet, der allerdings auch an den fraglichen Uebergang dachte, aber nur wegen seiner Truppen. Lange hatte sich dieser Chef begnügt, die Achseln zu zucken und dem Frager den Rücken zuzukehren; allein am Ende von dessen unerträglicher Beharrlichkeit gereizt, wandte sich Stofflet schnell um, und rief, die Hoheit zweimal mit der flachen Degenklinge in's Gesicht schlagend: „So kommt man über die Loire."

Der Prinz, statt Stofflet herauszufordern, und mit ihm auf Leben und Tod zu kämpfen, flüchtete sich nebst einem Bedienten in die Wälder, fiel bald in die Hände der Republikaner, wurde aufs Schaffot geliefert, und muthlos in seinen letzten Augenblicken, besudelte er das Wappen seines Hauses noch im Tode.

III.

1 7 9 4.

Die Oper im Jahre 1793. — Mutius Scävola, Tragödie — Pamela, Komödie. — Larive, zurückgerufen. — Die philosophischen Löffel von Mercier. — Tod des Generals Biron. — Der Laubardemont der Vendée. — D'Elbée's Tod. — Die namenlose Stadt. — Der 21. Januar 1794. — Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien. — Robespierre wählt seine Opfer aus der Mitte des Konvents selbst. — Die Furcht sucht beim Laster Schutz. — Malesherbes, Lavoisier. — Gemälde der republikanischen Sitten von 1794.

Wie soll ich das Lächeln auf Ihre Lippen zurückrufen, das längst durch die düstern Bilder verbannt ist, die ich meinen Erinnerungen beimischen mußte, um

ein Jahr treu darzustellen, welches fortwährend Trauerflöre umhüllten. Gleichwohl ist das Lachen so wohlthätig, und, wie gewisse mürrische Moralisten sagen, ein nothwendiges Nahrungsmittel beim Banket des Lebens. Dies wohlthätige Lachen will ich daher um jeden Preis wieder hervorrufen, und in der Oper, denke ich, werden wir diesen Zweck erreichen. Wir wollen also durch die Thüre der Schauspieler in dies Kartenhaus schlüpfen, das ein Zauberer in dreißig Tagen mit einer Garantie von dreißig Jahren baute, und worin seitdem dreißig Direktoren, Herrn Harel ungerechnet, zu Grunde gingen.

Auf der Bühne, deren Vorhang niedergelassen, finden wir Alles bunt durch einander, und alle jene ehrlichen Choristen, die aus den Kirchen desertirt, und Haruspices, Augures oder Liktoren geworden, nachdem sie ihre Kappen abgelegt *); ihr Tenor, der am Morgen den Ruhm des Höchsten zu Notre-Dame gesun-

*) 1788 ereignete es sich, daß ein Chorist der Oper, der eben zu Saint-Roche gesungen, von der Zeit gedrängt, in aller Eile sein geistliches Gewand ablegte, und nach der Oper lief, um in den Chören von Castor und Pollux zu erscheinen. Als er die Bühne betrat, richtete einer der Zuschauer so hartnäckig seine Lorgnette auf ihn, den gewöhnlichen Choristen, daß er davon überrascht war. „Ich muß etwas Besonderes an mir haben," begann er zu seinem Nachbar; „denn der Herr dort, in der Loge links, hat nicht aufgehört, mich mit der Lorgnette zu betrachten, seit ich hier bin." — „Meiner Treue, ich glaub' es

gen, feierte Abends, in der Oper, die Reize der Venus. Auch die Schauspieler Lais, Chéron, Adrien naschten vom Ertrage des Magnifikat, obgleich von den Einkünften und dem mythologischen Feuer des Théâtre des Arts *) gemästet. Lainez und Rousseau verachteten eben so wenig die Honorare des Pango lingua, und ihr Alt, den die Damen Maillard und Rouxellois an jedem andern Orte, als auf dem Theater abscheulich fanden, modulirte mit gleicher Leichtigkeit Profanes und Heiliges. Auf jener Seite finden wir das artige Häuflein der Grasemücken des Théâtre des Arts, die Damen Gavaudan, Châteaufort, Renaud, Buret und Blette. Diese schönen Vögel, die nur singen, nahmen aber häufig Wanderungen vor, erschienen aber gewöhnlich nach Ablauf eines Monats wieder.

Nun wollen wir uns auch nach der Gegend dieses Olymps wenden, wo sich die Götter des Tanzes befinden. Da sind Gardel, Vestris, Nivelon und Deshaies, die, bis die Reihe aufzutreten, an sie kommt, battiren u. s. w. Diese Virtuosen des Tanzes reflektiren mit den Beinen. Nicht weit von ihnen

---

wohl," erwiederte der Andere; „Du hast Dein Umschlägelchen von Saint-Roche behalten." — Der Chorist war als Teufel gekleidet.

*) Diesen Namen erhielt die Oper während der Revolution, und behielt ihn bis zur Gründung des Kaiserreichs.

üben sich in Ronds de Jambe und im Temps de Jarret die Damen Coulon, Chevigny, Laure und Deligny, um die Aufmerksamkeit der an Gestalt und Ruhm ausgezeichneten Offiziere des Generalstabes, die sich um sie drängen, rege zu machen. Die schöne Blondine mit den azurblauen Augen und der geschmeidigen, schlanken Taille ist Demoiselle Aubry, eine der reizendsten Priesterinnen Terpsychore's. David war einst ihr sehr gewogen, und auf seinen Vorschlag wurde sie, wie man sagte, gewählt, um zu Paris die Göttin der Vernunft vorzustellen, indem er versicherte, daß eine solche Gottheit bei den Damen jeder Probe von Weisheit überhebe.

Aber folgen Sie mir doch, ich bitte, zu jener Kouliſſe, wo sich nicht ein dicker, kleiner, junger Greis, wie Figaro sagt, sondern ein langer, hagerer Siebziger mit Hirschbeinen und einem südlichen Accent anlehnt. Sie werden das Vergnügen haben, Vestris zu hören, nämlich den Vater, der seit lange zu Gunsten seines Sohnes abgedankt. Wie es scheint, geschah dies nicht ohne Vortheil für die Welt, denn alle Tänzerinnen der Oper, die etwas Kennerinnen sind, werden Ihnen sagen, daß Vestris der Sohn viel göttlicher ist, als sein Vater es war. Wenn sich zufällig der alte Gascogner jetzt mit einer Parallele seines Fachs beschäftigt, so wollte ich wetten, daß er, oder der Erbe seines Ruhmes dabei betheiligt ist. Wir wollen horchen:

„Ja, mein Herr,“ begann Papa Vestris zu einem Besucher der Koulissen, „ich behaupte, daß nach mir der größte Meister in der Menuet Vellecour von der französischen Komödie war.“

„Ich dächte aber, Mollé wäre gar nicht übel darin.“

„Mollé verstand nie das Bein zu setzen, und Niemand hält den Hut schlechter.“

„Der Teufel! das ist ein Kapitalfehler.“

„Ist dieser Fehler kapital, so hat der Mann, der seinen Hut bei der Menuet falsch hält, weiter nichts zu thun, als sich vor'n Kopf zu schießen.“

„Das scheint mir doch etwas viel verlangt.“

„Nein, mein Herr; Vatel's Verzweiflung war nur eine Kleinigkeit in Vergleich mit einer solchen Ungeschicklichkeit. Um also auf Vellecour zurückzukommen, so sage ich Ihnen, daß Niemand in der Welt, mich ausgenommen, besser in ein Zimmer einzutreten und eine Dame anzureden verstand.“

„Wenn sie saß,“ meinte die Tänzerin Clotilde, die eben vorüber ging.

„Doch entfernen wir uns; der Vorhang wird aufgezogen. Ich lade Sie nicht ein, im Saale Platz zu nehmen, denn es ist die 339te Vorstellung von „Le Devin du village.“

Die Oper hatte, wie man eben gesehen, 1794 noch berühmte Mitglieder. Das Theater der Republik befand sich ebenfalls in wachsendem Glücke, das aber

mehr von den neuerworbenen talentvollen Mitgliedern, als vom Verdienst der dramatischen Neuigkeiten herkam. Seit „Fénélon" hatte kein Stück eine sehr ausgezeichnete Aufnahme gefunden. Indeß wiederholte man zu Anfange dieses Jahres häufig das Trauerspiel „Mutius Scävola"; worin aber nichts feurig war, selbst nicht das Kohlenbecken, auf welches der römische Held die Faust legen sollte, und dieser Umstand hätte bald das Stück bei der ersten Vorstellung durchfallen lassen. Als Mutius vortrat, um sein heroisches Opfer zu bringen, ließ sich nicht das Geringste von Feuer oder Gluth bemerken, und ein aufmerksamer Beobachter im Paradiese rief:

„Dabei riskirt er nicht, sich die Finger zu verbrennen."

Das Nationaltheater erhielt gegen Ende von 1793 einen Erfolg, der sich auch zu Anfange des nächsten Jahres noch nicht verleugnete. Das Publikum sah mit Vergnügen „Pamela" von der mehr eleganten, als dramatischen Feder des Advokaten Français de Neufchâteau. Diesmals fand er aber seinen Gegenstand schon ganz fertig in einem Werke Goldoni's, und mit einer solchen Hülfe fehlte es ihm nie an Erfindung. — Milord Bonfil verliebt sich darin leidenschaftlich in seine Magd; ein Mädchen dieses Standes zu verführen, ist immer die erste Idee eines echten Edelmannes; allein die Zofe, welche ein Lackei gefällig fand, ist ein Drache von Tugend, wenn ihr Herr sich von ihren

Reizen einnehmen läßt — man kann leicht denken, warum. Der verliebte Engländer entschloß sich also, da er seinen Zweck nicht anders erreichen konnte, Pamela die Ehe zu versprechen. Nun giebt es aber in dem Stücke noch einen jener guten Männer mit glattem Haar und braunem Kleide, den die verlegenen Autoren immer bei der Hand haben, um eine Intrike zu entwickeln. Dieser Mann also, Namens Andrews, fällt im Augenblicke der Hochzeit Bonfil zu Füßen und erklärt, Pamela sei seine Tochter und er der Graf von Oxpen, einer der geächteten schottischen Clan-Chefs. Wie philosophisch auch immer ein Lord sein mag, so wird er doch nie böse darüber sein, in der Magd, die er zum Altare führen wollte, eine Gräfin zu finden. Bonfil sagt indessen zu seinem künftigen Schwiegervater, jedoch mit andern Worten: „Ich wünsche Ihnen um so aufrichtiger Glück, der Graf von Oxpen zu sein, weil mein Vater, Herrn François de Neuchâteau zu Gefallen, gerade beim König Ihre Begnadigung ausgewirkt hat. Gleichwohl bin ich ärgerlich, daß Sie mich an einer edlen Handlung hindern, indem Sie mir eine Gräfin zur Frau geben, statt einer Magd; denn nun kann ich nicht mehr ein thörichtes Vorurtheil der Freiheit und Gleichheit zum Opfer bringen."

Noch etwas konnte Milord Bonfil zuwider sein; nämlich der Umstand, daß das neue Stück „Nanine" von Voltaire war, weniger die schönen Verse; allein weil das Publikum sich diese aufgewärmte Speise ge-

fallen ließ, so hätte es üble Laune von Seiten des edlen Britten verrathen, wäre er nicht auch damit zufrieden gewesen.

Larive, der seit lange das Theater verlassen hatte, weil ihm ein Thron der Komödie zu enge schien, um getheilt werden zu können, wurde von Zeit zu Zeit von seinen ehemaligen Bewundrern auf die Bühne zurückgerufen. Zu Ende von 1793 las man in den Journalen folgende warme Aufforderung an jenen zu früh abgetretenen berühmten Schauspieler: „Wo bist Du, Larive, wo weilst Du, eingeschlafen in Deinem Ruhm! Wie? der Günstling Melpomene's sollte neue Lorbeern verachten, taub sein für die Stimme, die ihn auf die Bühne der Welt zurückruft; er könnte sich weigern, jetzt Mahomet durch seine Thaten zu verdunkeln! Nein Larive, Du wirst zurückkehren, um mit uns das höllische Andenken der Tyrannen zu verwünschen. Dir kommt es zu, die Halbrepublikaner zu elektrisiren!"

Nur ein ehernes Herz hätte solchen Bitten widerstehen können; auch widerstand ihnen Larive nicht immer; allein erst gegen Ende von 1794 entschloß er sich wieder aufzutreten. Seit drei Jahren beunruhigten Talma's Lorbeern seinen Schlaf und er begab sich am Ende wieder auf die Bühne, um die seinen zu erneuern. — Von diesem zweiten Auftreten wird später die Rede sein.

Ich habe mehrmals den Deputirten Frécine in Bezug auf Mittheilungen erwähnt, die er in einem Hause machte, wo ihn meine Familie öfters traf. Bald wird sich Gelegenheit finden, diesen Mann, das Muster eines gewissenhaften Republikaners, zu schildern, ich werde aus seiner politischen Laufbahn Züge erwähnen, deren nur ein edler Charakter fähig war. Unterdessen schöpfte ich noch aus dieser Quelle von Geschichten folgende Anekdote, die so seltsam und originell ist, wie der Charakter des Helden derselben.

„Ich speiste eines Tages zu Montrouge bei meinem Kollegen Mercier," begann Frécine; „die Gesellschaft war zahlreich, vorzüglich an Gelehrten; Chenier befand sich auch dabei. Wie groß war unsre Ueberraschung, als wir an unsern Plätzen nur hölzerne Löffel sahen, um die Suppe zu essen. Ein wenig Nachdenken beseitigte mein Erstaunen; Mercier, dachte ich, will uns ein Beispiel republikanischer Einfachheit geben. Unterdessen kam ein Gericht Erbsen, wozu zinnerne Löffel herumgereicht wurden. Hier zerbrach ich mir den Kopf aufs Neue, und vergebens rieb ich mir die Stirn, um irgend eine Erklärung zu finden. Noch dachte ich nach, als man silberne Löffel brachte, bestimmt, Erdbeern damit zu essen. „Der Teufel," rief ich, jedoch ganz leise, „mag so ein Räthsel lösen!" — Gleichwohl sann ich immer noch der Lösung nach und befand mich damit auf demselben Punkte, als der Kaffee mit vergoldeten Löffeln gebracht wurde. „Ge-

wiß," sprach ich zu mir, „liegt diesem wachsenden Luxus ein philosophischer Sinn zum Grunde." — Da ich das Mahl für beendigt hielt, nahm ich einen meiner Freunde bei Seite, um ihn zu Rathe zu ziehen, als man mir ein italienisches Sorbet mit einem niedlichen, goldverzierten Perlmutterlöffel anbot.

Während dieser hieroglyphischen Aufeinanderfolge von Löffeln befragte ich öfters die Physionomien der übrigen Gäste, und bemerkte da die Verwundrung so vielfach ausgedrückt, als ich noch nie gesehen. Endlich begann unser Wirth:

„Bürger, gewiß hat Sie die Mannigfaltigkeit der Löffel überrascht; hören Sie also die Erklärung davon, die ganz literarisch ist."

„Aha!" erwiderte Chenier, sich auf seinem Stuhle zurecht setzend, „das schlägt in mein Fach. Lassen Sie hören."

„Der hölzerne Löffel," begann Mercier wieder, „bezeichnet die bescheidene Einfachheit, womit ein Autor sein Werk beginnen muß. Der zinnerne Löffel kündigt an, daß er in seinen Gegenstand eingehen wird. Der vergoldete Löffel ist ein Symbol der Anstrengungen, die man machen muß, um seinem Werke den höchsten Grad des Interesse zu geben. Der Perlmutterlöffel endlich soll daran erinnern, daß ein Werk mit den schönsten Gedanken endigen muß."

Nach dieser Erklärung hatten fast alle Gäste zu husten, zu nießen, oder sich zu schneutzen. Diese klei-

nen Menſchlichkeiten ſind von großem Nutzen, um Zeit zu einer ſchwierigen Antwort, oder zur paſſenden Entwickelung einer delikaten Frage zu geben. Dadurch wird vortrefflich ein unzeitiges Aufbrauſen unterdrückt, und die Verlegenheit zur Hälfte gemindert. Indeß las ich auf den Geſichtern Aller, die huſteten, nießten und ſich ſchneuzten, mich nicht ausgenommen, wie ich in einem gegenüber hängenden Spiegel ſah, daß Niemand im Stande war, Mercier zu ſeiner befremdenden Erklärung Glück zu wünſchen. Zum größten Glücke rettete uns ein unerwarteter Beſuch; nämlich der gute Florian, der ſich nach Sceaux L'égalité zurückgezogen, kam dieſen Abend, mit einem Bande von Ovid unter dem Arme, zu ſeinem Freunde. Der treffliche junge Mann, der liebenswürdige Apoſtel der Natur und der Grazien, war uns in dieſem Augenblicke ſo angenehm, wie einem jungen Mädchen bei ihrem Erwachen ein Kapitel ſeiner „Eſtelle" oder „Galathé."

Zu Anfange dieſes Jahres (1794) habe ich die Folgen der Ereigniſſe etwas verändert, und zwar weil ich nicht gern dieſe Periode meiner Erinnerungen mit einer Exekution eröffnen wollte. Wirklich war das Erſte von Bedeutung, was ſich im Januar ereignete, die Hinrichtung des Generals Biron, des wackern, eleganten Herzogs von Lauzun, des Lovelace des achtzehnten Jahrhunderts. Er ſtarb am Neujahrstage — und erhielt alſo die Guillotine zum Neujahrsgeſchenk.

Ich glaube nicht, daß Biron ſich etwas vorzu-

werfen hatte; man verdankte ihm sogar einige Siege an den Alpen und im Westen. Allein seit Ende von 1792 hatten sich die Beschuldigungen in Bezug auf diesen General gehäuft; er war von hohem Adel gewesen und der Wohlfahrtsausschuß glaubte nicht an seinen Republikanismus, oder stellte sich wenigstens so. Auch dieser war von der Emigration empfohlen worden.

Biron wurde zu spät verurtheilt, um noch denselben Abend guillotinirt werden zu können. Man führte ihn also ins Gefängniß zurück. Unterwegs begegneten ihm mehrere Personen, zu denen er sagte: „Abgemacht, meine Herrn, ich gehe auf die große Reise." — Nach der Rückkehr in sein Gemach ließ er den Schließer Langlois kommen.

„Hören Sie, mein Freund, morgen um Sieben," begann er zu diesem, „mache ich mich auf den Weg."

„Sie sind also freigesprochen, General, und ich wünsche Ihnen Glück dazu."

„Ja, ich bin freigesprochen von den Verlegenheiten und Qualen des Lebens, und diese Liquidation wiegt schon eine andre auf."

Langlois, der in seiner Schließerbrust ein empfindsames Herz hatte, seufzte und schwieg. Biron sprach weiter:

„Meine Stiefeln brauchen Sie nicht mehr zu putzen. Ich will Sie Ihnen lieber gleich geben und die Reise in Pantoffeln machen."

„Bürger, wie können Sie doch davon sprechen.“

„Zunächst bringen Sie mir nun mein Abendessen, und für morgen früh machen Sie mir drei Dutzend Austern und ein Stück Schinken zurecht. Letzteres nicht allzufett.“

Langlois gehorchte mit Thränen in den Augen dem Gefangenen, brachte sein kleines Couvert und wollte sich dann entfernen. Biron hieß ihn bleiben.

„Warten Sie einen Augenblick; Sie sollen mir mir trinken.“

Der Schließer gehorchte. Der General schenkte ihm nun zwei Gläser Wein ein, aß hierauf mit gutem Appetit, legte sich nieder und schlief vier Stunden wie ein Kind. Tags darauf, um sechs Uhr, erhob er sich so ruhig und heiter, als hätte er auf die Jagd gehen oder sich zur Tafel setzen wollen. Bald nachher trat der Scharfrichter ein.

„Guten Morgen, mein Freund,“ begann er zu diesem, „ist heute nicht der Neujahrstag?“

„Ja, Bürger.“

„Der Teufel! ein schlechter Anfang des Jahres,“ sprach er zu sich, und fügte dann mit erhobner Stimme, zu dem Henker gewendet, hinzu: „Erlauben Sie mir, mein letztes Dutzend Austern zu verzehren.“

„Sehr gern.“

„Unterdessen trinken Sie ein Glas Wein; Sie haben es nöthig bei Ihrem Metier.“

„So was weist man nicht zurück" — erwiderte der Bote des Todes und trank.

„Unsre Sapeurs bei der Armee," sprach Biron wieder, „schärfen ihre Beile einmal monatlich; das Ihrige muß sehr kostspielig scharf zu erhalten sein. Wie vielmal wöchentlich wird es geschärft?"

„Zweimal."

„Und kostet jedes Mal?"

„Zehn Franken."

„Das ist also doch nur eine jährliche Ausgabe von tausend Livres; rechne ich die Erschaften, welche sich die Nation mittelst dieses Instruments verschafft, so ist die Spekulation nicht übel. — Nun," fügte Biron hinzu, indem er aufstand, „wir wollen gehen."

Er ging, und in weniger als einer Stunde nach seinem letzten Mahle hatte er aufgehört zu leben.

Bekannt ist die Erzählung von den schrecklichen Martern, die der Bösewicht Laubardomont dem unglücklichen Urbain Grandier auferlegte, der eine Satyre auf die Galanterien Richelieu's und der Königin Marie von Medicis verfaßt hatte. Man machte nämlich ein eisernes Crucifix glühend, und hielt es auf verschiedene Theile von Grandier's Körper, damit die konvulsivischen Bewegungen des Schmerzes bei Annäherung des heiligen Bildes von der fanatischen Menge für Zeichen der Besessenheit gehalten würden. In der Vendée erneuerte der Abbé Bernier diese Gräuel

an den republikanischen Gefangenen. Fortwährend unterhielt er auf einem Kohlenbecken zwei eiserne Krucifixe glühend, und wenn man ihm sanskulottische Militärs brachte, ließ er sie eins der glühenden Krucifixe küssen und hielt es ihnen dann auf die Brust *). Bernier war hierin nur Nachahmer eines Mannes, den Richelieu selbst seinen Henker nannte; allein Folgendes war eine eigne Erfindung des Vendée-Priesters. Eines Tags ließ er nämlich einen Altar von republikanischen Leichnamen errichten, und las dann auf diesen menschlichen Ueberbleibseln, von denen das Blut noch herabträufelte, die Messe.

Die royalistischen Schriftsteller, welche die Grausamkeiten der Republikaner im Westen geschildert, haben weislich verschwiegen, daß sie zum Theil eine Folge der eben geschilderten Barbareien waren. So übte z. B. der General Turreau nach der Einnahme der Insel Noirmoutiers, in den ersten Tagen von 1794, eine blutige Rache. Der tapfre d'Elbée, der bei Savenay tödtlich verwundet worden, gerieth zu Noirmoutiers mit 1200 Rebellen in Gefangenschaft, und

*) Ein Offizier, der sich dieser Strafe zu entziehen wußte, begegnete dem Abbé Bernier 1801 zu Paris, der, glaube ich, damals schon Bischof von Orleans war. Dieser Militär erkannte den Laubardemont der Vendée, ergriff ihn beim Arme und zerbrach ihm, ohne Rücksicht auf seine bischöfliche Würde, das Schulterblatt.

wurde zugleich mit ihnen erschossen. „Ich danke Euch, Kameraden," sprach er zu den Grenadieren, die ihn zum Tode bringen sollten, „Euer Blei wird mir die beste Linderung verschaffen. Ein verwundeter Braver tödtet sich nicht, wenn er Religion hat; allein er läßt sich gern tödten."

Lyon hieß, nachdem es erobert worden, die befreite Kommun; diese Benennung war also nicht mehr neu. Der Berg, der aber in seinen Strafen und Verfügungen die Veränderung liebte, fand es daher pikanter, Marseille für einen Anfang von Rebellion seines Namens zu berauben und ihm dafür keinen andern zu geben. Dieser Zustand der Dinge dauerte 26 Tage (vom 16. Januar bis 12. Februar), und in dieser Zeit mußte man entweder jeden Brief nach der namenlosen Stadt mit einem Expressen schicken, was etwa 600 Franken kostete, oder das Schreiben ganz unterlassen, und meistens geschah das Letztere. Einige Kaufleute, die das Wort Marseille auf ihre Briefe zu setzen gewagt, wurden verhaftet, und hätten ihren Ungehorsam bald mit dem Tode büßen müssen.

Eine der unmoralischsten Handlungen des Konvents war die Weihe des 21. Januar zu einem Feste. Sämmtliche Repräsentanten in Verbindung mit allen Volksgesellschaften von Paris und der Umgegend begingen auf dem Revolutionsplatze diese abscheuliche Feierlichkeit, und mitten unter den Gesängen, Tänzen und Koncerten enthauptete der Henker vier Verurtheilte.

Bis jetzt hatten noch die Feste mit Menschenopfern gefehlt, wie sie bei den alten Galliern stattfanden, und diese Vervollständigung der Barbarei geschah am ersten Jahrestage des Todes Ludwigs XVI. Von nun an trat dieser Tag in die Reihe der jährlichen Feste.

Vom 4. Februar 1794 datirt sich die Quelle des Unglücks, die unsre Besitzungen der neuen Welt allen Gräueln des Bürgerkriegs überliefern sollte, um sie dann allmälig in Englands Gewalt fallen zu lassen. In einem an diesem Tage gegebenen Dekrete hieß es nämlich: „Der Konvent erklärt hiermit die sofortige Abschaffung der Sklaverei in allen französischen Kolonien, und giebt den Negern alle Rechte französischer Bürger.“ — Das Schiff, welches dies Gesetz den Kolonien überbrachte, schleuderte dadurch einen unauslöschbaren Brand der Zwietracht und der Rache in deren Mitte.

Wie erwähnt, hatte sich Robespierre, um seine mächtige Feindin, die Gironde, zu vertilgen, mit den Kordeliers nicht vereinigt, sondern nur provisorisch verbunden. Nie war es ihm eingefallen, die höchste Gewalt mit diesen Nebenbuhlern zu theilen, und höchstens hatte er denselben erlaubt, dieselbe zum Theil zu usurpiren, bis er ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte. Zu Ende des März von 1794 hielt sich Robespierre stark genug, mittelst seiner furchtbaren Bundesgenossen, dem Jakobinerklub und dem Revolutionstribunale, die Werk-

zeuge zu zerbrechen, deren er sich bisher bedient und die ihm die Herrschaft streitig machen konnten. Am 24. März wurden daher Ronsin, einer der Generale der Revolutionsarmee, Anaxagore Chaumette, der Prokurator der Kommun, Hébert, sein Substitut und einige Andere nebst Anacharsis Clootz, dem sogenannten Redner des Menschengeschlechts, in Anklagestand erklärt. Die drei Ersteren konnten durch ihre Leidenschaftlichkeit und der Letztere durch seine Thorheiten dem Diktator schaden. Hébert hauptsächlich hatte sich durch sein gemeines Journal „Le père Duchène“ eine gewisse Popularität erworben. Früher Theateraufwärter, dann Lakai, war es ihm leicht gewesen, die Formen und die Sprache der Hallen anzunehmen, und als Beaufort des achtzehnten Jahrhunderts hätte er vielleicht im Namen der Kommun diese reizbaren Massen aufwiegeln können, die ihn so gut verstanden.

Leute, deren man sich entledigen wollte, anzuklagen, war damals nicht schwer. Ronsin unterlag der vielleicht gegründeten, aber wenig bewiesenen Beschuldigung, sich im Süden Erpressungen erlaubt zu haben. Auf Chaumette und Hébert lastete die Anklage, nebst Ronsin darauf ausgegangen zu sein, Frankreich einen Herrn zu geben. Dieser Herr, der mit dem Namen Grandjuge (Großrichter) bezeichnet wurde, war der Maire Pache. Anacharsis Clootz hatte dem Konvente einen Plan zu einer Universalrepublik vorgelegt, und obgleich ein System vom at-

lantiſchen Ocean bis zum Eismeere nicht ſo leicht zu verwirklichen war, ſo mißfiel es doch, trotz ſeiner Unſinnigkeit, Robespierre, deſſen Pläne nicht ſo weit gingen.

Nachdem dieſe Köpfe gefallen waren und Robespierre von Seiten der Kommun nichts mehr zu fürchten hatte, ſah er ſich im Konvente um. Hier erblickte er zuerſt Danton, koloſſal von Geſtalt und in der öffentlichen Meinung. Danton beſaß die Kunſt, welche Robespierre abging, den Maſſen zu imponiren und ſeine Energie auf Andere überzutragen. Bei jeder berathſchlagenden Verſammlung, unter einem Haufen Inſurgenten oder Bewaffneter fand der heftige Kordelier ſtets Anhänger. Robespierre dachte nun zunächſt daran, ihn dieſer Mittel des Triumphs zu berauben.

In Folge eines Berichts des Wohlfahrtsausſchuſſes, den Robespierre nach Belieben leitete, wurde die Revolutionsarmee durch ein Dekret vom 27. März verabſchiedet. Ein andres Dekret vom 1. April unterdrückte die exekutive Behörde, d. h. den aus vierundzwanzig Mitgliedern beſtehenden Konſeil, der Frankreich regierte. An die Stelle dieſer Regierung traten zwölf Kommiſſionen, die mit dem Wohlfahrtsausſchuſſe in Verbindung ſtanden und von ihm ihre täglichen Geſchäfte angewieſen erhielten. Die Mitglieder dieſer zwölf Kommiſſionen, die dem Wohlfahrtsausſchuſſe untergeordnet waren, wurden auf den Vorſchlag des letzteren vom Konvente ernannt. So wurde Robes-

pierre, der, ich wiederhole es, der Wohlfahrtsausschuß war, wie Ludwig XIV. der Staat, der Mittelpunkt aller Verantwortlichkeit. Dadurch wurde jeder mögliche Widerstand beseitigt, und er konnte nun offen die Kordeliers angreifen.

Dieser letztere Gewaltstreich ist vielleicht das Meisterstück der Politik Robespierre's. Er hatte Danton und Konsorten alle Mittel benommen, von ihrer Kühnheit Gebrauch zu machen, und seine Popularität, die sich bis jetzt auf Jakobiner beschränkt, gewann nun auch Anhänger unter den honneten Bürgern. „Die Vernichtung der blutdürstigen Kommun und die Entlassung der Revolutionsarmee," dachte man, „deuten offenbar auf die Rückkehr zur Ordnung, und die Menschheit scheint endlich bei Robespierre ihre Rechte wieder erworben zu haben." — Hätte er den Wagen des Terrorismus angehalten, und der Ungerechtigkeit starke Schranken entgegen gesetzt, so würde sich die Majorität der Nation ihm angeschlossen haben, und man hätte die vorhergegangenen zahlreichen Morde, als eben so viele unglückliche Nothwendigkeiten betrachtet. Dann konnte er Frankreich und vielleicht Europa den Frieden geben, und konnte regieren, ja unumschränkt herrschen; allein mochte nun sein Zweck die Souveränität sein, oder mochte er im Auftrage eines zukünftigen Herrn handeln, er befolgte einen andern Plan. Das Morden dauerte fort; Robespierre bezeichnete plötzlich Opfer in der Mitte des Konvents.

Man sah nun, daß dieser Jakobiner nur seine Nebenbuhler vernichten wolle, und Niemand zweifelte mehr daran, als er vom Konvente die Köpfe von Danton, Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine, Hérault de Sechelles, Lacroix, Bazire und Chabot verlangte; lauter wüthende Terroristen, die ihm so eben die Kommun hatten stürzen helfen.

Und diese Köpfe wurden diesem andern Sylla mit derselben Leichtigkeit, ja Gleichgültigkeit bewilligt, als wenn er wegen einer unbedeutenden Petition zur Tagsordnung überzugehen verlangt hätte.

Die neuen Proskribirten, Mitglieder der Nationalrepräsentation wurden kraft eines gewöhnlichen Verhaftbefehls von Fouquier-Tinville in ihren Wohnungen festgenommen. Die Unverletzlichkeit der Deputirten war für den Despoten nur noch ein leeres Wort. Bazire wollte, von den sechs dem Tode geweihten Deputirten unterstützt, dieser gesetzlosen Wildheit einen Damm entgegen stellen. „Ich verlange," rief er, „daß der Konvent die Anklage keines seiner Mitglieder dekretirt, bis er es nicht vorher gehört hat." — Diese Art Angriff auf die Proskription Robespierre's verdarb aber nur den, der ihn gewagt, und die, welche ihn unterstützt. Der Tyrann des Bergs fühlte, daß er diesen Keim von Menschlichkeit schnell im Blute ersticken müsse, wenn er ihm nicht verderblich werden solle.

Der Konvent war in solchem Grade Robespierre's Sklave geworden, daß er ihm in nichts widerstehen konnte, und diejenigen seiner Mitglieder, die so oft Beweise von Kühnheit gegeben, schwiegen. Man hätte glauben sollen, sie wären stumm geworden, indem sie sich in den Komité's, in öffentlicher Sitzung und in Gesellschaft von ihm insultiren ließen. Wenn dieser Mann mit seinen Kollegen diskutirte, kannte seine Insolenz keine Grenzen. „Ihr seid elende Schufte, Böswichter," begann er zu denen, die ihm widersprachen; „alles Schlechten fähig, und verdient nur die Guillotine."

Das Revolutionstribunal selbst wurde verlegen, als es die Namen der Opfer sah, die ihm Robespierre mit dem schrecklichen Befehle sandte: „Feu de file," was bedeutete: „Verdammt Alle." — Die Richter, welche eine Volksbewegung fürchteten, verlangten ein spezielles Gesetz, und auf der Stelle dekretirte der Konvent: „Wenn die dem Revolutionstribunale übergebenen Angeklagten Widerstand leisten, oder die Nationaljustiz insultiren, so werden sie außer den Debatten erklärt, und auf der Stelle gerichtet." — Die sieben Repräsentanten wurden hingerichtet, ohne daß ein Aufstand ausbrach.

Robespierre, argwöhnisch, wie alle Tyrannen, wollte, wie man sagte, selbst Männer guillotiniren sehen, die fast den Wagen seines Glückes umgeworfen hätten, und Demand, der ihn nach der Exekution

unter den Kastanienbäumen der Tuillerin traf, sahe ihn, zum Zeichen seiner Zufriedenheit, sich die Hände reiben. Allerdings war ein Abgrund unter seinen Füßen geöffnet, und die sieben Köpfe sollten ihn ausfüllen.

Von allen Deputirten, deren Opposition mit ihrem Leben aufhörte, war Danton der furchtbarste. Nach ihm kam Bazire, der, wie Ersterer, Energie mit Geschick verband, und damit ein Princip unterstützte, welches lange so weit getrieben wurde, daß man den Terrorismus für unentbehrlich hielt, der aber jetzt auf sie selbst zurückwirkte. — Den vornehmsten Kordeliers ging es nicht besser; diese Tiger hatten ihre Klauen verloren, und schon mehr, wie einmal, hatten sie das Wort Menschlichkeit hören lassen.

Chabot war nur ein Beller des Klubs, eine beißige Dogge, die aber ein kräftiges Wort, eine Art von „Couchez-là," augenblicklich zur Ruhe brachte.

Lacroix fehlte es nicht an Muth; er war selbst dankluftig und suchte Händel; allein die Liebe zu Vergnügungen herrschte bei ihm vor. Bei Tafel vergaß er Civismus, Pflichten und Nothwendigkeiten, und seine Principien, wenn er deren hatte, ertranken jeden Abend in der Flasche, oder entschliefen am Busen eines Mädchens. „Ich will ihn los sein," hatte aber Robespierre gesagt; „er könnte in seiner Trunkenheit gefährlich werden."

Camille Desmoulins war eigentlich nur ein Phrasenmacher; der Mann, der sich 1789 den Generalprokurator der Laterne genannt, predigte seit einiger Zeit in seinem „Vieux cordelier“ Humanität. In einer der letzten Nummern seines Blattes, die vor seinem Tode ausgegeben wurden, schrieb er mit einer Aufrichtigkeit, die wenigstens kein schlechtes Herz verrieth: „Ich will die Republik, aber eine ruhige, inoffensive Republik — eine Republik von Zuckerkand.“ — „Der Mann fängt an süßlich zu werden,“ meinte Robespierre; „es ist Zeit, ihn zu beseitigen.“ — Als der Präsident des Revolutionstribunals Camille Desmoulins nach seinem Alter fragte, gab er zur Antwort: ich bin so alt, wie der Sansculotte Jesus Christus, 33 Jahre.“

Fabre, mit dem Beinamen d'Eglantine (wilde Rose), weil ihm diese Blume beim poetischen Concurs zugefallen, betrachtete die Revolution nur als eine Tragödie, sowie sie der Maler David nur als ein großes Gemälde ansah. Das politische Gewissen solcher Leute ist ein Vernunftwesen; alle ihre Inspirationen kommen aus dem Kopfe, und sie sind grausam, oder das Gegentheil, je nachdem die Verhältnisse sind, und der Grad von Poesie es erfordert, der diese begabt. Wo die Einbildungskraft vorherrscht, ist keine feste Ansicht zu finden, und die Dichter waren stets schlechte Regenten.

Wir haben Hérault de Sechelles an dem lächerlichen Feste des zehnten August 1793, genannt das Fest der Wassertrinker, gehört, und seine schwülstige Rede hat uns gezeigt, daß dieser Mann ein Schöngeist voll klingender Worte, ein Scudery des 18. Jahrhunderts war, dem der Spott, aber nicht das Beil hätte sollen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Allein die Girondisten hatten durch Phrasen geherrscht, und Robespierre wollte diese Gewalt nicht wieder aufkommen lassen.

Seit Hinrichtung Danton's und seiner Genossen (5. April), die des Nachts auf einen Befehl vom Revolutionstribunale verhaftet worden waren, schliefen Legendre, Tallien, Courtois und über dreißig Konventsmitglieder nicht mehr zu Hause, und brachten ihre Nächte bald hier, bald dort zu. Fouché gestand später, daß er über zwei Monate lang keinen festen Aufenthalt gehabt; allein er sagte nicht, daß während dieses herumirrenden Lebens der Alkoven der Damen Lévêque und Destainville sein Asyl war. Cambacérès campirte gewöhnlich an einem dergleichen Orte, obgleich mit weniger Recht. Auch grüßten ihn, als er Konsul geworden, die öffentlichen Mädchen auf seinem Lieblingsspaziergange im Palais-Royal mit einem: „guten Abend, mein kleiner Konsul," und manchmal erlaubten sie sich sogar, ihm mit einer mehr schmeichelnden, als saubern Hand die konsularischen Wangen

zu klopfen. Die zweite Person der Republik antwortete dann lachend: „guten Abend Närrin," und setzte ihren Weg fort.

Unterdessen erfuhr der Terrorismus nicht die geringste Unterbrechung; dreißig bis vierzig Köpfe fielen oft an einem Tage. Den 1. Mai, eine Epoche, die man allgemein als den Wendepunkt dieses Systems der Vertilgung betrachtet hat, enthielten die Kerker von Paris 8000 Gefangene. Um diese Zeit sühnte der edle Malesherbes seine muthige Vertheidigung Ludwigs XVI. auf dem Schaffote, wohin ihm seine Schwester, seine Tochter, sein Schwiegersohn und seine Enkelin folgten. Malesherbes behielt bis zum letzten Augenblick jene Heiterkeit und Seelenruhe, die ihn nie verließen, und antwortete den barbarischen Richtern mit dem patriarchalischen Tone und dem gewinnenden, wohlwollenden Lächeln, womit er früher die beim Begießen seines theuern Rosenbosket's überraschten Mädchen belohnte.

Als er die Conciergerie verließ, um zum Tode zu gehen, stieß dieser verehrungswürdige Stoiker an einen Stein und strauchelte. — „Eine üble Vorbedeutung," sprach er lächelnd, „die einen Römer zur Rückkehr bewogen hätte."

Lavoisier, ein berühmter Chemiker, bescheidener Gelehrter und harmloser Bürger, aber leider reich, fand wenige Tage nach Malesherbes mit 27 General-

pächtern seinen Tod, die sämmtlich Hauptverbrecher waren, weil sie große Reichthümer besaßen.

Schließlich will ich noch den moralischen Zustand jener Zeit skizziren, worin man ohne Mühe die Wahrheit erkennen wird, daß die Gesetze und das Benehmen der Regierung die Sitten der Nationen bestimmen. Ein ehernes Netz war über ganz Frankreich gebreitet, und alle Bürger fühlten es auf sich lasten. Kein Stand schützte vor der „Inquisition der Freiheit"; der Repräsentant und der Beamte waren nicht weniger verdächtig, wie der Adlige, der Priester, oder der Gegenrevolutionär. Kein Franzose erlaubte sich eine ruhige Nacht, und keiner war, an dessen Thüre der Verrath nicht in Begleitung eines Schergen mit den Worten klopfen konnte: „Hier sind wir recht."

Um in Frankreich zu reisen, waren zahllose Schwierigkeiten zu übersteigen, und vergebens hatte man sich mit großer Mühe mit einem Passe versehen; der erste beste Municipalbeamte konnte den Reisenden aufhalten und einkerkern. Irgend ein Lavater vom Lande, ein Winzer studirte seine Züge, erklärte ihn verdächtig, wenn es ihm beliebte, und wurde sein Richter, Gensd'armes und öfters auch sein Kerkermeister *).

*) Ein Beamter im Departement der Eure-et-Loire, welcher einen jungen Schauspieler verhaftet hatte, der sich, aus Ersparniß, zu Fuße nach Tours begab, sperrte ihn in den Gemeindebackofen, der am Morgen geheizt worden, und ließ ihn drei Stunden darin. Dem Tode schon nahe, wurde er noch zum Glücke befreit.

Zu Paris durfte Niemand hoffen, dessen Civismus nicht hinlänglich bewiesen war, die ersten Bedürfnisse des Lebens befriedigen zu können, denn diese wurden nur gegen von den Sektionen visirte Bons verabfolgt. Bei dem geringsten Verdachte in dieser Beziehung gab es weder Brot, noch Fleisch, noch Wein, noch Licht. Der Leichtsinn der Pariser gewöhnte sich indeß an all dies Elend; ja man benutzte es sogar zu Moden und besondern Arten von Geschmack. Ich erröthe, indem ich es niederschreibe, daß die Mode, das stete Idol der Bewohner unserer Hauptstadt, bald, gleich einem Schleier oder einem neuen Bande, die Insignien des Terrorismus zu ihrem schauerlichen Schmucke machte. Ich sah Frauen, welche die Guillotine in Form goldener Ohrringe trugen; Kinder spielten mit diesem Instrumente des Todes, das nach demselben Maßstabe gearbeitet war, wie ihr übriges Spielzeug; ja ich sah die Guillotine in Miniature von Acajouholz, und mit einem beweglichen Fallbeil unter den Tändeleien einer auf dem Sopha lang ausgestreckten schönen Frau, und erblickte dasselbe Instrument des Todes von Zucker in der Mitte eines Tafelaufsatzes. — Das Henkerbeil und Zucker!! Endlich scherzte auch die Dichtkunst mit der Guillotine, jenes so edle und anmuthige Spiel des Geistes, jene göttliche Harmonie, die nur große und reine Gefühle zum Gegenstande haben sollte.

Die rothe Mütze war eine ebenso nothwendige Zierde der Zimmer, wie der Köpfe geworden, und die

Büste Marat's, ein Meuble, das Keiner entbehren konnte, ohne für gemäßigt, oder gar für einen Anhänger Pitt's und Koburg's zu gelten. Ich kannte einen exaltirten Jakobiner, der sich allemal von seiner Köchin rufen ließ, wenn Hühner zu tödten waren, um sich das Vergnügen zu machen, diese unschuldigen Geschöpfe zu guillotiniren. Alle Pariser von funfzig bis sechzig Jahren müssen sich noch erinnern können, daß ein Buchhändler der Hauptstadt über seinen Laden setzen ließ: „A Notre-Dame-la-Guillotine.“

Das Kostume jener Zeit bestand in einer Weste, genannt Carmagnole, einem über der Taille ausgeschnittenen Gilet und groben, langen Hosen, die über die mit Thran gesalbten Stiefeln, oder nur um das nackte Bein der Sanskulotten flatterten. Dazu kam eine bunte Halsbinde, wo das Roth gewöhnlich vorherrschte, und glatt herabhängende fettige Haare, welche die charakteristische Mütze deckte. Weil aber diese Insignie nicht zu oft an einem Bürger vorhanden sein konnte, so trug er sie auch von vergoldetem Kupfer im Knopfloche, und die breiten, goldenen Ohrringe, vervollständigen unter dem Namen von Guillotines die Merkmale des Civismus. Die Tracht der Frauen war in derselben Manier, nur zeigte sich der Anstand aus Patriotismus sehr nachlässig dabei.

Wer nicht die Sprache und Formen des, wie eben angedeutet, bis zum Aeußersten getriebenen Republikanismus affektirte, galt für verdächtig, und

konnte jeden Augenblick verhaftet werden. Auch fügte man sich fast allgemein diesen wilden Sitten, und das unaufhörliche Schauspiel des Todes gehörte zu den alltäglichen Dingen.

So war es um die Mitte von 1794 mit dem liebenswürdigsten, gebildetsten und elegantesten Volke der Erde bestellt! — Noch einmal wiederhole ich, die Gesetze und das Benehmen der Gewalthaber bestimmen die Sitten der Nationen.

Ende des vierten Bandes.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DC
715
P37
Bd.10

Pariser Nachte